This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

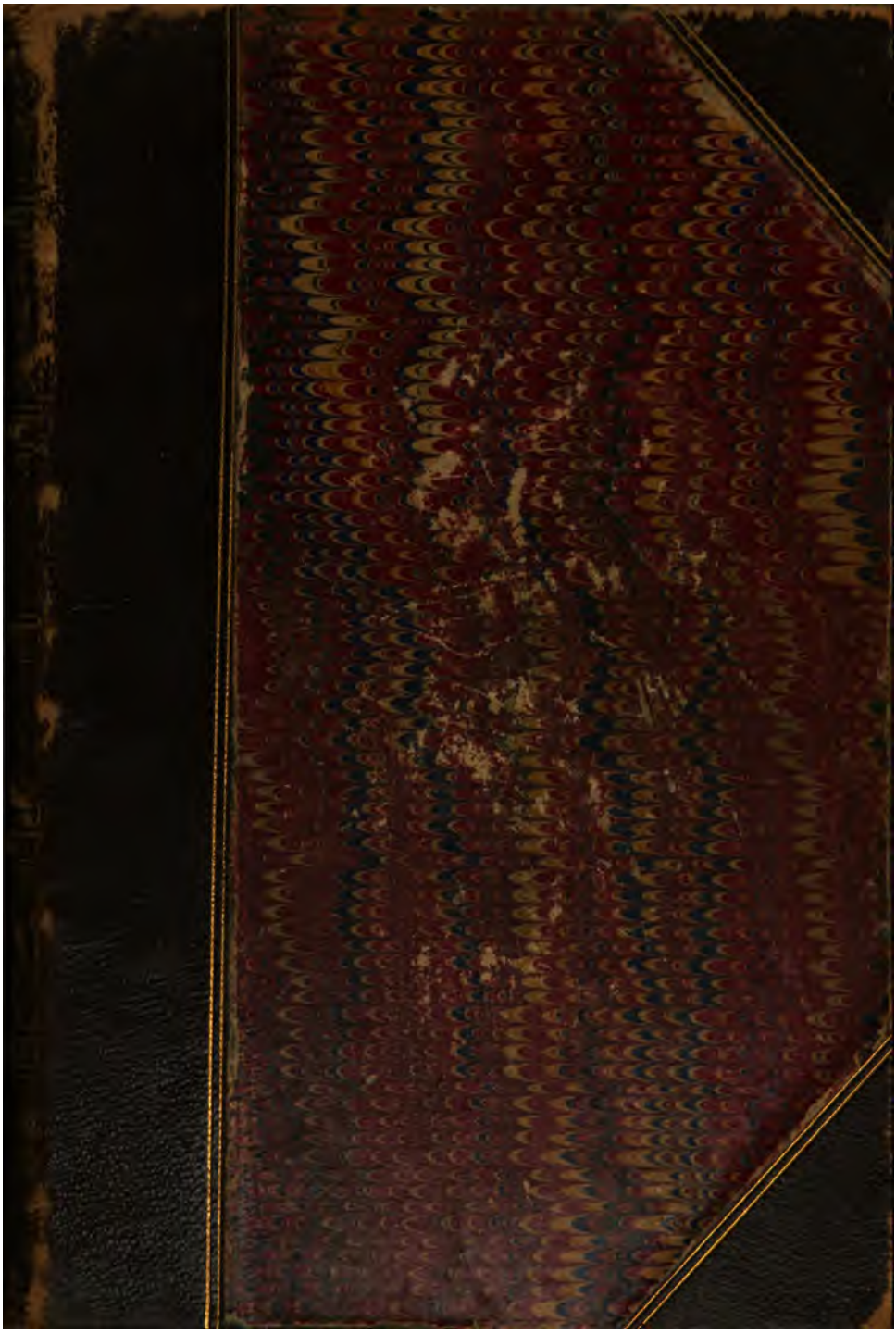
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



162.8.16.

Landolin von Reutershöfen.

Landolin von Reutershöfen.

Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Erſtes Kapitel.

Der Frühling iſt wieder gekommen über Berg und Thal unſerer Heimat. Der Tag erwacht, ein Luftſtrom zieht herbkräftig über die Wälder, als müßte er die widerwillige Nacht mit fortnehmen; die Vögel beginnen zu zwitſchern, und da und dort wagt ein Buchfink bereits ſeinen vollen Schlag. Durch die Tannen mit ihren friſchgrünen Jahresſchoſſen ſäuſelt und flüſtert es. Der Sonnenball iſt über den Bergeskamm heraufgekommen und leuchtet in das Thal; die Wieſen und Saatfelder glitzern im Thau, die Kirſchbäume ſtrömen ihren Duft aus und Schwarzdornhecken, die in der Nacht aufgebrochen ſind, freuen ſich des erſten Sonnenſtrahls, der bis in den Grund der Blüthenkelche dringt.

Drunten im Thal, wo die Flöße aus geſchälten Stämmen und geſägten Brettern raſch dahingleiten, dort bei der Sägemühle, wo das Wehr brauſt, das Waſſer über das Rad ſpritzt und die Säge ſchrill tönt,

steht ein junger Mann mit weißer Stirn und braunen Wangen an dem oben geöffneten Kammerfenster und schaut hinaus und nickt froh, als grüßte er den erwachenden Tag. Bald tritt der junge Mann ins Freie, er breitet die Arme aus, als müßte er etwas umfangen; er lächelt, als schaute er in ein freudiges liebendes Antlitz. Er nimmt die Soldatenmütze vom Kopf und hält sie weiter schreitend in der Hand; sein Gang ist fest, seine Haltung stramm, und die lautere Redlichkeit und Gradheit schaut aus seinem Gesichte. Er geht durch die Wiesen bergauf die Waldeshöhe hinan, erst hoch oben am Bergeskamm steht er still und schaut weit hinaus; sein Blick haftet an einer Rauchsäule, die in weiter Ferne gradauf zum wolkenlosen Himmel aufsteigt.

„Guten Morgen, Thoma! Du schläfst wohl noch? Wach auf! Unser Tag ist da!“ sagte er laut vor sich hin, er hatte eine tief anmuthende, männlich volle Stimme.

Jetzt sprang er in übermüthigen Sätzen wieder bergab, er mäßigte aber bald seinen Schritt und jodelte in die Welt hinein, daß das Echo widertönte, die Vögel rings umher sangen mit. Er war wieder beim elterlichen Hause angelangt, unter der Hausthüre stand der Vater und brockelte den Hühnern Brot vor.

„Guten Morgen, Vater!“ rief der junge Mann.

Der Alte, ein langgestreckter, hagerer Mann, schaute verwundert auf und erwiderte: „Ei, Du bist schon auf, Anton? Wo bist denn schon gewesen?“

„Ich? Wo? Ueberall. Im Himmel und auf der ſchönen Welt hier unten. Vater! Es iſt mir oft im Sinn gelegen, als erlebte ich den Tag nicht, als müßte ich vorher ſterben oder es geſchieht ſonſt was. Jetzt iſt der Tag da!“

Der Alte wiſchte ſich mit der flachen Hand über den Mund zweimal, dreimal, denn er hatte ſagen wollen: ſo iſt deine Mutter auch geweſen, ſo zaghaft und wieder ſo herzfriſch. Aber er ſchob die Worte weg, er wollte die Glückſeligkeit ſeines Sohnes nicht ſtören, und endlich ſagte er:

„Ja, ja, ſo iſt's, ſo iſt Jungſein. Sag Anton, biſt denn im Krieg auch ſo geweſen, ſo unruhig und ſo ...“

„Nein, Vater, da iſt's ganz anders hergegangen... Vater, ich meine immer, Ihr hättet nicht die volle Freude an der Thoma.“

„Ich bin eben nicht verliebt wie Du.“

„Nein, ihr habt was.“

„Ich hab' juſt nichts, aber ſie iſt mir faſt zu —“

„Zu reich, meinet Ihr?“

„Das hab' ich nicht gemeint. Es giebt kein Mädchen, das zu reich iſt für einen rechten Burſch. Ich hab' nur gemeint, ſie iſt zu ſchön. Ja, lach nur, eine gar ſo ſchöne Frau iſt eine mühſame Sach. Aber ich glaub', Du kommſt damit zurecht, und ſie ſcheint mir der Mutter nachzuarten und nicht dem Landolin in ſeiner Gewaltthätigkeit. Freilich, etwas von ſeinem

Hochmuth hat sie auch, aber ich hoffe, nichts von seinem Unband. In alten Geschichten berichten sie von grimmbösen Riesen, so einer hätt' der Landolin werden können. Es ist nur gut, daß wir in anderen Zeiten leben."

„Aber Vater! Ihr machet's zu arg, und meine Thoma —"

„Ja, ja, sie hat eine gute Art von der Mutter her. Ich hab' drüber gedacht, ich bin doch, genau gerechnet, fünfzehn Mal in Rotterdam gewesen; in Holland drunten giebt's gar keine so unbändige Menschen, wie der Landolin."

„Vater, kann sein, weil sie auch in Holland keine Bergbäche haben, lauter ruhige Kanäle."

„Schau, schau, was die heutigen jungen Leute nicht Alles wissen! Ich hab' nichts Böses über die Thoma sagen wollen."

„Das werdet Ihr nie können, Vater. Sie hat eins, was Euch besonders freuen wird; es ist noch nie ein unwahres Wort über ihre Lippen gekommen und wird nie."

„Das sollte eigentlich wenig sein, ist aber viel in der Welt. Aber genug jetzt, Du bist der Mann dazu, der schon Meister werden kann. Ich hab' Dir das Alles nur gesagt, damit Du recht gefaßt bist. Jetzt aber genug! Es giebt Gottlob heut' einen prächtigen Tag."

„Ja gewiß, prächtig," entgegnete Anton, er meinte aber nicht das Wetter.

Heute ſollte auf dem Frühjahrsmarkt in der Amtsſtadt der Verſpruch des Sägemüllers Anton mit Thoma (Thomaſia), der Tochter des Altſchultheißen und Großbauern Landolin von Reutershöfen gehalten werden.

Zweites Kapitel.

Droben auf der Hochebene steht der Bauernhof Landolins stattlich und breit. Er steht einsam, denn die Bauernhöfe der Gemeinde ziehen sich stundenweit über den Bergrücken hin. Nur das Wohnhaus, in seiner Schindelbekleidung, ist nach der Straße zugekehrt; die im Viereck gebauten Wirthschaftsgebäude liegen rückwärts, wo den steilen Berg hinan noch Wiesen und Ackerfelder weit hinauf reichen bis zu dem Buchenwald, an dem sich erst die im Morgenthau glitzernden braunen Knospen zeigen.

Es ist früh am Tag, im Umkreis des Hofes ist es noch lautlos, nur der Röhrbrunnen mit seinem breiten Strahl plätschert laut; das Freidach ragt weit über den Brunnen weg, denn so kann man im Winter das Stallvieh im Trockenen zur Tränke bringen. In der Nähe des Brunnens liegen Pflastersteine aufgeschichtet, denn man will eine neue Rinne durch den Hof ziehen.

Die Lerchen beginnen allmälig hoch in den Lüften ihren Sang, die Sperlinge auf dem Dache zwitschern, die Kühe brummen, die Pferde klirren mit ihren Ketten, die Tauben im Schlage gurren, die Hühner im Gitter und die Schweine an ihren Koben, ein jegliches beginnt laut zu werden und Luft und Leid kund zu geben. Der große Kettenhund, der seinen Kopf auf die Schwelle seiner Hütte gelegt hat, blinzelt manchmal auf, dann schließt er die Augen wieder, wie wenn er sagen wollte: was für ein wunderliches Getön, was will das Alles sich aber hören lassen neben einem gesunden Bellen? Das ist doch das einzig Schöne und Vernünftige, denn unsereins bellt nie ohne Grund.

Die erste Gestalt, die über den Hof ging, war eine stattliche Bäuerin, wohlbeleibt und noch in den besten Jahren.

Es ist gewiß ein rechtes Haus, wo der Meister oder die Meisterin zuerst wach ist.

Die Bäuerin war eine stille, ehrbare Frau, so was man kurzweg eine aufrechte Bäuerin nennt; weiter ließ sich nicht viel von ihr sagen. Sie war arbeitsam und auf ihren Vortheil bedacht und hielt auch Andere in strengster Aufsicht. Sie hielt den Mann in Ehren, wie sich's gebührt, von Liebe war nie die Rede, weder in den jungen Jahren noch jetzt. Sie war eine Großbauerntochter aus der Nachbargemeinde und hatte standesgemäß geheirathet, wie das nicht anders zu denken war. Zur Zeit, als Landolin Schultheiß ge-

weſen, hatte ſie die Ehre des Hauſes würdig vertreten; ſie hatte unbedingtes Vertrauen zu ihrem Mann, und wenn Leute kamen, die bei ihr zuerſt ihre Klage vorbrachten, war ihr gewöhnliches Wort: „ſeid nur ruhig, mein Mann macht ſchon Alles richtig.“ Sie war ohne Falſch, was ſie ſprach, das meinte ſie auch; ſie ſprach aber wenig, denn viel reden ſchickt ſich nicht für eine Bäuerin, und nun gar viel denken — dazu war keine Veranlaſſung, man hält das Haus in Ordnung, man ſpart, man hält auf Ehre, wie es der Brauch iſt, zu denken hat man über Nichts.

Der Oberknecht Tobias trat unter die Stallthür, die Beiden nickten einander zu, ohne Wort, und doch hatten Beide den gebührenden Reſpekt vor einander; denn der Oberknecht ſtand in ſeiner Art ebenſo für die Ehre des Hauſes ein, dafür ſteht er auch als erſter nach dem Bauer und kommt vor dem einzigen Sohn, der freilich auch noch zu jung iſt, um zu gelten.

Tobias hatte es bereits fünfzehn Jahre hier im Hauſe ausgehalten, denn hier bleiben heißt aushalten, und Tobias hatte während dieſer langen Zeit noch nie den Beiſtand der Bäuerin angerufen gegen die Gewaltſamkeiten des Meiſters. Er achtete im Stillen die Meiſterin, die gar nie etwas für ſich verlangte, ſondern ſtändig ſich nur dafür auf der Welt hielt, um dem Bauer unterwürfig zu ſein. Wenn der Bauer mit ſeiner ſchönen und ſtolzen Tochter über Land und zu Luſtbarkeiten fuhr, fand es die Frau ſelbſtverſtändlich,

daß sie nicht mitgenommen wurde, und sie hatte durchaus kein Verlangen nach der Welt draußen; sie war auf einem einsamen Bauernhof aufgewachsen, wo das Hauptvergnügen darin bestand, daß man am Sonntag Nachmittag, während die Sonne schien, schlafen konnte.

„Meisterin," begann der Oberknecht Tobias, „Meisterin, darf ich was fragen?"

„Ja wohl! Frag' Du nur."

„Also unsere Haustochter —"

„Wird heute Braut."

„Gott Lob und Dank," rief der Oberknecht, „Gott verzeih mir's, ich hab gemeint, er (der Bauer) giebt sie Keinem, Jeder sei ihm zu gering für seine Thoma. Ein feiner, ein rechtschaffener Bursche ist der Anton Armbruster und hat sich ja auch im Krieg so tapfer gehalten, das wird ein rechter Mann —"

Die Bäuerin unterbrach die Darlegung, es konnte Unliebsames gegen Thoma sich anfügen, sie sagte daher nur: „Die Verlobung wird nicht hier im Haus, sie wird heute in der Stadt bei der Schwertwirthin gehalten. Ich gehe auch mit", schloß sie im Tone bescheidener Dankbarkeit dafür, daß man ihr die Ehre anthue, sie mitzunehmen. Sie ging rascher als sonst in ihrer Art nach dem Hause, weckte die Mägde und stieg dann die obere Treppe hinauf in die große Staatsstube. Da standen zwei hochaufgerichtete Betten, sie enthielten aber Bettzeug für sechs Lagerstätten, denn aus diesem Hause verkaufte man nie Federn und

Linnengespinnst. Das zeigte sich auch, als die Bäuerin einen großen blumenbemalten Schrank mit Doppelthüren öffnete. Sie weidete ihr Auge an dem massenhaften Linnen, das hier aufgeschichtet war, und das, was auf der linken Seite des Schrankes mit blauen Bändern zusammen gebunden lag, war die längst vorbereitete Aussteuer Thoma's. Die Mutter legte ihre Hand wie segnend darauf, ihre Lippen bewegten sich.

Jetzt hörte sie, wie es lebhaft in der Wohnstube drunten wurde, sie ging hinab.

Drittes Kapitel.

In der Stube, wo durch die eng an einander gereihten Fenster das helle Morgenlicht hereindrang und der allzeit geheizte breite Kachelofen eine behagliche Wärme verbreitete, ging der Bauer auf und ab. Er war ein breiter und stattlicher Mann, sein volles Haupthaar war kurz geschoren und die Stoppeln standen aufrecht, was dem mächtigen Kopfe noch einen besondern Ausdruck des Stierhaften gab, und aus seinem glattrasirten Gesichte schaute Selbstgefühl, Trotz und Verachtung gegen die Welt.

Der Bauer, der noch in Hemdärmeln war, hatte übrigens bereits seinen Sonntagsstaat an, nur der kragenlose, einreihige schwarze Sammetrock hing noch am Nagel. Er trug hohe Stiefel, deren Schäfte in Falten herabfielen und noch den weißen Strumpf aus den Kniehosen hervorscheinen ließen, dazu eine buntseidene bis an den Hals zugeknöpfte Weste.

Als die Bäuerin eintrat, nickte er ihr still zu;

hinter der Bäuerin drein kam der Sohn Peter, ein verdroſſen dreinſchauender, vollbackiger junger Burſche, und dann die Knechte und Mägde. Man ſetzte ſich nach dem Gebete zum Morgenimbiß nieder, es wurde Nichts geſprochen, ja, Niemand ſagte ein Wort darüber, daß ein Platz leer blieb, nämlich der für Thoma. Nach dem Schlußgebet ſagte der Bauer zu dem Oberknecht, er ſolle nun mit den fetten Ochſen zu Markt fahren und gemach thun.

Er ſetzte ſich in den großen Lehnſtuhl nicht weit vom Ofen und ſchaute nach der Thüre. Thoma darf freilich heute eine Ausnahme machen, denn ſonſt hat ſie den rechten Stolz, daß Niemand in Arbeit früh und ſpät es ihr zuvorthun darf.

Plötzlich ſtand der Bauer auf, trat auf den nach dem Hof führenden Söller und rief dem Oberknecht zu, er ſolle auch die Preiskuh zum Markt herrichten. „Vater,“ rief eine kräftige Mädchenſtimme aus dem Kammerfenſter, das nach dem Söller ging, „Vater, wollt Ihr denn die Preiskuh auch verkaufen?“

Mit halber Wendung des Kopfes ſchaute Landolin nach dem Fenſter, er hielt es aber nicht für nöthig, etwas zu erwidern; er rief vielmehr dem Knechte zu, nicht zu vergeſſen, daß man im „Schwert“ einſtelle.

Die Ochſen wurden herausgeführt, ſie gingen wie halbverſchlafen, ſtanden ſtill und ſchauten um, wie wenn ſie vom Hofe Abſchied nehmen wollten. Ein Muſterſtück von einer Kuh kam hinterdrein, es war

echter Simmenthaler Schlag, aber hier im Hause auferzogen. Die Augen der Kuh funkelten, als wüßte sie, daß sie beim letzten landwirthschaftlichen Feste den ersten Preis bekommen habe.

Landolin ging die steinerne Freitreppe in den Hof hinab, und jetzt stand er da mit ausgespreizten Beinen, sich manchmal auf den Beinen wiegend, und betrachtete die Thiere und sein ganzes stattliches Heimwesen mit vollem Behagen.

„Guten Morgen, Vater!" rief jetzt die kräftige Mädchenstimme vom Söller, „ich bin erst gegen Morgen eingeschlafen. Vater, wollt Ihr denn wirklich die Preiskuh verkaufen?"

„Du bist doch nicht so gescheidt, wie man meinen sollte," entgegnete Landolin lachend, „man will just nicht Alles verkaufen, was man zu Markte bringt; man zeigt sich doch auch gern."

„Ihr habt recht," entgegnete das Mädchen und schüttelte die aufgelösten langen blonden Haare in den Nacken zurück, während sie einen Blick auf die in der Nacht aufgebrochenen Nelken warf; ihre Wangen waren fast so roth wie die frischen Nelken. Der Sägemüller da drunten hatte recht, das Mädchen war fast zu schön, das sich jetzt auf dem Söller niedersetzte, die Haare zöpfte und leise dabei sang. Oftmals hörte sie plötzlich auf zu singen und schaute mit ihren großen blauen Augen wie traumverloren ins Weite hinein, sie dachte wol an Anton drunten im Thale an der Sägemühle.

Viertes Kapitel.

Mit dem Sammetrock bekleidet, den breiten Hut mit der hohen silbernen Schnalle auf dem Kopfe und den Dornstock in der Hand kam Landolin auf den Söller und sagte:

„Thoma, ich geh voraus, komm mit der Mutter bald nach.“

Er ging davon, wartete indeß noch eine Weile unter dem Hofthore und ließ die zuvorkommend grüßenden kleinen Leute vorüberziehen; es schickt sich nicht für ihn, sich solchen anzuschließen, die eine armselige Kuh, ein Rind oder Ziege zu Markte treiben oder auch leer gehen, um Dies oder Jenes einzukaufen. Der Galopp-Kübler grüßte in raschem Lauf, es war ein hagerer Mann, seines Handwerks ein Kübler, der immer eilig ging und daher den Namen hatte. Der Bannwart (Wildschütz) grüßte, die Hand an die Mütze legend. Landolin dankte herablassend, diesen Mann hat er ja selber angestellt zur Zeit, als er Schultheiß war. Die

Schaubkäther, eine alte Frau bräunlichen Antlitzes, mit rothem Kopftuch, die eine Menge vielfarbiger Polster zum Tragen der Kopflasten, sogenannte Schaube, trug, grüßte nicht; sie war bös auf Landolin und konnte ihren Zorn nicht anders auslassen, als indem sie nicht grüßte. Endlich als der Oberbauer daher kam und rief: „Gehst mit, Landolin?“ nickte Landolin und schloß sich dem Ebenbürtigen an.

Wir sind hier in der Gegend, wo noch die großen geschlossenen Bauernhöfe bestehen, und wie diese von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden, so erbt sich auch eine Ausschließlichkeit gegen diejenigen, die man hier zu Lande mindere Leute nennt; selbst im Wirthshause gilt es als unverbrüchliches Gesetz, daß die Großbauern an besonderem Tische sitzen, und Häusler und Handwerker für sich. Das Dorf, zu dem der Hof Landolins gehört, besteht aus zweiunddreißig großen Bauernhöfen, die zerstreut inmitten ihrer Feldgebreiten liegen, nur bei der Kirche, der Schule und dem Wirthshause haben sich mehrere kleine Häuser angesammelt.

„Wo ist denn Dein Weibervolk?“ fragte der Oberbauer, nachdem man eine Strecke schweigend nebeneinander gegangen war.

„Sie kommen nach, sie fahren,“ antwortete Landolin.

Der Oberbauer hatte auch gehört, daß heute am Markttage in der Stadt noch etwas anderes vor sich gehen solle, als der Verkauf des Viehes, aber als echter

verhaltener Bauer, der sich auch nichts drein reden läßt und unnöthiges Fragen verschmäht, unterließ er jedes weitere Wort.

Wieder gingen die Beiden eine große Strecke dahin, stumm und stolz, denn sie hatten beide das Gefühl: da gehen zwei Männer, die zusammen dreihundert Morgen Feld und Wiese und nahezu ebensoviel Wald bedeuten. Als der jüngere und der noch dazu jetzt Bürgermeister war, begann indeß der Oberbauer wieder:

„Hast Du noch altes Heu?"

„Nein, hab's verkauft."

„Zu gutem Preis?"

„Ja. Du auch?"

„Freilich."

Die Beiden thaten mit einander so harmlos, als hätte keiner von ihnen je über das Erträgniß seines Ackers hinausgedacht, und doch war der Zauberdrache, genannt Aktie, auch über dieses Thal geflogen und hatte hier gewürgt und dort Federn ausgerupft. Diese beiden Männer hatten ein namhaftes Stück Geld in einer zu Grunde gegangenen Landesbank und in amerikanischen Eisenbahnaktien verloren, aber keiner wollte es dem andern gestehen oder gar klagen; jeder dachte für sich: ich kann's schon eher ertragen. Der eine meinte: ich bin jünger, und der andere: ich bin älter, und der eine meinte: wie konnte der junge Mann so was wagen, und der andere wieder: wie konnte der

alte so unerfahren sein? Nur in Einem dachten sie beide gleich, sie wollten sich von keiner Verführung mehr verleiten lassen, sondern beim festen und langsamen Erträgniß ihrer Feldarbeit sich begnügen.

„Wir sind ein bisle spät dran,“ sagte der Oberbauer wieder.

„O,“ entgegnete Landolin und stand still — er stand immer still, wenn er sprach — „was ich zu kaufen habe, das wartet auf mich. Ich hab' mein Vieh nur hingeschickt, damit der Markt auch nach was aussieht. Wie ich höre, sollen viel Händler aus dem Elsaß 'rüber kommen.“

Der Oberbauer sah Landolin von der Seite an, er hätte ihm gern gesagt: ich weiß, Du willst, daß der Sägemüller mit seinem Sohn zuerst da sei und auf Dich warte; aber ich thue Dir den Gefallen nicht, Dir zu zeigen, daß ich Deinen pfiffigen Stolz verstehe.

Das Fuhrwerk Landolins mit den beiden Rappen kam bei den Wandelnden an. Droben saßen, sonntäglich geschmückt, Mutter und Tochter. Der Oberbauer nickte mehrmals schnell und schmunzelte, als er Thoma sah: es ist wahr, sie ist die schönste und mächtigste landauf und landab. Thoma fragte, ob die Männer nicht mitfahren wollten, denn es war noch ein zweiter Sitz auf der Schaarenbank — so nennt man hier zu Lande die char à banc, die nun das Bernerwägelein verdrängt. Die Männer lehnten ab, und das Fuhrwerk rollte weiter.

Fünftes Kapitel.

Berg und Thal kommen zuſammen! Drunten am Strom entlang wandert Anton mit ſeinem Vater und droben von dem Berge kam Thoma mit den Ihren.

Es ſind erſt wenige Wochen, ſeit Anton und Thoma ſich für einander erſchloſſen; hat's aber im Frühling erſt einmal zu grünen begonnen, dann geht's mächtig und unaufhaltſam fort.

Der Schnee lag noch ſchwer auf den Bergen und in den Schluchten, auf den Feldgebreiten begann er indeß bereits zu ſchmelzen, da kamen eines Sonntags drei Burſche, die Soldatenmützen trugen, in Landolins Hof an. Sie begrüßten kameradſchaftlich den Knecht Fidelis, der im Hofe die Pferde ſtriegelte und ebenfalls eine Soldatenmütze trug.

„So?" fragte Fidelis, „Ihr wollt es alſo wagen, unſere Haustochter aufzufordern?"

„Ja freilich."

„Ich glaub' nicht, daß ſie mitthut — oder eigentlich,

daß der Bauer einwilligt, aber es wird ihnen recht ſein, daß man ihnen die Ehre angeboten hat."

„Komm mit, Fidelis," ſagte Anton, „Du gehörſt ja auch zu uns."

Die beiden anderen Burſchen, Söhne von Großbauern, ſahen verwundert drein, ſagten aber nichts.

„Wie Du meinſt," entgegnete Fidelis, „wartet nur, ich will meinen Sonntagsrock anziehen."

Er begleitete die Drei in das Haus, aber in der Stube blieb er an der Thür ſtehen und ließ die Bauernſöhne ſich dem Meiſter nähern, der ſie willkommen hieß, ſich aber raſch wieder ſetzte und fragte:

„Was iſt Euer Begehr?"

Der Sohn des Großbauern Titus von der jenſeitigen Hochebene — der Gäukönig genannt — ein hochgewachſener Burſch mit breiter Bruſt und einem kindlichen Ausdrucke im Geſicht, meldete wie einen Rapport, den er offenbar ſich vorher zurecht gelegt hatte, daß man die Jungfrau Thoma ehrerbietigſt einlade, als Ehrenjungfrau bei Uebergabe der Fahne an den Krieger-Verein zu erſcheinen.

„Wer ſoll denn außerdem noch zu den Ehrenjungfrauen gehören?" fragte Landolin.

„Meine Schweſter und die Tochter des Bezirksförſters."

Landolin ſchmunzelte, dann fragte er, auf welchen Tag die Feier anberaumt ſei. Jetzt nahm Anton das Wort und ſagte, daß man den 15. Juli, als Tag der

Kriegserklärung, dazu bestimmt habe, und der falle just geschickt auf einen Sonntag. Er fügte hinzu, daß man den Schreckenstag zum Freudentag machen wolle.

Landolin schaute verwundert auf bei der sichern und festen Vortragsweise Antons, dann heftete er sein Auge auf den Gäuprinz, der, statt selber das Wort zu behalten, den Sohn des Sägemüllers reden ließ.

„Ihr denkt weit hinaus, von heut bis Mitte Juli ist noch lang. Aber sei's! Wir können nicht mitthun, wir danken für die Ehre," sagte Landolin entschieden.

„Dann sagen wir: Nichts für ungut! und gehen um ein Haus weiter," sprach hoch erröthend der Gäuprinz und wendete sich um.

„Mit Verlaub," fiel Anton ein, „wenn ich den Herrn Altschultheiß recht verstanden habe, so will er auch seine Tochter uns das Wort gönnen lassen."

Der Bauer preßte die Lippen schelmisch zusammen, dann sagte er:

„Ja, ja, hast recht. Schaut! Ich sag' ihr kein Wort vorher, aber gebt Acht, sie sagt wie ich."

„Darf man fragen warum?" warf der Gäuprinz ein.

„Fragen darf man," schloß der Bauer, ging nach der Thüre, öffnete sie und rief Thoma, sie solle Wein und einen Imbiß bringen.

Thoma schien das vorbereitet zu haben, denn sie kam sofort, und die drei Burschen sahen sie mit großen Augen an; sie schenkte ein, man stieß an, und kaum hatte Anton begonnen, nochmals den Wunsch vorzu-

tragen, als ſie ihn unterbrach: „Du kannſt Deine Reden ſparen.“ Anton erblaßte und Thoma erröthete, die Blicke Beider begegneten ſich, Thoma ſchlug die Wimpern nieder, dann ſchaute ſie frei auf und fuhr fort: „Ich hab' Alles gehört, was geſprochen worden iſt.“

„Das iſt brav!“ rief Anton, „ich glaube, daß Wenige Dir das nachthun und ehrlich eingeſtehen, wenn ſie gehorcht haben. Allen Reſpekt!“

Thoma ſah den Sprechenden verwundert an. Wie kommt er dazu, ſie zu loben und für etwas derart?

Mit feſter Stimme erwiderte ſie:

„Ich dank Dir für Dein Lob, aber ich meine, ehrlich ſein verdient kein Lob.“

Der Bauer öffnete den Mund weit und hob vor Freude die Schultern. Der hat's! dachte er, die zahlt baar aus. Zum Vater gewendet, fuhr Thoma fort:

„Vater! Ihr wollet gewiß auch aufrichtig, daß ich meine Meinung ſagen ſoll.“

„Gewiß. Was Du ſagſt, iſt recht.“

„So ſag' ich Ja. Ich nehme die Ehre mit Dank an.“

Fidelis an der Thüre biß ſich in die Lippen, um nicht laut aufzulachen, die drei Burſchen und der Vater ſahen betroffen drein. Der Gäuprinz und der andere Bauernſohn gaben Thoma dankend die Hand; als aber Anton ihr die Hand darbot, machte ſie ſich ſchnell mit den Tellern und Gläſern zu ſchaffen.

Die Bäuerin war, ohne daß man's merkte, auch hereingekommen, und als man sich jetzt an Speise und Trank gütlich that, sprach sie mit Allen, sie kannte ja deren Mütter. Zu Anton gewendet, sprach sie ihr Beileid über den Tod seiner Mutter aus und sagte, was für eine grundbrave Frau sie gewesen und wie sie doch noch das Glück gehabt habe, ihren einzigen Sohn gesund und geehrt aus dem Kriege heimgekehrt zu sehen.

Als die drei Burschen weggegangen waren, sagte die Bäuerin:

„Der Anton ist ein Prachtbursch, der gefällt mir doch am besten."

Dir auch? wollte der Bauer seine Tochter fragen, aber er hielt an sich und sagte nur:

„Er hat ein Maulwerk wie ein Advokat, ein echter bestandener Bauer ist doch nur der Hoferbe vom Titus da drüben."

Thoma verließ ohne ein Wort zu sagen die Stube, und was Landolin mit Schreck geahnt hatte, traf ein. Thoma und Anton sahen sich von da an heimlich und offen, am hellen Tage und in stiller Nacht, und als endlich Thoma dem Vater ihre Liebe gestand, hielt ihr dieser ruhig vor, daß das keine ebenbürtige Ehe sei, und er zu ihr das Vertrauen habe, sie sei zu stolz, um herunter zu steigen. Als er aber merkte, daß der Beschluß in ihr feststand, bezwang er seinen Widerstand und war klug genug, seine Einwilligung zu geben, wobei er Dank erntete, statt daß er unter Verdruß und

Aerger hätte nachgeben müſſen; denn die Liebe und Ehre, die ihm Thoma widmete, ging ihm über Alles.

So kam es, daß heute die Verlobung der ſtolzen Tochter des hochmüthigen Landolin mit dem ehrenhaften aber, wie geſagt, nicht eigentlich ebenbürtigen Anton ſtattfinden ſollte.

Sechstes Kapitel.

„Mutter," sagte Thoma im Weiterfahren, „der Vater muß doch auch als junger Bursch der prächtigste gewesen sein."

„Freilich, aber wild und unbändig, gar wild; Du kriegst einen viel sanfteren Mann, bei Euch ist's umgekehrt wie bei uns."

Thoma sah erstaunt auf ihre Mutter, sie war's nicht gewöhnt, daß die Mutter so viel dachte und so viel sprach; ihr Staunen wuchs aber noch, als die Mutter hinzufügte:

„Wenn Dein Vater auch Soldat gewesen wär', wie der Anton, dann hätt' er eben auch gelernt, sich in andere Menschen zu schicken und nicht immer zu meinen, er sei allein auf der Welt. Unser Herrgott soll mir's verzeihen, ich hab' eigentlich nicht von Deinem Vater reden, ich hab' nur Dir sagen wollen, Du mußt eben jetzt auch lernen, Dich in andere Menschen zu schicken; wenn man verheirathet ist, ist's aus und vorbei mit dem Eigenwillen."

Die Hochachtung, die Thoma bei der erſten Rede der Mutter empfand, verſchwand wieder, da der Schluß Mahnung und Tadel für ſie enthielt; ſie bewegte trotzig die Lippen, ſprach aber nichts.

Vom Thale herauf vernahm man bereits den Lärm des Jahrmarkts, Trommeln und Trompeten der Muſikbanden aus den Schaubuden, Brüllen der Kühe und Ochſen und Wiehern der Pferde von der großen Wieſe am Fluß.

Am Fuße des Berges, wo der Radſchuh ausgehenkt wird, winkte Thoma einem Bettler, der am Wege ſaß und ſeinen Armſtumpf ausſtreckte. Sie gab ihm ein nagelneues Markſtück.

„Das freut mich,“ ſagte die Mutter, als man weiter fuhr, und Thoma entgegnete, ihre Stimme war hell wie der Morgen: „Ja Mutter, heute an meinem Freudentag darf ich an dem erſten Bettler nicht ohne Gabe vorüber. Und ſchauet,“ rief ſie, ſich zurückwendend, „ſchauet, wie er uns nachwinkt; er ſieht erſt jetzt, was er bekommen hat und zeigt es den Anderen. Wenn ich nur die ganze Welt glücklich machen könnte, ſo glücklich wie ich bin. O Mutter! Es muß doch ſchrecklich ſein! Da ſitzt ein Menſch am Weg und ſchickt ſeinen um Erbarmen bittenden Blick hin und her, die Menſchen gehen vorüber, der giebt nichts, und der auch nichts, es iſt ihnen zuviel, in die Taſche zu langen und den Beutel aufzumachen, und der Arme jammert mit trockenem Munde.“

Die Mutter nickte glückſeligen Antlitzes, ſie hätte gern geſagt: Du haſt doch nicht Alles von Deinem Vater, Du haſt doch auch was von mir. Aber ſie unterdrückte die Worte, ſie ärgerte ſich noch über ſich ſelber, daß ſie ganz gegen Gebühr und Gewohnheit etwas gegen den Bauer geſagt hatte.

„Grüß Dich Gott, Thoma, und grüß Gott, Mutter!“ tönte plötzlich die helle Stimme Antons. Er reichte die Hand und fuhr fort:

„Komm, richt' Dich auf, ſteig ab.“

„Nein, ſitz' Du herauf.“

„Ich gehe ſchon nebenher,“ entgegnete Anton und ſchritt, die Hand auf das Geländer gehalten, neben dem Wagen. Die Mutter entſchuldigte, daß man habe warten laſſen und der Bauer käme zu Fuß nach.

Siebentes Kapitel.

Als Landolin auf die Marktwiese kam, wurde er zuerst von dem Großbauer Titus, dem sogenannten Gäukönig von der jenseitigen Hochebene, begrüßt. Der Gäukönig bot eine namhafte Summe für die Preiskuh, Landolin lehnte schelmisch ab. Bald war er von einer großen Schaar Bauern umringt, die theils im Ernst, theils im Scherz ihn schalten, daß er durch Aufstellung der Preiskuh den Markt verderbe, denn neben dieser erschienen alle anderen armselig. Landolin lächelte, er hatte eigentlich nur für sich selber stolz sein wollen, aber daß er den Anderen den Markt verdarb, das schmeckte ihm wie der beste Schoppen, und besonders behagte ihm der Aerger des Gäukönigs. Denn Landolin und der Gäukönig standen im Wettbewerb um die oberste Geltung im Bezirk. Die anderen Großbauern hatten eigentlich keinen Ehrgeiz, ihr Sinnen und Treiben war auf Erwerb gerichtet; das war bei den Wettbewerbern nun wol auch der Fall, aber sie wollten dazu noch besonderes Ansehen haben.

Der Gäukönig Titus war beſſer dran, er verachtete die Welt und gab das überall zu verſtehen, und wer das thut, dem läuft die Welt nach. Er that ſo, als ob er von Niemand auf der Welt etwas verlange, und vielleicht war's auch ſo; er hatte eine bäueriſch vornehme Gleichgiltigkeit, er konnte ſiebenmal ſeinen Namen hinter ſich nennen hören, er wendete den Kopf nicht, um zu ſehen und zu hören, wer und was man von ihm ſpreche. Er ſprach ſelten mit Jemand, aber wenn er's that, war der Angeredete glücklich: der Gäukönig hat eben mit mir geſprochen und ſo lang und ſo manierlich; — wer das erzählen konnte, war ſtolz und bevorzugt. Landolin dagegen verachtete die Welt nicht minder wie der Gäukönig, aber er war gierig nach Lob und Anerkennung und ſuchte ſie aus den Menſchen heraus zu hören, wenn ſie ihm nicht entgegengebracht wurden; er war prahleriſch und zeigte ſich gern herablaſſend oder ließ merken, daß ihm an der Wohlmeinung Dieſes oder Jenes gelegen ſei, und damit verſcherzte er die gewünſchte Geltung.

Landolin und der Gäukönig thaten biederherzig mit einander, während ſie ſich tief haßten.

Jetzt ſtanden ſie aber vor einem Dritten, der Jedem von ihnen Ehre zu geben hatte. Der Kreisgerichtsrath, mit Namen Pfann, ein Mann feinen Antlitzes, der eine goldene Brille trug, ging mit ſeiner Frau am Arm durch das Marktgewühl, bald da, bald dort grüßend; jetzt trat er auf die Beiden zu und ſagte ihnen, daß

ſie morgen beide das Ausſchreiben erhalten würden, das ſie zu Geſchworenen beruft:

„Es läßt ſich leider nicht anders machen," fügte er hinzu, „die nächſte Schwurgerichtsſitzung fällt in die Erntezeit."

„Es iſt einmal ſo," rief Landolin, „dafür, daß man hohe Steuern bezahlt, darf man auch wochenlang wie angenagelt ſitzen."

Er glaubte ſo ſtolz als allgemein wohlgefällig geſprochen zu haben und ſchaute beifallſammelnd um, aber Niemand nickte ihm zu.

„Euch darf man ja gratuliren," ſagte die Kreisgerichtsräthin zu Landolin, „wie ich höre, wird Eure Tochter Braut mit des Sägemüllers Anton von Rothenkirchen. Das iſt ein prächtiger junger Mann, ſo hellauf und ſo gut geſchult und tapfer."

Landolin ſchien an dieſem Lobe nicht genug zu haben, und ſelbſt auf Koſten ſeines künftigen Schwiegerſohnes konnte er es nicht laſſen, ruhmredig zu erwidern: „Die jungen Leute haben einander ſo arg gern, daß ich die Einwilligung gegeben hab'! Ich kann mir's Gottlob ſchon erlauben, einen Minderen zum Schwiegerſohn zu nehmen. Und es iſt ein Menſch, der Offizier hätt' werden können. Aber ich muß jetzt Ade ſagen. Ich hab' mich verſäumt. Sie warten im Schwert auf mich."

Er ging raſch davon. Als der Kreisgerichtsrath ſich durch das Gewühl in eine ſtille Ecke gefunden hatte, ſagte er:

„Da haſt Du nun wieder Deine grabſinnigen Volksfiguren! Gedankenloſigkeit oder pfiffige Rohheit iſt ihr Entweder — Oder. Die Rohheit ſchlägt drauf los, ohne ſich je zu beſinnen, wie der Getroffene den Schlag empfindet. Verſchmäht es der Landolin nicht, ſeinen braven künftigen Schwiegerſohn klein zu machen, nur um ſelber um ſo größer daneben zu erſcheinen!“

„Und doch halte ich dran feſt,“ entgegnete die Frau, „daß das Herz dieſer Menſchen unverfälſcht iſt und oft beſſer als ihr Reden und Thun. Der Landolin wollte eigentlich nichts gegen Anton ſagen; er wollte nur ſeinem alten Widerpart, dem Titus, eins verſetzen, denn Titus hätte den Anton auch gern zum Schwiegerſohn gehabt.“

Der Kreisgerichtsrath lächelte über die neue Kunde ſeiner Frau; daß ſie ſich in ihrem Wohlmeinen durch Nichts erſchüttern ließ, darüber ſtaunte er nicht mehr.

Die Beiden gingen weiter, und faſt noch ehrerbietiger als der Kreisgerichtsrath wurde die Frau begrüßt; ſie nickte Dieſem und Jenem beſonders freundlich zu und für Manchen hatte ſie auch ein flüchtiges gutes Wort.

Achtes Kapitel.

Jenſeits des Fluſſes brauſte und tobte das Marktgewühl, und hier unter den Weiden und Erlen ſaßen Anton und Thoma vor aller Welt verborgen auf einer Bank und herzten und küßten einander.

„Jetzt ſei geſcheidt und red' auch was," ſagte endlich Thoma.

„Ich mein', ich kann gar nichts mehr reden und brauch' gar nichts mehr zu reden, Alles, was ich ſagen will, weißt Du ſchon," entgegnete Anton, und doch erzählte er jetzt von ſeinem Erwachen vor Tag und von ſeinem Morgengang und wie er Thoma ins Weite hinein gegrüßt habe.

Sie lächelte glückſelig und ſenkte die Augen; ſie hatte Anton gewiß auch von Herzen gern, aber daß er ſolche tiefquellende Liebe habe, wie ſie jetzt aus ihm ſprudelte, hatte ſie doch kaum geahnt.

„Da drüben iſt der Markt," nahm er wieder auf, „da kann man Alles haben, ich möcht' Dir auch was

kaufen, aber ich mein', Dir kann man gar nichts geben, Dein iſt ſchon Alles."

„Juſt doch nicht Alles," lächelte ſie, „aber Du haſt recht, kauf' mir nichts; ich will nichts als Dein Herz, und ſo eins kann man nicht kaufen für alles Geld in der Welt. Und weißt Du, was das Beſte iſt an Allem, was Du ſagſt?"

„Was?"

„Ich glaub' Dir jedes Wort. Ich glaub' nicht, daß aus Deinem Mund heraus je ein unwahres Wort kommen kann."

Sie ſaßen wieder ſtill, Hand in Hand, ein wonniges Lächeln zog über das Antlitz Antons, und Thoma ſagte:

„Worüber lachſt Du jetzt? Sag', was iſt's?"

„Ja, lieber Schatz, mir iſt's, wie wenn auch unſer Strom da heut beſonders luſtig wäre. Schau, an dem bin ich aufgewachſen und wie ich im Kriege war, hab' ich oft in der Nacht gemeint, ich hör' ihn rauſchen und hab' Heimweh gehabt. Und jetzt denk' ich, lieber Schatz, es wird Dir auch fiſchleswohl ſein da am Waſſer."

„Nein, Anton, ich werde mich ſchwer dran gewöhnen, ich hab' eigentlich Angſt vor dem Waſſer. Wie ich ein ganz klein' Kind geweſen bin, iſt ein Knecht von uns ertrunken, und da hab' ich gehört, der Strom muß jedes Jahr ſein Opfer haben, und nach drei Tagen ſpeit er den Todten aus. Ich hab' einen

Haß auf den Strom gehabt. Ach was! Was reden wir für närriſches Zeug! Schau! Da drüben kommt das Fuhrwerk vom Titus mit dem Sohn und der Tochter, der Sohn hat mich haben wollen und die Tochter Dich.“

Sie ſtand auf und grüßte die Ankommenden mit der Hand winkend, und ſie rief in die Ferne, wo ſie nicht gehört werden konnte: „Kauft Euch Puppen auf dem Markt!“ Anton aber blieb ſitzen, es that ihm wehe, daß Thoma die Verſchmähten ſo ſchadenfroh grüßte... Konnte ſie denn auch anders ſein?... Sie kam ihm jetzt ſo fremd vor. Die Verdüſterung, die über ſein Antlitz gezogen war, ſchwand aber bald wieder, und langſam gingen die Beiden der Stadt zu nach dem Wirthshaus.

Unter dem Hofthor kam ihnen die Schwertwirthin entgegen und ſagte: „Die Eurigen ſind alle droben in der Erkerſtube. Glückauf!“

Neuntes Kapitel.

Die Schwertwirthin — es ist einmal so, man redet nicht von ihm, sondern von ihr, und er läßt sich das auch ganz gern gefallen — die kluge Frau hat den guten Plan gehabt, das alte Wirthshaus zu einem fast neuen zu machen, ja eigentlich zu einem doppelten, denn sobald der Platz für den Bahnhof bestimmt war, wurde auf der flußwärts gekehrten Seite des Hauses ein neues Gebäude aufgeführt mit einer weiten Sommerhalle und bedeckten Söllern, so daß die Honoratioren des Städtchens ihr Kasino im Sommer ins Freie verlegen konnten. Daneben hatte sie das Erkerzimmer des Hauses nach der Stadtseite eigens für Feierlichkeiten hergerichtet. Da war ein großer Spiegel, in welchem man sich in Lebensgröße beschauen konnte, was freilich nicht immer vortheilhaft ist, da hingen Farbendruck-Bilder von jungen Liebespaaren, von Trauungen, Taufen und goldenen Hochzeiten.

Dort am Tische saß der Sägemüller und die Frau

Landolins und warteten lange vergebens auf den Bauer. Der Sägemüller war ärgerlich, und die Frau wußte nicht, was sie sagen sollte, denn sie konnte doch nicht bekennen, daß ihr Mann gewiß absichtlich den Sägemüller warten lasse, um ihm zu zeigen, wer der Fürnehmere sei.

Der Sägemüller hatte ein ernsthaftes, gleichmüthiges Gesicht und in Wort und Bewegung etwas Bedächtiges. Er hatte volle Achtung vor der Bäuerin und sprach diese auch aus, die Bäuerin schaute verschämt nieder, sie war's nicht gewohnt, daß man sie lobte. Sie schwieg, und auch der Müller schwieg und pfiff nur unhörbar vor sich hin.

Endlich hörte man den Schritt Landolins und hinter ihm drein kamen Thoma und Anton.

Landolin reichte dem Müller still die Hand.

„Ich hab' lang gewartet," sagte der Müller, Landolin hielt es nicht für nöthig, hierauf ein Wort der Entschuldigung vorzubringen; die Menschen müssen zufrieden sein mit Allem, was er thut und wie er's thut.

Der Müller schenkte von dem Weine ein, der auf dem Tische stand, und Landolin stieß mit ihm an und sagte:

„Eigentlich auszumachen haben wir nichts mehr, Du weißt, was der Peter herausgeben muß, wenn er den Hof übernimmt. Das baare Geld, was sie von mir bekommt, leg' ich am Tage vor der Hochzeit auf den Tisch. Die fünf Morgen Wald in Eurer Ge-

markung, die ich zugekauft habe und die nicht zu meinem Hof gehören, gebe ich jetzt schon der Thoma, und sie bleiben ihr eigen. Du hast nur noch den Sohn, und da ist nichts weiter zu reden. Heirathen wirst Du nicht mehr."

Der Sägemüller lächelte schmerzlich und sagte endlich:

„So gebt Euch in Gottes Namen die Hand! Und Glück und Segen auf allen Seiten!"

Die Verlobten gaben sich mit einem festen Schlag die Hand und ebenso die Väter und die Mutter. Dann tranken die beiden Verlobten aus einem Glase, und es war ein gutes Zeichen, daß Thoma das dargereichte Glas Anton nicht aus der Hand nahm, sondern trank, während er das Glas hielt. Landolin hätte wol noch ein Wort sagen können, aber er schwieg, er hat nicht nöthig zu reden, er ist der Landolin; ja, er sah mißtrauisch auf den Müller, er hielt nicht viel von ihm, weil alle Welt sagte, wie gutmüthig er sei, und Landolin war geneigt, die Gutmüthigkeit für eine Art von Schelmerei zu halten.

„Schwiegervater," sagte Anton, „Ihr sollet immer Freude haben, wenn Ihr zu uns kommt, und so wenig unser Bach den Berg aufwärts lauft, so wenig soll je ein Gedanke der Thoma aus Unzufriedenheit heimwärts gehen in ihr Elternhaus."

Landolin machte große Augen, da Anton so sprach, er antwortete nichts, er klopfte ihm nur auf die

Schulter, und der Müller nahm das Wort in bewegtem Ton:

„Ja ja, es wird schön sein, wenn wieder ein junges Weibsvolk in unserm Hause ist.“

„Und die Thoma,“ setzte die Bäuerin hinzu, „wird Euch in Ehren halten; sie ist ehrbar gegen ihre Eltern das giebt brave Hausfrauen.“

Landolin zuckte die Achseln kaum merkbar, da der Müller hinzufügte: „Ich glaub's auch, Landolin, Deine Tochter ist nicht so gewaltthätig wie Du und Deine Sippe von jeher.“

Landolin lächelte, es erschien ihm als bestes Lob, daß man ihn für gewaltthätig ansah; das hält die Menschen in Furcht und Ehrerbietung.

Da Landolin noch immer schwieg, glaubte der Müller abermals das Wort nehmen zu müssen, und er sagte:

„Kann mir's denken, daß es Euch hart ankommen wird, die Tochter aus dem Haus zu geben. Wir haben's auch gespürt, wie wir unsere einzige Tochter verheirathet haben. Meine Frau selig — von ihr hat's der Anton, daß er so gut im Wort ist — hat gesagt, wenn die Tochter aus dem Haus ist, die Trepp' auf Trepp' ab gesungen hat, da ist's, als ob alle Lustbarkeit wie ein Vogel davongeflogen wäre.“

Landolin sah verächtlich bei Seite über solche alberne, weichmüthige Reden.

Der Müller aber, der nichts davon merkte, fuhr leise fort, so daß die Verlobten es nicht hörten:

„Ich brauch' den Anton vor Euch nicht mehr zu berühmen, er ist jetzt Euer so gut als mein. Er ist gar gut geschult, sie haben ihn beim Militär behalten wollen, sie sagen, er hätt' Offizier werden können, aber das ist nichts für unsereins, und es wird nicht lange dauern, da wird Eure Tochter Frau Schultheiß heißen. Meine Frau hat's Gottlob noch erlebt, daß er heim kommen ist mit dem großen Ehrenzeichen; Ihr freut Euch gewiß auch damit. Ein Mann mit diesem Zeichen ist viel werth, das heißt, nicht im Geld, aber er ist werth und angesehen, wohin er kommt, und hat sich vor Niemand, wer er sei, zurück zu stellen."

„Das brauchen wir auch für uns nicht," sagte Landolin endlich mit hochmüthig mitleidiger Miene gegen den Müller, und er lachte laut, als der Müller hinzufügte:

„Die Frau Kreisgerichtsräthin hat das schön ausgelegt. Wohin der Anton kommt, hat er das Ehrengeleit von dem Obersten im ganzen Reich."

„Hoho!" schrie Landolin so laut, daß selbst die Verlobten aufschraken. Es kam aber zu keiner weiteren Erklärung, denn da jetzt der Markt zu Ende war, traten die Verwandten des Müllers und auch der Bruder von Landolins Frau ein. Die Bäuerin begrüßte den Bruder herzlich, auch Landolin reichte ihm die Hand und hieß ihn willkommen. Er war sonst verfeindet mit seinem Schwager, der eigentlich zum Titus hielt, heute aber mochte er doch, wie sich's gebührt, bei dem Familienfeste sein.

Man trank, man ſchmauſte, aber das Geſicht Landolins röthete ſich bis in die Stirnhaare hinein, da der Müller ſagte, er begleite nächſten Sonntag die Verlobten, die dem Wälderjörgli, dem Einungsmeiſter, droben im Walde ſich als Verbundene vorſtellen ſollen.

„Mich geht der Einungsmeiſter nichts an," rief Landolin, „ich frag' nichts nach den alten Bräuchen, und bei mir iſt der Wälderjörgli mit ſeinem langen Bart kein Heiliger; in meinem Kalender ſteht er nicht."

„Er iſt ein Verwandter von meiner Frau ſelig," ſchaltete der Müller ein, „und Du weißt ja, was er zu bedeuten hat."

„Juſt ſoviel, als in meinem Glas iſt," entgegnete Landolin, nachdem er ausgetrunken hatte.

Die Frau, die einen Zank befürchtete, betheuerte ihre Ehrerbietung gegen den Wälderjörgli und bat ihren Mann, nichts weiter gegen ihn zu ſagen; Thoma half ihr und legte ihre Hand auf die Schulter des Vaters mit der Bitte, ſich nicht unnöthig in Juſt zu bringen. Landolin lächelte ſeinem Kinde zu, ſchenkte friſch ein und trank auf das Wohl der Verlobten.

Dieſe wollten nun davon gehen, aber Landolin rief mit erregter Stimme: „Halt! Stillgeſtanden! Anton! Vor Lichtmeß darfſt Du bei mir nicht um die Hochzeit anfragen. Gieb mir Dein Wort drauf!"

„Ich hab' heut keins mehr, ich hab' mein Wort heut ſchon hergegeben," entgegnete Anton lachend und ging mit ſeiner Braut davon.

Zehntes Kapitel.

„Du haſt gar viel Duzkameraden“, ſagte Thoma, da ſie im Marktgewühl oft angehalten wurden, zumal von den Kriegsgefährten Antons. „Ich wollt', wir wären allein,“ ſetzte ſie verdroſſen hinzu.

„Ja, lieber Schatz,“ entgegnete Anton, „wenn man ſich am Markttag verlobt und ſich zum erſten Male ſelbander zeigt, muß man das ſchon hinnehmen, und ich nehm's gut und gern hin. Es iſt ſchön, daß ſich ſo viele Menſchen mit unſerm Glück freuen, ſie haben Freude von uns, und unſere Freude bleibt uns doch.“

„Glaubſt Du, daß ſie wirklich Freude haben?“ fragte Thoma. Anton konnte nicht antworten, denn der Bettler mit dem Armſtumpf kam auf ſie zu, dankte Thoma nochmals und ſagte, es ſei wunderlich, daß ſie ihm ſo Gutes gethan, er ſei der Einſteher für ihren Vater geweſen, denn zu damaligen Zeiten hat man noch ſeinen Mann gekauft.

Anton ließ ſich erzählen, wo der Mann ſeine Hand verloren, es war an einer Kreisſäge in einer Mühle im jenſeitigen Thal geſchehen, und Anton ſagte, er ſolle in nächſten Tagen zu ihm kommen, er wiſſe ihm vielleicht einen guten Verdienſt anzuweiſen.

Während er noch ſprach, kam die Kreisräthin herzu und brachte ihren herzlichen Glückwunſch, Thoma ſah verwundert drein, da die Frau hinzufügte: „Ihr ſeid das neue Geſchlecht, bewahrt die Ehrenhaftigkeit der Alten und nehmt den neuen Gemeinſinn hinzu. Ich werde Ihre Verlobung meinem Sohne ſchreiben.“

Anton ſchüttelte der Kreisräthin die Hand und ſagte: „Dann bitte ich meinem Herrn Oberſtlieutenant meinen gehorſamen Gruß dazu zu melden.“

Die beiden Brautleute kamen aber noch immer nicht aus dem Gewühl heraus, denn jetzt kam ein Trupp Kameraden und umringte ſie und allgemein hieß es: „Auf Eurer Hochzeit marſchiren wir mit der Vereinsfahne voran, und die Regimentsmuſik muß herbei.“

Anton erklärte ſich dankbar einverſtanden, aber kaum war er aus dem Ringe los, da rief ein Fuhrmann in blauem Kittel, der neben einer vierſpännigen Frachtfuhre ging: „Rottenmeiſter Anton Armbruſter! Halt!“

Der Fuhrmann kam auf Anton zu und ſagte:

„Grüß Gott! So? haſt Du ſie? Iſt ſie das? Iſt das die Thoma?“

„Ja.“

„So ſage ich Glück und Segen! Ei, die iſt groß- und ſtolz! Gieb mir die Hand!“

Thoma reichte unwillig die Hand, und der Fuhrknecht ergänzte lachend:

„Laß Dir's von ihm erzählen, wie wir vor Paris Nachts am Lagerfeuer gelegen haben, auf der einen Seite halb gebraten, auf der andern Seite halb erfroren Da hat er aus dem Schlaf gerufen: Thoma! Thoma! Er hat's nachher nicht bekennen wollen, aber ich hab's ganz deutlich gehört. Nun, b'hüt' Euch Gott beieinander. Hü!“ rief er ſeinen Gäulen und fuhr voran.

Die beiden Verlobten kamen endlich aus dem Gewühl auf den ſtillen Wieſenweg, ſie gingen Hand in Hand, bald aber ſtanden ſie ſtill. Wer ſie ſo beiſammen ſah, mußte denken, welche Liebesworte ſie ſprachen, und in Ton und Geberde des Jünglings war ſo viel bewegte Innigkeit, aber er ſprach nicht von Liebe oder doch nicht von Liebe zu ſeiner Braut, denn er begann ſtockend: „Nimm mir's ab, herzlieber Schatz.“

„Was denn? Was haſt denn?“

„Schau, da bin ich jetzt und da biſt Du und wir haben einander und halten einander und ich bin doch einmal ſo weit weg geweſen, in Frankreich und in allerlei Gedanken. Schau, Thoma, da ſind wir im Feld geſtanden, auf dem Marſch und im Lager, tauſend und tauſend, und Alle doch nur wie ein einziger Menſch, keiner mehr für ſich, und da denkt man nicht

mehr dran, was man daheim geweſen iſt, eine Brüderſchaft iſt Alles, und jetzt lebt Jeder für ſich allein."

„Du biſt nicht allein, wir ſind ſelbander."

„Haſt recht. Du haſt mich was fragen wollen."

„Ja. Wie iſt denn das geweſen, daß Du aus dem Schlaf meinen Namen gerufen haſt?"

„Ja. Denkſt Du noch dran, wie ich damals nach der Kriegserklärung als Einberufener an Eurem Haus vorbeigekommen bin?"

„Freilich denk' ich noch dran."

„Haſt Du was gemerkt, daß ich den Umweg gemacht hab' über den Berg an Eurem Haus vorbei?"

„Damals nicht, nachher iſt mir's doch durch den Sinn gegangen. Wie Du mir die Hand zum Abſchied gegeben haſt, haſt Du mich ſo angeſehen, da mit Deinen feurigen Augen, die ſo gradaus gucken."

„Ja, ich hätt' Dir damals ſchon gern geſagt, wie lieb ich Dich hab', aber ich hab's niedergedrückt, Dir zu lieb'; ich hab' mir's überlegt, es iſt beſſer, du ſagſt nichts, da erſparſt du ihr das Herzeleid, daß ſie um dich bangt und ſorgt, derweil du im Krieg biſt, und wenn du den Tod erleiden mußt, dann muß ſie lebenslang dran tragen. Es iſt mir ſchwer geworden, Dir nichts zu ſagen, aber wie ich fort geweſen bin, hat's mich doch gefreut, daß ich mich hab' bezwingen können. Und weißt noch? Du haſt eine wilde Roſe am Stil im Munde gehabt, und das Roſenblatt hat

ſich auf Deine Lippen gelegt, da, wo ich gern einen Kuß hingegeben hätt'; und an Deiner Bruſt ha eine Kornblume geſteckt, die war ſo blau wie Deine Augen. —"

„O Du Schmeichler! Aber weiter, wie iſt's denn weiter geweſen?"

Anton umhalſte ſie und küßte ſie, dann fuhr er fort:

„So. Alſo weiter? Ja, Du haſt die beiden Blumen in die Hand genommen, und ich hab' Dir angeſehen, Du hätteſt mir ſie gern gegeben und ich hätte ſie auch ſo gern gehabt. Ich hab' aber auch das niedergedrückt. Oft und oft aber hab' ich bei Tag und bei Nacht im Feld und auf der Wacht an Dich gedacht, wie es im Lied heißt, und einmal hab' ich mich im Schlaf verrathen und Deinen Namen genannt, wie der Xaver neben mir gelegen hat."

„O, was biſt Du ſo lieb und ſo fein," rief Thoma. „Ich fürchte nur, ich bin zu grob für Dich; es geht rauh her bei uns im Haus, wir ſind nicht ſo . . . Aber wirſt ſchon ſehen, ich werde auch noch anders."

Ihre Augen waren feucht, als ſie ſo ſprach, und ihr ganzes Antlitz veränderte ſich zu Milde und Demuth.

„Du ſollſt nicht anders werden," rief Anton, „Du ſollſt bleiben wie Du biſt; grad ſo biſt Du mir recht. O Himmel, kein Menſch auf der Welt wird's glauben,

daß des Landolins Thoma von Reutershöfen so sanft sein kann wie eine Taube."

„Ich sanft?" jauchzte sie schelmisch, „Juhu! fang' mich!" rief sie in die Hände klatschend und lief behend in den Wald. Anton jagte ihr nach.

Elftes Kapitel.

Die Brautleute kamen in den Wald, der Landolin gehörte; am Rande desſelben, dort wo die Sonne kräftiger eindringen kann, war den mächtigen Tannen die Rinde aufgeriſſen, und rings umher ſtanden Kufen, in welche das Harz aus den Bäumen tropfte.

„Schad' um die ſchönen Stämme," ſagte Anton, „Dein Vater muß künftighin ſolche ſägbare Stämme nicht mehr anreißen, ſondern mir überlaſſen."

Thoma bat, ja recht behutſam mit ihrem Vater umzugehen, denn er laſſe ſich nicht gern etwas drein reden.

„Ich weiß nicht . . ." fügte ſie hinzu, „ich mein', mein Vater iſt heut ſo . . . ſo aufbraufig. Ich weiß nicht warum?"

„Aber ich weiß. Er iſt ärgerlich, daß er Dich hergeben muß. Gieb acht, denk' dran, in tauſend Wochen bin ich auch ſo. Aber zum Großvater werden muß man —"

„O, Du!“ unterbrach ihn Thoma, und hell leuchtete ihr Antlitz.

Sie gingen tiefer in den Wald, und vom Wege ab, unter einer breitäſtigen Tanne ſetzten ſie ſich nieder ins weiche ſchwellende Moos.

„Jetzt iſt genug geküßt, jetzt laß mich ein wenig ausruhen, ich bin müde,“ ſagte Thoma, ſich an den Stamm lehnend, und ſie lächelte, da Anton ſchnell ſeine Jacke zuſammenrollte und ihr ein Rückenkiſſen daraus bereitete.

Zu ihren Füßen blühten Maiblumen, Anton brach eine ab und ſtreichelte Thoma damit Stirn und Wange, indem er dabei leiſe allerlei Kinderlieder und Heilſprüche ſang:

„Ich wünſch' Dir eine ruhſame Nacht,
Von Roſen das Dach,
Von Maiblumen das Neſt,
Schlaf' wohl, ſchlaf' wohl und feſt.“

Wo zwei Liebende im Waldesgrunde beiſammen ſitzen, da tönt und klingt aus dem Brodem, der der Erde entſteigt, und in dem Säuſeln und Rauſchen, das durch die Wipfel zieht, all jener Zauber von Wonne und Kindlichkeit, der im Liede klingt und im Märchen hin und her huſcht und Baum und Gras und Waldgethier reden macht.

„Horch! Der Fink!“ ſagte Anton. „Kennſt Du die Geſchichte vom Fink?“

„Nein, erzähl'.“

„Es geht einmal ein Burſch über Feld, um ſeinen Schatz zu beſuchen, da ruft der Fink: „Wip! Wip!“ (weib'! weib'!) Das will ich ja, ſagt der Burſch, und wie er wieder heimkehrt, ruft der Fink: „Beſinn' Di' wohl! Beſinn' Di' wohl! . . .“ Jetzt wir, liebe Thoma, haben uns beſonnen. Flieg' weiter, Fink, wir ſind ſchon im Reinen. Wip! Wip!“

Thoma lächelte, dann ſchloß ſie die Augen und war bald entſchlummert. Anton betrachtete die Schlafende, ſie war neu ſchön, aber ſie mußte mit einem trotzigen Gedanken eingeſchlafen ſein, denn ihre Mienen hatten einen herben Ausdruck.

Von einem Findlingsfelſen in der Nähe ſchauten Eidechſen mit klugen hellen Augen auf die Schlummernde und ihren Hüter, ſie huſchten leiſe davon, und bald kamen andere, ſich auch das Wunder zu betrachten, goldgrüne Libellen flogen durch die Luft, ſtießen einander an und wiſchten davon, ein bunter Schmetterling ſetzte ſich auf das Haupthaar Thoma's, juſt inmitten der Stirn und haftete da lange wie ein Diadem; ein Grünſpecht klopfte oben am Wipfel der Tanne aufkletternd, jetzt drehte er den Kopf, ſah die Schlummernde und flog raſch davon. Ein Kukuk kam geflogen und ſchon im Niederlaſſen ließ er ſeinen Ruf erſchallen, Thoma erwachte und ſah ſtaunend um.

„Guten Morgen, Schatz!“ rief Anton, „jetzt biſt Du ſchon meine Braut von geſtern.“

„Hab' ich lang geſchlafen?“ fragte ſie.

„Nein, Du mußt aber 'was Beſonderes geträumt haben. Was war's?“

„Ich erzähl' keinen Traum, ich halt' nichts drauf. Komm, jetzt wollen wir heim.“

Sie gingen weiter, waldaus.

Zwölftes Kapitel.

Droben, wo der Wald endete und das Ackerland begann, sahen sie die Schaubkäther mit ihrem rothen Kopftuch vor einem jungen Manne stehen, der am Wegraine saß, sie reichte ihm eine Bretzel dar, er aber lehnte sie ab.

„Schau," sagte Thoma, „das ist die Schaubkäther mit ihrem Vetturi, sie verkindelt den nichtsnutzigen Bursch; er ist Knecht bei uns gewesen, wir sind aber dahinter gekommen, daß er, wer weiß wie lang, Hafer gestohlen hat, und da hat ihn mein Vater natürlich fortgejagt."

„Der arme Kerl sieht arg verkommen aus."

„Er ist nicht nur arm, er ist auch schlecht. Quält der Bursch meinen Vater, der die Sache nicht bei Gericht angeben mag, er solle ihm noch Lohn herausgeben."

Die Verlobten kamen bei dem am Wege Sitzenden an; der Bursch stand plötzlich auf, er war hager von Ge-

ſtalt, ſchwarz bläuliche Haare fielen ihm wild in die Stirne, die dunkeln, müde dreinſchauenden Augen hatten einen menſchenſcheuen Blick. Er zog einen zerriſſenen Strohhut ab und verbeugte ſich mehrmals vor Anton; ein Wort ſchien er nicht hervorbringen zu können.

„Nicht wahr, Vetturi heißt Du?“ ſagte Anton. „Komm her! Willſt was haben?“

„Ich nehm keine Bettelgabe, lieber ſchlag' ich meinen Mund auf einen Stein auf,“ erwiderte Vetturi mit heiſerer Stimme, und wie einem Widerſpruch ſich entgegenſtellend, rief er, zur Schaubkäther gewendet: „Mutter! Ich leid's nicht, daß Ihr was annehmt.“ Mit ganz veränderter Stimme ſagte er dann zu Thoma: „Darf ich Dir Glück wünſchen?“

„Nein, das darfſt Du nicht. Wer überall herum ſo unehrerbietig von meinem Vater redet, der darf mir nicht Glück wünſchen. Geſteh' ein, daß Du geſtohlen haſt, und wenn Du's eingeſtehſt, dann will ich ſelber bei meinem Vater gut für Dich reden.“

„Ich geſteh' nichts ein.“

„Dann ſchimpf auf mich und nicht auf meinen Vater. Mein Vater hätte Dir vielleicht nachgegeben, aber ich leid's nicht, ſo lang Du lügſt.“

„Aber ich wünſch' Dir Glück, Anton,“ rief die Schaubkäther. „Ich wünſch', daß Deine Frau werde wie Deine Mutter geweſen. Das war eine Gutthäterin, wie keine mehr in der ganzen Gegend. Ich bin in Deinem Haus geweſen, wie Du auf die Welt gekommen

bist, Du bist grad acht Tage älter, als meine älteste Tochter jetzt wär'! Jetzt mach', daß Dein Schwiegervater meinen Vetturi wieder annimmt und Alles ausebnet. Wir sind arme Leut', wir wollen keine Händel mit so einem mächtigen Bauern, er soll uns aber auch nicht drücken, daß das Blut unter den Nägeln hervorquillt."

„Komm mit fort," rief Thoma, Anton am Arm fassend, „laß die da nicht so an Dich hinreden."

Sie ging voran, Anton folgte ihr nicht, sondern sagte zu Vetturi, er wolle ihn als Holzschläger droben im Walde annehmen.

„Das kann mein Vetturi nicht," fiel die Mutter ein, „er kann nicht so vom Montag früh bis Samstag Abend da droben schaffen und kein rechtes Essen und kein rechtes Lager haben."

„Komm, komm doch!" drängte Thoma von ferne. Anton ging, und hinter ihnen rief Vetturi noch allerlei Verwünschungen gegen Landolin.

Die Brauen tief hereinziehend und mit vorwurfsvollem Tone sagte Thoma: „Der Vetturi ist doch kein Kamerad von Dir, und Du hältst Dich doch bei ihm auf? Das will mir nicht von Dir gefallen. Du bist nicht stolz genug. Solche Menschen dürfen mit unser einem gar nicht reden, ehe man sie fragt."

Anton sah sie betroffen an, sie hatte eine Herbheit in Wort und Stimme, die ihn überraschte; sie mochte das merken, denn mit entzückendem Lächeln fuhr sie

fort: „Schau, ich bin ſtolz auf Dich, und Du mußt ſelber auch ſtolz auf Dich ſein; ſo ein Menſch wie Du, mit dem dürfen die Leute nur mit dem Hut in der Hand reden. Ich ſag' einem ſchlechten Menſchen nicht guten Tag, und Du ſollſt es auch nicht. Du meinſt vielleicht, ich ſei bös? Denk' das nur keinen Augenblick. Ich hab' nur kein Mitleid mit einem Lügner. Mag einer gethan haben, was es ſei, wenn er eingeſteht, kann man ihm helfen, aber einem Lügner, einem Heuchler —"

„Ja, liebe Thoma," unterbrach Anton, „zum Schlechtſein gehört eben auch, daß man lügt; wer ſtehlen kann, muß auch lügen können und —"

„Ich verſteh' Alles ſchon zum erſten Male, brauchſt mir nicht Alles zwei Mal erklären. Ich bleib' dabei, einen Lügner und Heuchler könnt' ich vor meinen Augen verſchmachten ſehen, und thät ihm nicht helfen, bis er —"

„Oho! Du biſt wild."

„Ja, wenn ich auf den Punkt komme, bin ich's. Aber genug! Was gehen uns die Häuslersleute an? Schau, da iſt's geweſen, da bei dem Birnbaum, wo Du damals Abſchied genommen haſt, wie Du in den Krieg gezogen biſt. Schau, es iſt der beſtgewachſene Baum, und jetzt ſieht er aus wie ein Blumenſtrauß am Stiel."

„Und eh' die Blüthen Birnen ſind, biſt Du mein."

Dreizehntes Kapitel.

Anton fragte nach dem Geſpiel, der Tochter des Oberbauern, die damals bei Thoma geweſen war. Mit ſchmerzlichem Ausdrucke erzählte Thoma, daß ſie mit dieſer einzigen Freundin zerfallen ſei; Zorn und Scham rötheten ihre Wangen, indem ſie berichtete, daß des Oberbauern Tochter an ihrem Hochzeitstage einen Kranz getragen habe, den ſie nicht verdiente. Die Lippen Thoma's bebten, da ſie ſagte: „Man ſpricht noch davon, wie die Mutter der Schaubkäther hat vor der Kirchenthüre ſtehen müſſen mit einem Strohkranz auf dem Kopf und einem Strohgürtel um den Leib. Das war hart, aber gerecht. Jetzt aber des Oberbauern Tochter! Vor Gott und den Menſchen lügen, ſich eine Ehre nehmen, die einem nicht gebührt, das bei ſich wiſſen und doch ſo keck ſein — da haſt Du wieder ein Beiſpiel, grad wie bei dem Vetturi. Mit einem Lugenbeutel, reich oder arm, Mann oder Frau, habe ich keine Gutheit und keine Freundſchaft. Wer die rechte

Ehre und den rechten Stolz hat, der giebt ſich nicht ſo herunter, daß er leugnet, was auch geſchehen ſein mag. Wer nicht für das einſteht, was er gethan hat, der ſoll zum Teufel gehen, oder eigentlich man braucht's ihn nicht mehr zu heißen, er iſt ſchon zum Teufel gegangen. Du lachſt? Haſt recht! Einem ſo fürnehmen Ehrenmenſchen wie Du, braucht man ſo was nicht predigen. Und jetzt brauch' ich kein Geſpiel und nichts mehr. Ich hab' Dich und meinen Vater, ich hab' die alte und junge Ehrenhaftigkeit bei einander, keine Prinzeſſin kann ſie beſſer und ſchöner haben."

Sie gingen Hand in Hand weiter. Als ſie an den Hof kamen, rief die Mutter, die raſch heimgekehrt war, zum Fenſter heraus, ſie ſollten nur noch draußen bleiben, es werde ſchon Alles gerichtet für die Glückwünſchenden, die nun kommen.

Die Beiden ſaßen im Berggarten hinter dem Hauſe auf der Bank unter dem Kirſchbaum, und reicher waren nicht die Blüthen an dem Baum, als die glückſeligen Empfindungen der Verlobten. —

Derweil die Verlobten hier unter dem Kirſchbaum waren, ſaß die Schaubkäther bei ihrem Sohne, und dieſer ſagte: „Mutter, ich muß fort von hier, ich geh' ins Elſaß in eine Fabrik."

„Und mich willſt allein laſſen?" klagte die Mutter wol zum hundertſten Male, und auch zum hundertſten Male erzählte ſie — als wär' das ein Troſt — daß der Großvater Vetturi's auch ein Sohn vom Reuters-

hof gewesen sei, der abgefunden wurde, und wie dessen Nachkommenschaft es nie mehr zu etwas brachte. Betturi ließ die Mutter reden, blieb aber dabei, er wolle fort.

„Mutter, ich lieg' Euch auf dem Hals, ich schäm' mich."

„Du liegst mir nicht auf dem Hals und hast Dich nicht zu schämen, daß Du bei Deiner Mutter bleibst. Was hab' ich denn noch auf der Welt, wenn Du fort bist? Ich stehe dann nicht mehr gern auf und mach' nicht mehr gern Feuer an. Wenn Du fortgehst, mußt mich mitnehmen."

„Wollen sehen, Mutter. Jetzt muß ich einmal meinen Lohn haben vom Landolin, heut am Tag muß ich ihn haben."

Er riß sich von seiner Mutter los und eilte nach dem Hofe.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bäuerin hatte das Rechte vorausgesehen. Von den heimkehrenden Marktgängern, wie von den daheim Verbliebenen, kamen viele Männer und Frauen, um zur Verlobung Thoma's Glück zu wünschen. Die Bäuerin hieß sie willkommen und stellte Speise und Trank auf.

Als Landolin heimkam, dankte er den Leuten in der Stube nur unwirsch; er sah gar nicht aus wie ein Brautvater, und als der Galoppkübler ihn lobte, daß er seinen Stolz bezwungen und seine Tochter dem Anton gegeben, sah ihn Landolin mit einem stummen verächtlichen Blick an: wie kommt der Mensch dazu ihn zu loben und dazu über eine Sache, die ihn doch noch wurmt?

„Bauer, wie siehst Du denn aus?" fragte die Frau.

„Ja, wie seh' ich denn aus?"

„Wie wenn Du nicht eine Freude erlebt, im Gegentheil, wie wenn Du einen Verdruß gehabt hätteſt.“

„So?“ entgegnete Landolin und wendete ſich ab, er hielt es nicht für nöthig, ſeiner Frau zu berichten, daß er noch ärgerlich ſei über die Verlobung und daß er einen häßlichen Auftritt mit dem Einhändigen gehabt, der ſich ihm zutraulich genähert hatte.

„Bäuerin,“ ſagte er nach einer Weile insgeheim, „Stell' nichts mehr auf und mach', daß die Leut' fortkommen. Sei nicht ſo freundlich und red' nicht ſo viel mit dem Pack. Es iſt eine Frechheit, daß ſie kommen, mir Glück zu wünſchen; ich brauch' ihre Glückwünſche nicht.“

Er ging in den Hof hinab und ſtand eine Weile bei dem Hunde, ja er ſprach mit ihm: „Haſt recht, hätt' Dich bei mir haben ſollen, ſolche Geſellen ſoll man nicht mit einem Wort anrühren; nur den Hund auf ſie hetzen.“

Da kam Vetturi barhaupt in den Hof geſtürmt und rief: „Bauer! Ich ſag's zum letzten Male, meinen Lohn will ich, mein Geld!“

„Was? Du willſt was von mir? Augenblicklich marſchirſt Du Dich aus dem Hof. Fort! Wie? Du bleibſt noch ſtehen? Zum letzten Male ſag' ich: geh' gutwillig.“

„Ich geh' nicht.“

„Soll ich den Hund loslaſſen und auf Dich hetzen?“

„Brauchſt den Hund nicht loslaſſen, biſt ſelber ein Hund.“

„Was bin ich?“

„Was ich geſagt hab'.“

„Vetturi, Du weißt, ich hab' eine eiſenfeſte Hand. Geh'! Geh' oder ich ſchlag' Dich nieder, daß Du nicht mehr zuckſt.“

„Thu's, ſchlag' mich todt, Du Menſchenſchinder, Du —“

Ein Stein war geworfen, ein Schrei war gerufen, ein Winſeln wurde laut, daß ſelbſt der Hund zu bellen aufhörte. Vetturi ſtürzte nieder, ſtöhnte laut auf, dann lag er regungslos.

Anton und Thoma waren eben beim offenen Hofthor angekommen, ſie ſtanden wie feſtgebannt. „Um Gotteswillen! Was iſt da geſchehen?“ rief Anton und eilte auf den Niedergeſtürzten zu. Thoma aber ſtand eine Sekunde ſtarr und heftete den Blick auf ihren Vater, der ſich die Weſte aufriß und das Halstuch lockerte, dann ſtürmte ſie auf ihn zu, legte beide Hände auf ſeine Schultern und rief: „Um Gotteswillen Vater! lieber Vater! Was habt Ihr gethan!“ Er ſchaute ſie an mit einem grauſenhaft verwandelten Antlitze. Iſt das der Blick eines Menſchen in der Minute, da er einen andern getödtet hat?

Er ſchüttelte ihre Hände ab und ſagte: „Laß mich!“ Er war vor ihr, ſie war vor ihm erſchrocken. „Laß mich,“ fuhr er mit ſtierem Blick ſeine inneren Handflächen betrachtend fort, „ich hab' nichts gethan! gar nichts.“ Ein Schauer durchfröſtelte Thoma: Der

Vater lügt! Wie war die ſtolze Liebe zum Vater noch einmal zu Tage getreten, und nun?

In dieſem Augenblicke geſchah es, Vater und Tochter verloren einander.

„Er iſt todt! Die Hirnſchale iſt ihm zerſchmettert,“ rief der Pferdeknecht Fidelis, der mit Anton den niedergeſunkenen Vetturi aufgenommen hatte.

Geſenkten Blickes ging Thoma nach dem Hauſe; Landolin verließ den Hof und ging nach dem Brunnen jenſeits der Straße.

Die im Hauſe verſammelten Glückwünſchenden kamen herbei, man klagte und jammerte und trug den Vetturi heim zu ſeiner Mutter.

Im Hofe Landolins war es plötzlich leer und ſtill, nur eine Blutlache bei den aufgehäuften Pflaſterſteinen zeigte noch, was geſchehen war. Die Hühner und Sperlinge waren herbeigekommen, der Oberknecht Tobias verjagte ſie und kehrte ſchnell Alles weg, dann warf er den Stein und den Beſen mitſammt dem Stiel in die Jauchengrube.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Anton vom Hause der Schaubkäther zurückkehrte, stand Landolin am Brunnen und hielt die Hände noch immer unter dem breiten Wasserstrahl.

„Wie ist's?" fragte er jetzt sich umdrehend.

„Er ist todt, kein Lebenszeichen mehr," entgegnete Anton.

Landolin schüttelte heftig die nassen Hände ab und nickte mehrmals mit dem Kopfe, bis er das Wort nahm:

„Du hast's gesehen, Anton, Du bist just dazu gekommen, der Stein hat ihn nicht getroffen, er ist von meiner Stimme umgefallen."

Bevor Anton erwidern konnte, fragte Landolin: „Ist seine Mutter daheim gewesen?"

„Ja, sie ist grad heimkommen, und es ist schauerlich gewesen, wie sie sich auf ihren Sohn niedergeworfen und gerufen hat: Vetturi! Schlag' die Augen auf, Vetturi! Mach' den Mund auf! Da ist Wachholdergeist, trink' nur, trink'!"

„Ich muß auch was trinken," entgegnete Landolin, legte den Mund an den Röhrbrunnen und trank lang; ja, er ließ sich offenbar absichtlich das Wasser über das Gesicht spritzen und während er sich langsam abtrocknete, sagte er:

„Geh' Du jetzt zur Thoma, ich komme bald nach."

Anton ging, er traf Thoma auf dem Söller bei den Blumen, sie zupfte welke Blätter ab von Rosmarin, Gelbveigelein und Nelken, sie schaute nicht um.

„Thoma! Ich bin da. Siehst Du mich denn nicht?" rief Anton.

„Ich sehe Dich," erwiderte Thoma, ihre Stimme war anders und ihr Gesicht, das sie jetzt Anton zuwendete, war anders, ihr sonst so stetiges Auge ging unruhig hin und her. „Ich sehe Dich," fuhr sie fort, „ich sehe die Blumen, ich sehe die Bäume und den Himmel, und Alles thut nur so lebig, Alles ist todt."

„Thoma, Du bist sonst so stark und fest. Faß' Dich! Es ist freilich traurig und hart."

„Es ist nicht nur Ein Mensch getödtet; er, Du, ich, mein Vater, Alle, Alle sind zum Tod getroffen."

„Thoma! Uebernimm Dich nicht so. Du bist doch sonst so gescheidt und fest."

„Ja, ja, wie er noch gelebt hat, bist Du so weichmüthig gegen ihn gewesen und jetzt, wo er erschlagen ist, bist Du so hart. Sag', bin ich noch bei Verstand?"

„Das bist Du, wenn Du Dich nicht mit Fleiß verrückt machen willst.“

„Glaubst Du, daß mein Vater, daß eins von uns je noch eine Minute glücklich —“

„Dein Vater hat nichts gethan —“

„Wer denn? Und ist denn der Vetturi nicht todt?“

„Er ist todt, aber er ist gegen die Pflastersteine gefallen.“

„Anton!“ schrie Thoma mit machtvoller Stimme, „Anton, das sagst Du nicht selber aus Dir. Hat Dir das mein Vater gesagt?“

Anton erbebte, und Thoma fuhr fort: „Anton! Du willst falsch Zeugniß ablegen, um meinetwillen. Du lügst! Da steht er und hat so getreue Augen, so ehrliche, und will lügen. Und da soll ich noch Deinem Ja glauben vor dem Altar? Anton, Du lügst!“

Mit zitternd gepreßter Stimme antwortete Anton: „Thoma, ich bin . . . ich bin Soldat.“ Seine Hand legte sich auf das Ehrenzeichen an seiner Brust.

„Reiß das herunter!“ schrie Thoma. „Geh! geh! Du kannst auch lügen. Geh!“

„Thoma! Ich verzeih' Dir, im Elend vergreift man sich grad an seinem Nächsten.“

„Du bist nicht mehr mein Nächster und ich will Deine Verzeihung nicht. Geh! Auf immer und ewig! Ich hab' kein Theil an Dir und Du sollst auch kein Theil an mir haben.“

Sie stürmte rasch davon und verschloß sich in ihre Kammer, Anton stand eine Weile wie erstarrt, dann klopfte er an ihre Thüre und sprach die innigsten Worte, sie antwortete nicht; er drohte, daß er die Kammerthür eintrete, wenn sie nicht laut gebe, da klirrte der Riegel, ein Spalt öffnete sich, vor seine Füße fiel der Verlobungsring, die Thüre wurde rasch wieder geschlossen. Anton hob den Ring auf und ging.

Sechzehntes Kapitel.

Landolin ging vom Brunnen am Wege nach dem Hofe, dort ſtand er wieder eine Weile an der Hundehütte und ſagte faſt laut: „an der Kett'! an der Kett'!“

Er neſtelte den Hund los, der ihm in die Stube folgte. Niemand war da. Landolin ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, griff ängſtlich taſtend nach den Armlehnen und ſtrich daran hin und her, wie ſich beruhigend, daß die Armlehnen noch da ſind; dann zog er die lockeren Stiefelſchäfte herauf, als müßte er ſich zu einem Gange rüſten. Er erhob ſich, ging aber nur bis an den Tiſch, er ſtrich wiederholt mit der Hand über den Tiſch, als wollte er etwas wegwiſchen. Mit befehlender Stimme rief er nun, man ſolle das Eſſen bringen. Das Eſſen kam, die Frau ſetzte ſich zu ihm, ſie redete kein Wort, ſie ſchien beruhigt, ja faſt erfreut, daß ihr Mann eſſen wolle, und ſie zwang ſich, ſelber zu eſſen. Landolin befahl der Magd, ſie ſolle Thoma und Anton zum Eſſen rufen. Die Magd kam mit dem Beſcheid,

Anton sei fort und Thoma ließe sagen, sie käme nicht. Da faßte Landolin die Gabel, und stieß sie durch das Linnen in den harten Tisch, daß sie fest stecken blieb. Die Lippen zusammenpressend, stand die Frau auf und schaute scheu auf den Tisch, ob nicht Blut herausfließe, da ihr Mann so Entsetzliches an dem Familientisch gethan.

Die Gabel steckte noch im Tische, als ein Fuhrwerk vor dem Hause hielt, und bald traten der Kreisgerichtsrath und der Aktuar ein. Die Bäuerin hatte Fassung genug, rasch die Gabel aus dem Tische zu ziehen.

Landolin wollte die Hand zum Willkomm reichen, der Kreisgerichtsrath schien es nicht zu bemerken und keine Hand frei zu haben. Landolin dankte nun mit fester Stimme dem Richter, daß er so rasch gekommen sei, um den Thatbestand der unglücklichen Geschichte gleich ins Reine zu bringen.

„Setzen Sie sich, Herr Kreisgerichtsrath, und Sie auch, Herr Aktuar," sagte er zuvorkommend, schenkte von dem Weine, der auf dem Tische stand, drei Gläser ein, faßte das eine und stieß die anderen an, zum Zeichen, daß die Herren trinken sollten.

Der Kreisgerichtsrath aber sagte kurz: „Danke," faßte das Glas nicht an und lehnte sich zurück, während der Aktuar ein Papier auf den Tisch breitete.

„Setzen Sie sich," sagte er zu Landolin, dieser aber erwiderte: „Ich stehe schon gut," und faßte die

Lehne des Stuhles vor ihm; er trommelte mit den Fingern auf die Stuhllehne und sah gewaltsam ruhig drein: „Wollen Sie mich fragen, oder soll ich reden?“

„Reden Sie vorerst.“

„Herr Kreisgerichtsrath! Der Wein da ist sauber, ich hab' ihn selber vom Kaiserstuhl geholt, von der Kufe weg, aber ich meine, des Schwertwirths Wein ist nicht ganz sauber, und wenn ich am Tag trinke und viel schwätze dabei, das bringt mich ganz außer mir; der Schreck über das Unglück hat mich aber wieder zu mir gebracht.“

„Sie waren also bei dem . . . bei dem Unglück betrunken?“ fragte der Kreisgerichtsrath.

Landolin erschrak. Das ist kein Mann, mit dem man sich unterhält, das ist ein Richter, und jetzt ein Richter über dich. Halt! Was kann das Betrunkensein helfen? Schnell besonnen und fast lächelnd sagte Landolin: „So betrunken, daß ich nicht weiß, was ich thue, das kommt bei mir nicht vor; ich kann Gottlob was vertragen.“

Er unterbrach sich mit einem zutraulichen Lächeln gegen den Richter. Als aber die Mienen des Richters unverändert ernst blieben, zuckte Landolin die Achseln über den Mann, der seine Zutraulichkeit nicht achtete, und er fuhr mit trotziger Bestimmtheit fort: „Ich kann's beweisen, daß dem armseligen Bursch von mir aus kein Schade geschehen ist.“

„Haben Sie?“ wendete sich der Oberamts-

richter zum Aktuar, und dieſer erwiderte: „Ich ſtenographire.“

Der Stuhl in der Hand Landolins rückte, denn Landolin erſchrak doch, daß ſeine ſchwankenden Ausſagen bereits protokollirt waren. Er wartete nun die Fragen ab, und der Richter begann nach einer Weile:

„Sie hatten heute auch bereits einen heftigen Streit mit dem einhändigen Wenzel von Altenkirchen?“

„Das wiſſen Sie auch ſchon?“

„Ja. Wollen Sie mir den Hergang erzählen?“

„Hergang? Die Sache iſt kurz bei einander. Der Wenzel iſt vor mehr als dreißig Jahren für mich als Soldat eingeſtanden. Mein Vater ſelig, man hat ihn gekannt, er iſt Redmeiſter geweſen, fragen Sie nur den Wälderjörgli, was er war, wir ſind das älteſte Ehrengeſchlecht in der Gegend —“

„Bitte, wie iſt das mit dem Wenzel?“

„Ja ſo! Ja. Mein Vater hat dem Wenzel viel Geld gegeben und Kleider, und ſeiner Mutter auch, und jetzt will der Wenzel immer noch Blutegel an mir ſein.“

„Haben Sie gedroht, daß Sie ihn kalt machen, wenn er Sie nochmals vor Leuten anſpricht?“

„Kann ſein, kann auch nicht ſein, daß ich das geſagt hab'. Man kann ſo was im Zorn ſagen, aber ernſt iſt es mir nicht geweſen. Bin ich denn jetzt auf einmal der Mann, der Jeden todtſchlägt, der mir in

den Weg kommt? Bin ich denn ein Hergelaufener, den man nicht kennt?"

Landolin wartete vergebens auf Antwort, denn der Richter ging auf die Hauptsache zurück und fragte:

„Haben Sie Zeugen über den Vorgang mit Betturi?"

„Ja wohl, mein zukünftiger Schwiegersohn, Sie kennen ihn ja, der Anton Armbruster und meine Tochter."

Der Kreisgerichtsrath wünschte, daß Beide hereingerufen werden; es wurde ihm gesagt, daß Anton nicht mehr da sei, aber bald trat Thoma ein.

Der Kreisgerichtsrath stand auf, rückte ihr einen Stuhl, damit sie sich ihm gegenüber setze.

Siebzehntes Kapitel.

Thoma ſetzte ſich und legte die Hände in den Schooß, ſie ſchaute nicht auf.

„Sie können als Kind jedes Zeugniß verweigern," belehrte Sie der Richter in freundlichem Tone.

Jetzt erhob Thoma das Haupt ſo mühſam, als wäre es zentnerſchwer. „Vater! Was kann ich ſagen?"

„Was Du geſehen haſt."

Sie ſtarrte in das Antlitz ihres Vaters, ſie ſah, wie er gewaltſam die Augen offen hielt, und doch zuckten die Augenlider, als müßten ſie ſich ſchließen vor ihrem Blick. Mit einer harten Kopfbewegung ſich abwendend und die Fauſt auf den Tiſch ſtemmend, ſagte Thoma:

„Herr Kreisgerichtsrath, ... ich ſag' ... ich ... ich verweigere jede Ausſage."

Landolin ſtöhnte leiſe, er ahnte, was in der Seele ſeiner Tochter vorging. Sie erhob ſich und verließ die

Stube, ohne noch einen Blick oder ein Wort an Jemand zu richten. Lautlos ſchauten ihr Alle nach.

Der Richter fragte nun Landolin, ob Niemand von den Knechten im Hof das Ereigniß mit angeſehen. Nur zögernd antwortete Landolin, daß er das nicht wiſſen; könne er habe ſich weiter nicht umgeſehen, aber Tobias und Fidelis ſeien daheim geweſen. Mit Schrecken gewahrte er, daß ſein Schickſal von Anderen abhängig war.

Der Richter fragte auch nach dem Sohne Peter; Landolin zuckte die Achſeln. Ob Peter daheim war oder nicht, darum kümmerte man ſich nicht; er war ein verſtockter, gering angeſehener Burſch. Und doch war Peter, ohne daß man's wußte, in dieſer Stunde wichtig geworden. Niemand ahnte, daß das Schiebfenſterchen, das von der Stube in die Küche ging, halb geöffnet war, und hinter demſelben hatte Peter lauernd geſtanden. Als er die Ausſage des Vaters gehört hatte, zog er raſch die Stiefel aus und huſchte ungehört die Treppe hinab in den Stall zu Tobias und ſagte: „Jetzt wiſſen wir, wie es geweſen iſt; der Vetturi iſt nicht vom Stein getroffen umgefallen. Hörſt Du es auch, Du?“ wendete er ſich zu dem Pferdeknecht Fidelis. Tobias hatte einverſtändlich genickt, Fidelis dagegen hatte keinerlei Zeichen gegeben, und es konnte nichts weiter verhandelt werden, da die beiden Knechte in die Stube gerufen wurden. Bevor Tobias den Hof verließ, ſchleuderte er einen Stein in die Nähe des Hofthores.

Tobias erhielt zuerst einen Verweis, weil er die Blutspuren weggekehrt hatte; er ließ sich das still gefallen und sagte nun mit fester Stimme, wie er deutlich gesehen habe, daß Vetturi, der immer zitterig gewesen sei, vom Steine nicht getroffen, sondern von selber umgefallen sei auf die Pflastersteine. Landolin hatte, als der Oberknecht zu reden anfing, zuerst die Augen niedergeschlagen, jetzt schaute er triumphirend auf. Er stützte die Ellbogen auf die Stuhllehne, er hielt aber die Hand vor den Mund und preßte unter der vorgehaltenen Hand die Lippen zusammen, da Tobias weiter aussagte: „Der Stein, den Vetturi geworfen hat, liegt noch drunten, kaum ein Schritt davon, wo der Meister gestanden."

Landolin richtete sich hoch auf. Das ist das rechte! Nothwehr! Darauf hin richtest du deine Vertheidigung. Wie ein mit den Wellen Ringender, dem ein Rettungsseil zugeworfen worden, so umklammerte Landolin die Stuhllehne, und wenn es in der Seele Etwas geben könnte, das so umfaßte, wie die Hand, so hielt er in Gedanken das Wort Nothwehr fest.

Fidelis sagte eben so bestimmt, daß er gesehen habe, wie der Meister mit beiden Händen einen Pflasterstein aufgenommen, sich zum Ausholen ein wenig rückwärts gelegt und geworfen habe, der Stein sei dem Vetturi an den Kopf gefahren, von einem Wurfe Vetturi's sei nichts zu sehen gewesen.

Landolin schrie empört dazwischen; er wurde zur

Ruhe verwieſen, und der Richter ſagte aufſtehend, offenbar mit erzwungener Ruhe, es thäte ihm leid, aber er ſehe ſich genöthigt, um jede Verdunkelung des Thatbeſtandes zu vermeiden, Landolin in vorläufige Haft nehmen zu müſſen.

Der Stuhl rückte und polterte wieder, und Landolin rief:

„Herr Kreisgerichtsrath, ich bin der Landolin von Reutershöfen, das da iſt mein Haus, da draußen ſind meine Aecker, meine Wieſen, mein Wald; ich bin kein Hergelaufener und werde doch wegen ſo einem Bettel, der mich nichts angeht, nicht davonlaufen.“

Der Richter zuckte die Achſeln und fügte hinzu, man werde ihn wol nach wenigen Tagen entlaſſen können.

Der Aktuar legte die Papiere zuſammen, er warf einen begehrlichen Blick auf den eingeſchenkten Wein, es blieb ihm aber nichts, als einige Dintenflecke von den Fingern abzulecken.

„Darf ich meinem Manne nicht ein Bett mitgeben?“ fragte die Bäuerin; es war das erſte Wort, das ſie ſprach, und mitleidig lächelnd erwiderte der Richter, daß das nicht nöthig ſei.

Landolin faßte nach ihrer Hand, und ſeit vielen Jahren zum erſten Male ſagte er in herzlich bewegtem Tone:

„Liebe Johanne!“ Das Geſicht der Bäuerin wurde verklärt, wie wenn ein Wunder an ihr geſchehe,

und Landolin fuhr fort: „Sei nur ruhig, es geſchieht mir nichts.“

„Darf er mich nicht mitnehmen?“ fragte die Bäuerin den Richter.

„Thut mir leid.“

Die Bäuerin ſchickte ſchnell eine Magd nach Thoma, aber Landolin wehrte ab und ſagte zum Richter:

„Ich gehe ohne Widerrede mit.“

Als Landolin eingeſtiegen war, ſetzte ſich ein Landjäger, der vor dem Hauſe Wache gehalten hatte, auf den Bock zum Kutſcher. Die Bäuerin brachte noch den Mantel ihres Mannes herbei, er hüllte ſich drein, ihn fröſtelte, und die Luft war doch ſo lind, er drückte den Hut tief in die Stirn und es war doch Nacht.

Der Wagen rollte davon, der Hund bellte hinterdrein, man hörte noch lange das Bellen des Hundes, das Rollen des Wagens auf der Hochebene, bis Alles verklungen und ringsum Stille war.

Achtzehntes Kapitel.

Stille war's auf dem Hofe, der Mond flimmerte am Röhrbrunnen, den man jetzt sprudeln hörte, und überglänzte das Haus, die Ställe und Scheunen.

Unter dem breiten Vordach saß der Oberknecht Tobias mit Peter und klatschte oft vor Freude in die Hände und streichelte sich dann wieder die Kniee; er hatte nicht nur so ausgesagt, daß er seinem Meister heraushalf, er konnte auch die Beamten betrügen und zum Narren haben, und das freute ihn fast noch mehr; das galt ihm als ein leckerer Schmaus. Leise flüsternd, sagte er zu Peter:

„Sei gescheidt, Du bist ja gescheidt, durchtriebener, als die Welt weiß. Geh nicht mit Geschrei und Gepolter gegen den Fidelis los, Du machst's nur ärger damit. Das ist ein bockſteifer Soldat von der neuen preußischen Mode! Sei gescheidt! Dem muß man nach und nach eingeben, was er gesehen hat. Wenn Du ihn jetzt aus dem Dienst jagst, dann — halt! Paß auf! Ich hab's."

Er hielt inne und legte beide Hände hohl auf einander, wie wenn er einen Vogel gefangen hätte; er kicherte in sich hinein, und erst auf die Frage Peters erklärte er: „Paß auf! Vor dem Eid wird man gefragt: Sind Sie bei dem Angeklagten in Dienst? Und wenn man Ja sagen muß, dann gilt die Aussage, gut oder schlimm, nicht viel. Drum halten wir den Fidelis fest. Verstehst? Still! Wer klopft da noch?"

Tobias öffnete das Hofthor und begrüßte den Pfarrer, dem er mittheilte, daß der Bauer bereits abgeführt worden sei, die Bäuerin aber sei noch oben. Der Pfarrer ging nach der Stube, er traf die Bäuerin vor dem offenen Gebetbuch, er lobte das und entschuldigte sich, daß er so spät komme, er sei auch auf dem Markte gewesen, erst vor einer Stunde heimgekehrt und sei zuerst bei der Schaubkäther gewesen. Der Pfarrer tröstete, daß man sich in die Fügungen des Himmels schicken müsse.

Der Pfarrer, ein hochgewachsener Mann von harten Mienen, war der jüngere Sohn eines Großbauern, er ging mit den Leuten derb um, meist aber kümmerte er sich — die Zeit der Wahlen ausgenommen — gar nicht um sie, denn er wußte, das ist den Großbauern am liebsten. Im Sommer war der Pfarrer Tage lang drunten im Thal bei dem Strom und angelte, im Winter blieb er zu Hause und Niemand wußte, was er trieb.

„O Herr Pfarrer!" klagte die Bäuerin, „bei so

was merkt man doch erſt, wie lieb man einander hat," ſie erröthete wie ein junges Mädchen und fuhr fort, „Kinder leben doch für ſich, aber Eheleut' . . . ich meine, ich hab' mich auch verſündigt und dem Bauer nicht genug gezeigt —"

Sie konnte vor Herzbewegung nicht weiter reden, und der Pfarrer ſprach ihr Troſt ein, ſie ſei immer eine rechtſchaffene Bäuerin und brave Ehefrau geweſen, und Gott werde das Leid von ihr wenden und das Unglück ſei dann zum Heil und zum Guten geworden. Er war ſelber erſtaunt, daß die Frau, die für einfältig galt, ſoviel Herzlichkeit kund geben konnte.

„Wie trägt's die Thoma?" fragte er.

„Ich will ſie holen," ſagte die Bäuerin, ging davon und kam bald wieder, Thoma folgte ihr nach, ſie ſah ſo verſtört aus, daß der Pfarrer vor Schreck kein Wort faſſen konnte, bald aber tröſtete er auch ſie.

„Herr Pfarrer!" begann Thoma, „was meinen Sie? Ich weiß nicht . . . ich meine, ich muß zur Schaubkäther."

„Geh morgen in der Früh," ſchaltete die Mutter ein.

„Ich meine, ich muß heut noch."

„Ja, thu' das," beſtätigte der Pfarrer, „ich komme eben von der Schaubkäther, ſie hat mir durch kein Wort und kein Zeichen kund gegeben, daß ſie mich hört; ſie ſitzt auf dem Boden bei dem Todten und rührt und regt ſich nicht. Komm! Du kannſt ein Stück Wegs mit mir gehen."

Thoma ging mit dem Pfarrer, sie schritten schweigend dahin. Der Pfarrer sprach nicht von Anton, denn jetzt war nicht Zeit zum Glückwünschen. Der Mond war verschwunden, dunkle Wolken standen am Himmel ringsum.

„Wir bekommen Gottlob morgen einen Regen; das wird gut sein," das war Alles, was der Pfarrer unterwegs sprach und da, wo der Wiesenweg nach dem Häuschen der Schaubkäther geht, fragte er, ob er Thoma begleiten solle, sie dankte und ging allein. Sie mußte am Hause des Galoppküblers vorüber, und dort im Schatten einer hohen Schichte von Faßdauben hörte sie, wie der alte Jochem zu Leuten, die mit ihm auf der Hausbank saßen, sagte:

„Ja der Landolin! Jetzt hat's ihn einmal und da kommt er nicht mehr los. Jetzt muß er Alles bezahlen, aber anders wie sein Vater für seine Gewaltstreiche bezahlt hat. Da an meinem rechten Daumen ist noch die Wunde, wo mich der Landolin gebissen hat bei Raufhändeln. Sein Vater hat die Schmerzensgelder bezahlt. Ja, vor Zeiten haben die minderen Leute nur Knochen gehabt, damit die Großbauern-Söhne sie zerschlagen. Wo der Landolin auf den Tanzboden gekommen ist, hat der Boden gezittert, und das Herz im Leib einem Jeden auch. Jetzt kriegt er's einmal."

„Wird er geköpft?" fragte eine Kinderstimme.

„Verdient hätt' er's, aber es wird ja Niemand mehr geköpft."

Wie ein Blitz fuhr es auf Thoma nieder, sie stand in Flammen und all ihr blühendes Leben war verbrannt und verkohlt.

Mit kalten Händen fuhr sie sich über das brennende Gesicht, und ungesehen huschte sie davon und heimwärts.

Nicht weit vom Hause erschrak sie, als ob ein Gespenst sie überfallen hätte, und doch war es nur der Hund, der keuchend sich an sie schmiegte. Thoma war zornig auf sich, daß sie so schreckhaft war; das darf nicht sein, und jetzt besonders nicht. Der Hund bellte vor- und rückwärts springend, er war offenbar heimgejagt worden.

In der Stube fragte die Mutter, die Hand auf das offene Gebetbuch legend, wie die Schaubkäther sich verhalte. Thoma sagte, daß sie gar nicht bei ihr gewesen; den Grund verschwieg sie. Die Mutter bat, daß Thoma heute Nacht bei ihr bleibe. Thoma blieb am Bette der Mutter sitzen, bis sie schlief, dann ging sie in ihre Kammer; sie wußte, daß sie die Mutter in ihrem Schlafe stören würde.

Neunzehntes Kapitel.

Noch spät in der Nacht öffnete sich das Fenster der Kammer, in welcher Thoma schlafen sollte; ihre Wangen glühten, aber es kam nicht der Geliebte, mit dem sie in linder Frühlingsnacht plaudern, küssen und herzen sollte. Vom Walde herauf schallte der Sang der Nachtigall, und vom Berge hinter dem Hause suchte eine andere sie zu übertönen; Thoma hörte sie nicht, sie sprach, sie rang mit einem Dämon in der Nacht.

Thoma war eine wohlerzogene Großbauerntochter, sie war in der Volksschule eine der ersten gewesen, und daheim lernte sie, daß man fleißig und ehrenhaft sein müsse, und das war sie geworden. Sie war stolz und herrschsüchtig wie ihr Vater, der sie schon von früh an bevorzugte und, da die Mutter gar nichts von der Welt draußen wollte, sie auf allerlei Lustfahrten mitnahm und seine Freude an ihrer Entschlossenheit hatte und vor Allem ihren Stolz nährte. Thoma hatte an des Oberbauern Tochter eine Gespiele gehabt, aber

eigentlich war ihr Vater ihr einziger Vertrauter. Als Großbauerntochter wollte Thoma nichts von einer Liebschaft wissen, das schickt sich für die minderen Leute, sie aber muß einen Großbauern heirathen, der reich und angesehen ist. Nun war Anton freilich nicht ganz ebenbürtig, aber er war doch ein Bauernprinz, wenn auch von einem kleineren Hofe; er wurde begehrt von allen Töchtern der Landschaft, und es ist doch auch schön, wenn eine Prinzessin geliebt wird, und gewiß ist keine je höher geliebt worden, als Thoma von Anton.

Wie war das nun geworden?

Der Stolz, den Landolin in seinem Kinde übermächtig groß gezogen, wendete sich nun gegen ihn und gegen Alles.

Die Fäuste Thoma's ballten sich, sie will sich von Niemand begnadigen und beschenken lassen, auch vom Verlobten nicht, er darf nicht kommen und sagen, ja, nur merken lassen, Du hast nun Deine Familienehre verloren, Du bist die Tochter eines Mörders, aber ich bin doch gut und treu an Dir . . . Nein . . . vorbei. Die Fäuste Thoma's krampften sich noch schärfer zusammen, da sie an ihren Vater dachte. Wie konnte er sich zu solcher That hinreißen lassen? Kleine Leute, Dienstleute, Bettelleute dürfen nun hineinsehen in das Leben hier, darüber sprechen und aburtheilen, und es steht in ihrem Belieben, wie viel Ehrerbietung sie erweisen wollen, sie werden thun, als ob man sich besonders zu bedanken habe, wenn sie noch grüßen.

Mit einer Schnelligkeit, die Alles auf Einmal vergegenwärtigt, eilten die Gedanken Thoma's von Hof zu Hof, die Töchter höhnten oder bemitleideten sie, bevor sie einschliefen; sie konnten ruhig schlafen, nicht aber die Thoma . . .

Wie wenn das Gift von einem Natternbisse einen vollsaftigen Körper durchdringt, in den Adern gerinnt, rasend macht, aufbäumen macht, niederwirft, nach Ausgängen drängt, wo keine sind, den Hilferuf erstickt und alles Leben bannt — so war's, da Thoma in der Nacht still ingrimmig die Fäuste ballte. Ein Denken, ein Grübeln war über sie gekommen, von dem sie bisher keine Ahnung gehabt, sie wollte es verscheuchen wie einen bösen Feind; es wich nicht.

Gefängniß, Zuchthaus, Todesstrafe, das sind Dinge, die arme Leute was angehen, aber Reiche, Angesehene, für solche ist Derartiges nicht da, hatte Thoma bisher gedacht, oder eigentlich kaum klar gedacht, denn es verstand sich von selbst. Nun aber — bekennt der Vater, was er gethan, so bricht ewige Schande herein; bekennt er nicht, ewiger Fluch, Lüge, Heucheln, Zittern vor jeder Stunde, scheues Abwenden vor jedem Blick, gewaltsames Lächeln, wenn von Verbrechern die Rede ist.

Thoma stöhnte auf, wie wenn ein Schlag sie aufs Hirn getroffen. Und jetzt wendeten sich ihre Gedanken zu Mitleid: O der Vater! Er sitzt im Gefängnisse, und kein Schlaf erbarmt sich seiner. Dieser einzige

Tag muß ihm wie viele Jahre, wie ein ganzes Leben erſcheinen. Wer kann helfen? Wer? Wer kann Todte lebendig machen, die Sündenſchuld aus der Seele tilgen?

Thoma ſchaute auf zu den Sternen, ſie ſtehen ſtill und glitzern und flimmern über Millionen Schlafenden, über Millionen Wachenden in Krankheit und Kummer und Noth, und keines iſt elender als du . . .

Thränen drangen Thoma ins Auge, ſie zerdrückte ſie unwillig. Nur nicht ſchwachmüthig werden, nicht jammern, nur kein Mitleid, von Niemand, . . . ſtolz, ſtolz. Ja wohin iſt Euer Stolz? Verflogen. Dort drüben liegt ein Todter, ein Getödteter.

Thoma ſah den Vetturi ganz deutlich, wie wenn er mit blutendem Haupte vor ihr ſtände; ſie ſchrie laut auf, das Schreckensbild wich nicht. Sie warf ſich auf die Kiſſen, aber lauſchend erhob ſie den Kopf wieder. Der Hahn krähte. Im beginnenden Halbſchlaf, während ihre Augen ſich zitternd ſchloſſen, verwandelte ſich ihr noch der Bibelſpruch: wenn der Hahn kräht, wirſt Du verleugnen . . . im Gefängniß kräht kein Hahn . . .

Thoma hüllte ſich tief in die Kiſſen, ein Regen rauſchte nieder, ſie ſchlief ein.

Die Thoma, die heute erwachte, war eine andere, als die geſtern am Brautmorgen, und bald hörte ſie das von Fremden; denn die ehemalige Geſpiele, mit der ſie ſich entzweit hatte, kam und ſagte, wie ver-

ändert ſie ausſehe; ſie müßten aber jetzt wieder gut mit einander ſein. Thoma zeigte ſofort, daß ſie nicht weichmüthig geworden und kein Mitleid annehme; ſie wies die Unehrbare ſchroff ab.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Gefängniß der Amtsſtadt ſteht hoch am Berge, man hört dort das Glockengeläute vom Dorfe auf der Hochebene. Landolin wußte, daß dies ein Grabgeläute. Er dachte heim, wo ſie jetzt den Vetturi begraben, er wollte ſich vorſtellen, wie Alles ſei, aber er konnte es doch nicht ganz.

Beim Häuschen der Schaubkäther ſtanden Viele, es waren aber meiſt Frauen, denn die Männer wollten doch keinen Arbeitstag dran geben für einen ſo geringen Menſchen wie Vetturi geweſen.

Der Kreisarzt verließ das Häuschen, hinter ihm folgten der Schultheiß und der Gemeindeſchreiber, die im Freien den Hut aufſetzten. Jetzt kam der Pfarrer, Klagen und Weinen wurde laut und immer lauter und übertönte faſt das Glockengeläute.

Der Zug ordnete ſich, die Schaubkäther ging hinter der Bahre, das rothe, unter'm Kinn gebundene Kopftuch war tief über die Stirn hereingeſchoben, ſo

daß ihr Antlitz kaum zu sehen war, und ihre Gestalt war, vom Hals bis zu den Füßen, in einen weitfaltigen schwarzwollenen Mantel gehüllt, wie ihn die Gemeinde für die Leidtragenden bereit hält; sie ging gesenkten Blickes.

Der Zug kam am Hause Landolins vorüber, die Schaubkäther streckte unter dem schwarzen Mantel hervor ihre knöcherne Faust gegen das Haus.

Das Haus war verschlossen, kein Fenster öffnete sich. Anton, der neben dem Gemeindeschreiber im Zuge ging, konnte nicht sehen, daß Thoma hinten in einiger Entfernung vom Todtengeleite nachkam und dann auf dem Kirchhofe verborgen hinter einer Hecke kniete.

Der Pfarrer sprach kurze eindringliche Trostesworte und ermahnte die arme verlassene Mutter, keinen Haß in ihrer Seele zu hegen und die Sühne Gott zu überlassen. Er wiederholte mehrmals, wer auf Rache, auf Vergeltung sinnt, der thut der eigenen Seele mehr Schaden und mehr Leid an, als den Bestraften.

Das Stöhnen der Schaubkäther ward zu einem Murren, das wie Widerspruch klang.

Fast noch mehr aber als auf die Schaubkäther waren die Blicke auf Anton gerichtet, der von tiefer Herzbewegung ergriffen, plötzlich laut aufweinte.

Das Grabgefolge zerstreute sich, auch Anton machte sich auf den Weg, er ging zaudernd, er schien unschlüssig, was er nun beginnen sollte, und wie von einer

Ahnung ergriffen, wendete er ſich plötzlich um und ſah Thoma, die ſich von den Knien erhob; ſie blieb ſtehen, ſie ſchien betroffen, daß er ſie nun doch ſah. Er kehrte um und ſagte, ihr die Hand reichend:

„Man darf auf dem Kirchhof einander nicht guten Tag ſagen, oder haſt Du den Aberglauben nicht?“

Sie antwortete nicht und reichte keine Hand.

„Darf ich neben Dir gehen?“ fragte er. „Schau, ſie ſehen dort nach uns um. Halt' Dich recht ruhig.“

Sie ging neben ihm, ſie ſchaute nicht auf.

„Ich wart' geduldig, bis Du redeſt,“ ſagte Anton leiſe; ihr großer Blick ruhte auf ihm, aber er war ganz anders als vordem; das ſtrahlende Blau war wie von dunkeln Wolken verſchattet.

„Iſt Dein Vater auch hier?“ fragte ſie endlich, auch ihre Stimme war verändert.

„Nein, er iſt daheim,“ entgegnete Anton. „Soll er zu Dir kommen?“

Sie ſchüttelte ſtumm den Kopf, und Anton fuhr fort:

„Dein Vater hat leider Gottes geſtern mit aller Welt Händel gehabt, auch mit dem Einarmigen und mit meinem Vater. Mein Vater hat gemeint, Dein Vater ſei ſchon wieder aus der Stadt daheim und iſt darum nicht gekommen!“

Wieder warf Thoma einen bittern ſchweren Blick auf Anton, der in gemäßigtem Tone, aber faſt heiter erklärte, der Vater Thoma's ſei auf die ganze Welt ſo ingrimmig geweſen, weil er ſeine Tochter hergeben

müſſe. Ein ſchmerzliches Lächeln zog über das Antlitz Thoma's.

„Ich darf doch wieder mit Dir heimgehen?“ fragte Anton, Thoma ſtand ſtill, ſie legte die Hand aufs Herz und ſagte:

„Da drin iſt's fertig. Sag' nicht, daß es Stolz ſei und ſag' nicht, daß ich Dich nicht lieb gehabt hab', oder, wenn es Dir ein Troſt iſt, ſo denk' auch das. Anton, ich geh' zum letzten Male mit Dir und red' zum letzten Mal mit Dir. Anton, es muß und muß mit uns vorbei ſein, ich kann nicht und ich will nicht . . . ich komme in kein Haus, wo ich nicht Ehre bringe; ich werde mein einſam Leben ſchon ertragen. Such' Du Dir ein ander' Glück. Leb' wohl!“

„Thoma, Du ſtoßeſt den von Dir, auf den Du Dich ſtützen ſollteſt.“

„Ich ſtoße Niemand von mir, und ich ſtütze mich auf Niemand.“

Sie waren bei dem Hauſe angekommen, ſie ging raſch hinein, Anton ſtand draußen, einſam; aber er blieb nicht lange allein, denn Tobias und Peter kamen und hießen ihn hoch willkommen, da er ja mit ihnen bezeugen könne, daß nicht der Stein Vetturi getroffen, ſondern daß dieſer vor Schreck von der ſtarken Stimme Landolins umgefallen ſei auf die ſcharfkantigen Pflaſterſteine. Daß auch Vetturi und zwar zuerſt einen Stein geworfen, davon ſagten ſie wohlweislich nichts. Sie prieſen es nur als ein Glück, daß ein ſo hoch an-

geſehener Mann wie Anton das Alles ſo genau geſehen habe, und Tobias ſetzte noch hinzu und ſchmunzelte, wie gut es ſei, daß die Brautſchaft einſtweilen ein Ende habe, denn als Schwiegerſohn hätte Anton kein vollgiltiges Zeugniß ablegen können. Tobias bat nur noch, Anton ſolle ſeinen Kameraden, den Fidelis, auch recht belehren.

„Hol' den Fidelis," drängte Tobias den Hausſohn Peter, und dieſer kam bald mit Fidelis herbei. Der Oberknecht und der Sohn redeten nun in Fidelis hinein, er ſolle ſich an Anton überzeugen, daß er ſich geirrt habe; aber Fidelis blieb unerſchütterlich und wiederholte, es ſei kein Zweifel, wenn der Anton anders ausſage, ſo meine er's eben ſo ehrlich wie er ſelber, aber er könne und werde nicht anders ausſagen, als was er geſehen, und vor Gericht werde ſich's ausweiſen, wer recht geſehen.

Anton kehrte verſtört heim. So viel hatte er noch nie mit ſich ſelber geſprochen, wie jetzt auf dieſem Wege: Du weißt nicht, wie es eigentlich geſchehen iſt. Du haſt Dir von Landolin einreden laſſen, was Du geſehen. Sollſt Du Dein Herz an die Tochter und Dein Gewiſſen an den Vater verlieren? Das Beſte wäre, wenn die Verlobung noch feſtſtände, dann könnteſt Du auch jede Ausſage verweigern.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Bäuerin hatte im Beisein des Untersuchungsrichters ihren Mann oft besucht, auch Peter hatte die Mutter mehrmals begleitet, nur Thoma kam nicht, und der Vater war stolz genug, nicht nach ihr zu fragen und nach dem Grund ihres Ausbleibens. Vielleicht mißbilligte Thoma den Eigensinn des Vaters, der im Gefängniß blieb, vielleicht auch billigte sie seinen Stolz. Denn Landolin hatte dem Richter erklärt:

„Ich will nicht vorläufig mit dem Strick um den Hals herum laufen, und der Eine kann zu seinem Spaß zuziehen und ein bisle würgen; und der Andere gnädig aufnesteln. Ganz frei will ich sein, und Sie sagen ja, daß ich schon in den Julitagen vors Schwurgericht komme."

So blieb er im Gefängniß und brauchte Niemand zu sehen, als seine Frau und seinen Sohn und den Untersuchungsrichter und den Rechtsanwalt. Aber noch

in ein Augenpaar sah er, das ihn freundlicher anblickte, als das Auge eines Kindes oder einer Schwester. Der Frau des Kreisgerichtsraths war es verstattet, die Gefangenen zu besuchen, und es mußten hart verstockte Herzen sein, die nicht eine Erquickung empfanden, wenn die Frau in die Zelle eintrat.

Frau Pfann — so ließ sich die Kreisgerichtsräthin kurzweg nennen — lebte in einer überaus glücklichen Ehe; wenn auch ihr Mann nicht unterließ, von Zeit zu Zeit über ihren Missionseifer zu scherzen, ließ er sie im Uebrigen doch frei gewähren; er freute sich über manchen Erfolg, den sie erzielte, vor Allem aber über die unerschütterliche Treue, mit welcher sie die einmal übernommene Pflicht vollführte.

Sie hatten einen wohlgediehenen einzigen Sohn, der im Juli 1870 sofort als Freiwilliger ins Heer eingetreten, vor dem Feinde zum Lieutenant ernannt, Soldat verblieben war.

Frau Pfann hatte nicht auf die große Zeit gewartet, um sich zu bethätigen — und sie that das mit einem allgemein anerkannten Eifer — sie hatte schon vor Jahren in der Arbeit der Menschenliebe begonnen. Sie war die Tochter eines Gymnasial-Professors der Hauptstadt, und wiederholte gern, sie verdanke die Fähigkeit zu ihren Leistungen dem einfach edlen Wesen ihres Vaters.

Sie wußte, daß man ihr Thun überspannt und sentimental nannte; sie kümmerte sich nicht darum.

Aus alten Zeiten berichtet die Sage, daß man auf dem Wege zu Heldenthaten mit Riesen und Unholden zu kämpfen habe. Frau Pfann hatte mit einem edelsten Geiste zu kämpfen gehabt, denn sie erinnerte sich des spöttischen Ausspruches von Goethe, daß die Welt aller Schönheit bar werde und zuletzt nur noch Einer des Andern barmherziger Bruder sei. Die Verehrung gegen unsern großen Dichter war ein Familienerbe ihres elterlichen Hauses gewesen, Frau Pfann gelangte aber zu jener Freiheit, die sich durch keine absolute Verehrung binden läßt; sie war der Ueberzeugung, daß auch ein Goethe nicht für alle Zeiten Lehren geben kann; unsere Zeit hat die Solidarität Aller zu ihrem Gesetze gemacht und duldet kein blos ästhetisches Selbstleben mehr, ja aus diesem Leben für das Allgemeine wird eine neue Schönheit des Daseins emporwachsen.

Frau Pfann hatte harte Proben zu bestehen, denn sie begegnete oft einer Rohheit der Gesinnung, die sich gar nicht vorahnen ließ; aber sie blieb standhaft.

Bei ihren Besuchen in dem Gefängnisse lehnte sie jedes Eingreifen in den Gang der gerichtlichen Untersuchung ab; sie wollte nur den Gefangenen in sich zu beruhigen oder zu klären suchen, vor Allem aber wollte sie den Angehörigen der Angeklagten helfen, die daheim in Kummer lebten. Auch hierbei machte sie traurige Erfahrungen; es gab Schelme, die sie zum

Narren hatten und sich daran erlustigten, sie vergebliche Wege zu schicken.

Sie kannte die Gemeinheit und den Schmutz und hielt den Glauben an die Hoheit und Reinheit dennoch fest.

Mit der Zeit hatte sich eine Methode bei ihren Besuchen herausgebildet. Sie forschte zuerst nach dem Jugendleben der Gefangenen, sie mußte das Mißtrauen überwinden, daß daraus eine Schuld entnommen werden könnte, auch die Schelmerei, daß man ihr Lügnerisches vorbrachte, mußte sie beseitigen; oft aber brachte sie auch die Verhärtetsten zur innern Einkehr, so daß sie mit bewegter Stimme von dem Paradies der Jugendunschuld berichteten.

Als Frau Pfann den gefangenen Landolin besuchte, hatte sie es leichter als sonst; sie kannte diesen Mann und sein Haus von lange her. Landolin gab indeß sofort zu verstehen, er schlage diesen Besuch nicht hoch an, da die Frau ja auch den niedrigsten damit beehre. Er lauerte, was sie darauf sagen würde, er war nicht überrascht, da sie lächelnd erwiderte:

„Ich kann zu Euch nicht doppelt kommen, aber öfter, wenn's Euch recht ist."

Nun geschah, was oft schon erfolgt war; die Gefangenen sahen den Besuch wenigstens als Zeitvertreib an, und das war ein guter erster Schritt.

„Ist der Titus auch schon dagewesen und hat sich den Thurm betrachtet, wo ich sitze, und hat er

vielleicht gar mich auch beſuchen wollen? Ich nehm' ihn nicht an. Das ſag' ich im Voraus," polterte Landolin ärgerlich.

Frau Pfann erkannte, wie ſich das Denken des Gefangenen beſonders eifrig auf ſeinen Wettbewerber in der allgemeinen Geltung richtete. Sie ließ ſich darüber aus, daß Niemand ſchadenfroh über das Geſchick des Andern ſein dürfe, denn jeder Menſch habe ſeinen geheimen Schaden.

Landolin bezog dieſe Worte auf Titus.

„Hat er was? Iſt was auf ihn auskommen?" fragte er gierig.

Die Frau verneinte und lenkte ihn nun auch auf ſeine Jugendzeit.

Er erzählte von ſeinen luſtigen Streichen, freute ſich derſelben und doch klagte er ſeinen Vater an, der ihm Alles nachgegeben habe, nur eins nicht, daß er die Schweſter des Galoppküblers heirathe, die er gern gehabt. Er klagte ſogar, daß ſeine Frau ihm in Allem nachgegeben habe; er ſei der dankbarſte Menſch, wenn man ihn von gewaltthätigen Streichen abhalte, wenn er ſich auch Anfangs wild dagegen wehre. Er hielt an, weil er fürchtete, ſich verrathen zu haben, und betheuerte hoch und heilig, daß er am Tode Vetturi's unſchuldig ſei.

„Ich möchte nichts bei mir haben als meinen Hund," ſagte Landolin.

Die Frau verſprach dafür Sorge zu tragen, er-

kannte aber bald, daß der eigentliche tiefſte Kummer und Aerger Landolins darüber war, daß Thoma nicht zu ihm kam. Sie ging daher nach Reutershöfen und ließ ſich von der Bäuerin darüber vorklagen, wie ganz anders das Leben ſei, wenn der Hut des Mannes nicht mehr am Nagel in der Stube hängt; ſie mußte lange warten, bis Thoma kam. Die menſchenfreundliche Frau war betroffen von ihrem Anblicke und ſagte, ſie begreife ihren Kummer, da ſie in Einem Tage aus dem höchſten Glück in tiefe Trauer verſetzt wurde.

Thoma erzitterte. So nahe hatte ſie ſich die Ereigniſſe noch nie zuſammen gerückt.

Frau Pfann fühlte, daß ihre erſte Anfaſſung ungeſchickt geweſen, und ſuchte allmälig beruhigend einzulenken, indem ſie ihre Zuverſicht ausſprach, den zeitweiligen Zerfall mit Anton wieder ausgleichen zu können, da Anton beſonderes Vertrauen zu ihr habe.

Die Mienen Thoma's wurden ruhiger, aber ſie verhielt ſich ſchweigend.

Frau Pfann redete ihr innig zu, dem Vater die Gefangenſchaft zu erleichtern, indem ſie ihn beſuche.

„Sie meinen's gut", erwiderte Thoma, „Sie ſind ſo gut, aber ich kann nicht; ich kann nicht die Straße hinab und die Gefängnißtreppe hinauf gehen, und ich wäre meinem Vater auch kein Troſt, im Gegentheil. Es iſt beſſer ſo."

„Es iſt nicht beſſer, nur bequemer, nur leichter für Dich, Du willſt Dich nicht bezwingen."

Thoma schwieg, und Frau Pfann bewirkte nur, daß Tobias seinem Herrn einmal den Hund brachte.

Frau Pfann suchte nun auch die Schaubkäther auf, diese aber verriegelte die Thür und Frau Pfann ging still heimwärts.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

„Das Haus iſt ein anderes, wenn der Hut des Mannes nicht mehr am Nagel in der Stube hängt,“ wiederholte die Bäuerin oft; ſie hat nicht viele Gedanken, aber einen den ſie hat, wiederholt ſie gern wie ein Vaterunſer.

Als ſie am Morgen nach der Verhaftung ihres Mannes jenen Spruch zuerſt laut gab und dann die Schlüſſel Thoma übergeben wollte, rief Peter:

„Mutter, gebet die Schlüſſel mir, ich bin der Hausſohn, und ich muß jetzt auf den Gaul.“

Wenn der Ofen plötzlich zu ſprechen angefangen hätte, man hätte ſich nicht mehr verwundern können. Peter, der als verſchlafener und niemals aufwachender Burſch im Hauſe angeſehen wurde, der nur eben that, was man ihm anwies, aber nie einen Selbſtwillen zeigte — Peter gab auf einmal kund, was er war, was er wollte, und ſogar ſeine ſonſt ſchwerfällige, träge Stimme hatte etwas Behendes gewonnen.

In der That hatte in Peter eine Umwandlung

begonnen, die seine Verschlossenheit fast in Redseligkeit verwandelte. Zuerst in dem natürlichen Bestreben, dem Vater heraus zu helfen, erwachten Kräfte in ihm und spannten sich immer mächtiger, die Niemand und er selber am wenigsten geahnt hatte. Dann aber gesellten sich noch ganz andere Erweckungen hinzu, die ihm die Noth zu einem freudigen Gefühle des Muthes, ja fast des Uebermuthes verwandelten. Nicht nur im Hause, sondern auch in der ganzen Gegend sah man staunend, was durch die Abwesenheit des Vaters aus Peter geworden war. Der Oberknecht Tobias lächelte, wo er ging und stand, denn er konnte sich rühmen, dem Peter auf den Gaul geholfen zu haben, und Peter saß viel zu Pferde, denn er ritt auf der Fuchsstute überall umher, um denen, die Glück wünschend im Hause gewesen waren, als das Unglück geschah, zu erklären, was sie gesehen hatten. Manche wollten sich dessen erinnern, Andere aber behaupteten, sie hätten gar nichts gesehen; denn es macht nur Mühe, Zeugniß vor Gericht abzulegen.

Wo Peter hinkam, hieß es: man hat gar nicht gewußt, was für ein gewitzter Bursch Du bist; immer hat man nur von der Thoma geredet, wie wenn Du gar nicht da wärst.

Peter lächelte schelmisch, wenn er das hörte; er machte aber schnell eine betrübte Miene und wehrte ab, obgleich er's gern hörte, wenn man da und dort hinzusetzte:

„Du biſt von Deinem Vater unterdrückt geweſen.“

Peter war gar nicht beſcheiden, im Gegentheil, er betrachtete alle Menſchen als ſeine Schuldner; ſie hatten ihn als einfältigen und ehrlichen Menſchen dreiundzwanzig Jahre alt werden laſſen, ohne ihm zu verrathen, wie köſtlich die Schelmerei mundet. Jetzt nahm er ſich auch ſein Theil heraus.

Schau, ſchau! Da kommt der Peter von Reutershöfen, hieß es bergaus und bergein.

Was für ein Peter?

Des Landolins Peter.

Ja man hat gar nicht gewußt, was das für ein Burſch iſt; hat man gemeint, er kann nicht drei zählen und jetzt zeigt ſich's, er iſt ein geſcheiter, mit allen Hunden gehetzter Burſch.

Ja, ſo war's. Peter war nicht grade ein Dummkopf, aber ſtumpf, theilnahmlos, und was war er nun geworden? Es ſcheint kaum glaublich, iſt aber durchaus folgerecht, er war ein ausgefeimter Heuchler geworden.

Auf dem Jahrmarkt hatte ſich Peter einmal elektriſiren laſſen, da fuhr etwas durch den ganzen Körper, das ſo ſeltſam durchrieſelte, und faſt ebenſo war's, als ihm Tobias zum erſten Male ſagte: man müſſe jetzt thun, als ob man Alles ſo geſehen habe und grundehrlich dafür eintrete, dann gewinne man auch andere Menſchen.

Das Heucheln ſchmeckte Peter nun wie ein Leckerbiſſen, und er ſah bald, alle Menſchen ſchmauſen ſchon

lange daran. Wo er hinkam, bedauerten die Leute, daß er so ins Ungemach gerathen war, und er glaubte doch zu wissen, sie gönnen es ihm. Er bezahlte nun mit gleicher Münze und that überaus gutmüthig, und dabei war er in der That aufgeweckt, denn die Freude und geheime Lust, die Menschen zum Narren zu haben, ermunterte ihn jeden Morgen beim Erwachen, er und Tobias erlustigten einander, wie sie die Menschen hänselten, Einfältige und Schelme dazu brachten, Ausfagen zu machen, die sie ihnen auf die Zunge legten.

Tobias gab seinem Zögling die weise Lehre:

„Jetzt siehst's. Am besten auf der Welt haben's die Falschen, die werden nicht betrogen und nicht gekränkt; wenn man bei ihnen anklopft und was von ihnen will, thun sie, als ob sie nicht daheim wären. Es ist Niemand daheim, und ich schlaf' — hat jene Bauernfrau einem Bettler zugerufen, der am Sonntag Nachmittag angeklopft hat."

Nur einmal kam Peter schlimm an. Er suchte Anton auf und sagte ihm, wie gescheidt es sei, daß er Thoma vorerst aufgegeben habe, denn dadurch sei er nicht mehr verwandt und könne eidliches Zeugniß für den Vater ablegen. Peter war nicht wenig erstaunt, daß Anton entgegnete, Thoma habe ihn aufgegeben und es sei wol nicht mehr möglich, daß sie sich wieder vereinigten.

Wie? Will ihm Anton die Wahrheit nicht sagen?

Ist er so verschlagen, daß er selbst gegen den Bruder einen falschen Schein wahrt?

Das schöne Antlitz Antons verzerrte sich, da Peter ihm sagte, er durchschaue ihn, und Peter war betroffen, da Anton erklärte, er sage Niemand, welches Zeugniß er ablegen werde; er sei mit seinem Gewissen zu Rathe gegangen, und dabei bleibe er.

Dennoch vertraute Peter bald da, bald dort mit treuherziger Miene, wobei er nur um strenge Geheimhaltung bat, welches Zeugniß Anton ablegen werde, und Manche wurden damit gewonnen; denn was Anton Armbruster aussagt, ist sicher wahr und dem kann man beistimmen.

Thoma gewahrte mit Entsetzen — denn Peter machte kein Hehl aus seinen Vorbereitungen — welch ein Verderbniß über die ganze Gegend gebracht wurde; aber sie konnte nichts dagegen thun und mußte still sein, wenn die Mutter die hülfreichen, guten Menschen lobte.

So kam die Zeit heran, daß Landolin vor das Schwurgericht gestellt werden sollte, zu dessen Geschwornen er vordem ernannt war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Tage, die Wochen kamen und gingen, das Wachsthum des Feldes gedieh stetig, und die Arbeit ging unter der Leitung von Tobias und Peter in guter Ordnung weiter; man hatte einen neuen Knecht angenommen, denn Fidelis hatte selber den Dienst aufgesagt und war bei Titus eingetreten. Die Jahresschosse an den Tannen waren gestreckt, Roggen und Frühgerste wurden schnittreif, das Heu ward eingethan, und Thoma war in jeglicher Arbeit die fleißigste gewesen, nur sprach sie mit Niemand ein Wort und schaute verwundert auf, wenn Knechte und Mägde sangen; ihre Mienen sagten: die können singen, sie haben keinen Vater im Gefängniß.

Es war an einem hellen Sommermorgen, die Bäuerin war schon vor Tag aufgewesen, denn sie wollte Tobias und Peter sehen, die nach der Kreisstadt fuhren. Als die daheim verbliebenen Knechte und Mägde gegessen hatten und abgeräumt war, saß die

Bäuerin noch hinter dem Tiſche in der ſogenannten Herrgottsecke, ſie hatte die Hände auf dem Tiſche in einander gefaltet und ſtarrte müd und traurig drein.

Auf der Bank am großen Ofen, der heute ausnahmsweiſe nicht geheizt war, ſaß Thoma und ſpann an einem Spinnrad; man hörte nichts, als das leiſe Rollen des Rades und das Ticken der Wanduhr.

„Thoma," begann die Mutter endlich, „iſt recht, daß Du heute nicht ins Feld biſt; ich mein', die Füße ſeien mir gebrochen. Sag', iſt heut' Mittwoch oder Donnerſtag? Ich weiß gar nicht mehr —"

„Mutter, heute iſt Donnerſtag, der zehnte Juli."

„Und da ſteht er vor Gericht, auf Tod und Leben angeklagt. Sieh einmal nach, was iſt denn heut für ein Heiliger?"

„Der Kalender hängt hinter Euch."

Die Bäuerin ſchien aber nicht ſich umwenden und nachſehen zu wollen, ſie ſtrich haſtig mit beiden Händen über den Kopf, daß ſich die Haare nicht aufſträuben mögen, und faſt nur vor ſich hin ſagte ſie:

„O, ſo viel Menſchen! Ich ſehe ſie alle, Kopf an Kopf, wie damals, ich bin noch ein klein' Kind geweſen, wo ſie drunten bei der Stadt auf der Maiwieſe den Laurian geköpft haben."

„Mutter! Redet doch nicht ſo. Wir müſſen uns faſſen, mag's werden, wie es will, ſo oder ſo."

„Was wird? Kann's denn auch anders werden?"

„Wer weiß, dafür iſt Schwurgericht."

„Es sind auch mitleidige und gerechte Menschen dabei, die ein Einsehen haben. Es giebt freilich Viele, die sich über unser Unglück freuen, aber auch Andere, die es gut meinen und die sind mehr, und Dein Anton sagt gut aus für den Vater und setzt sein Ehrenzeichen für ihn zum Pfand ein.“

„Noch mehr,“ fügte Thoma hinzu, sie erklärte aber nicht, was sie meine. Wird Anton dabei bleiben, daß er das gesehen, was der Vater ihm vorgesagt? Glaubt er wirklich, daß er das gesehen, oder verdirbt er sein Leben, um ein anderes zu retten? Sie preßte die Lippen zusammen, sie meinte, sie müsse aufschreien vor Wehe.

Die Mutter aber mußte ihre Gedanken laut werden lassen, und halb vor sich hin murmelte sie wieder:

„Was nur die Dienstboten heut untereinander reden mögen? Man schämt sich vor ihnen und wagt nicht, einem ein Wort zu sagen, es kann Schimpf und Schand' drauf heraus geben. Hab's gehört, aus dem ganzen Thal sind heut die Menschen nach der Kreisstadt, sie wollen sehen, wie der Landolin auf der Armesünderbank sitzt; ja, da sitzt er jetzt und muß sich ins Gesicht hinein sagen lassen, Alles was die Herren vom Gericht aufstöbern, und Alle da freuen sich und sind doch selber . . . O, lieber Gott, verzeih' mir! Ja, so ist's, wenn man selber was an sich hat, muß man an Anderen auch was suchen. Da steht Dein Armstuhl, wer weiß, ob Du noch je wieder drin

ſitzen wirſt und Deine braven Arme aufſtützen und Deine guten Händ'! Wann geht die Thüre wieder auf und Du kommſt herein? Still! Horch, Thoma! Hörſt Du nichts? Es iſt Jemand an der Thür, ich höre ſchnaufen, es kann die Schaubkäther ſein, oder wär's gar . . . Mach' auf!"

Auch Thoma konnte ſich der Furcht nicht erwehren, aber entſchloſſen öffnete ſie und rief erleichtert: „So? Du biſt's, Racker?"

„Komm' her zu mir," lockte die Mutter den Hund, „ſpürſt Du's auch, was heut mit Deinem Herrn iſt und ob er Dich noch je ſehen und ſeine Hand auf Deinen Kopf legen wird? Ja, ja, ſieh mich nur ſo barmherzig an, ja, wenn die Menſchen ſo barmherzig wären wie Du —"

„Da habt Ihr recht, Mutter," preßte endlich Thoma hervor. „Seht, Mutter! Alle, die ins Feld gehen, füllen heute ihre Krüge an unſerem Brunnen da drüben, wie wenn ſonſt nirgends Waſſer wäre; ſie ſchauen ſo ſchadenfroh nach dem Haus. Ich möcht' den Brunnen vergiften, daß ſie Alle dran ſterben; die ganze Welt möcht' ich vergiften."

Die Mutter hätte ihre Tochter gern beruhigt, aber ſie wagte es nicht; ſie war ſchon dankbar, daß Thoma wenigſtens ſprach und nicht ſo ſtumm und ſtarr drein ſah. Und da Thoma einmal zu reden begonnen hatte, ſagte ſie:

„Mutter! Ich möcht' gern nach der Stadt."

„Du willſt auch fort von mir?“

Thoma erklärte, daß ſie bald wiederkommen werde, ſie wolle nur ein Telegramm an Peter ſenden, daß er das Erkenntniß ſofort berichte, und auf dem Amte angeben, daß man die Antwort dem Telegraphenboten, dem Bruder des Galoppkühlers, einhändigen ſolle, der heute die ganze Nacht drauf warten müſſe.

Die Mutter willigte ein, holte ihr Gebetbuch und ſagte: „Geh nur und übereil' Dich nicht.“

„Komm mit!“ rief Thoma dem Hunde zu und eilte mit ihm ins Freie.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es steht eine Tanne am Waldesrand, ihre Krone ist gebeugt; die Einen sagen, von einem Blitzschlag getroffen, die Anderen, es habe sich der Rabe so oft auf die Spitze gesetzt und mit seiner Wucht und seinen umklammernden Fängen den graden Aufwuchs gebrochen; die Tanne aber auf ihrem festen Wurzelgrunde wächst weiter.

Ist das Haus Landolins solch ein Baum, vom Blitz getroffen und von der schwarzen Sorge gebeugt und wird es doch weiter gedeihen?

Thoma stand auf der Straße und schaute sich um, wie wenn sie zum ersten Male sehe, daß der Himmel blau und die Bäume und Felder grün; sie mußte sich besinnen, was und wohin sie eigentlich wollte.

„Ach ja," seufzte sie und ging fürbaß.

Es führt ein näherer Fußweg über den Hügel und dann steil bergab nach der Stadt; man muß

freilich am Hause der Schaubkäther vorüber; aber warum soll man das meiden? Dennoch konnte die vordem so starke und muthige Thoma sich eines Bangens nicht erwehren, als ob sie, wie die Kinder im Märchen, an einem Drachen und Ungeheuer, der vor seiner Felsenhöhle kauert, vorüber müsse. Thoma ist freilich viel stärker, als das alte dürftige Weiblein, aber es wäre schon hart genug, die Lauernde besiegen zu müssen. Oder ist es vielleicht möglich, der Armen beizustehen, die doch noch mehr leiden muß als wir? Läßt sich ihr vielleicht abnehmen, daß sie bei ihrem bittern Harme nicht auch noch für das tägliche Brot zu sorgen hat?

Richtig! Da sitzt die Schaubkäther auf der Steinschwelle vor ihrem Häuschen, sie hält beide Fäuste an die Schläfen gedrückt und ist ganz in sich zusammen gekrümmt, das rothe Kopftuch ruht fast auf den Knieen.

Wußte diese Arme auch, daß heute der Tag des Gerichts? Sie schien zu schlafen und Thoma ging leise, den Athem anhaltend, weiter. Als sie aber ganz nahe gekommen war, erhob die Alte plötzlich ihren Kopf, ihre Augen flimmerten und sie rief:

„Du, Du, heut ist der Zahltag!"

„Darf man gut mit Euch reden?"

„Gut? Mit mir? Du? Geh, oder —" Sie zog ein Taschenmesser hervor, öffnete es und schrie: „Ich kann auch morden. Du bist sein Kind, und er war meines. Geh."

Thoma ging zitternd davon, und neben ihr nieder fiel das offene Messer, das ihr die Alte nachgeworfen hatte. Wie? Wenn die Alte in dieser Stunde dasselbe begangen hätte, wie der Vater damals? Thoma eilte bergab, und hinter sich drein hörte sie jämmerliches Klagen und Schreien, bis sie in den Wald kam.

Die Schaubkäther war von Haus aus ein lustiges Weiblein gewesen, eines Flickschneiders Tochter, eines Flickschneiders Frau, man könnte fast sagen, ihr Leben setzte sich aus lauter kleinen bunten Lappen zusammen, wie ihre Schauben; jedenfalls war sie eines jener still dankbaren Gemüther gewesen, die, für jede Gabe des Schicksals besonders erkenntlich, nie daran denken, warum sie nicht auch so aus dem Vollen leben können, wie die Großbauern; wenn sie ihren Cichorienkaffee getrunken hatte, sang sie bei der Arbeit so still vor sich hin wie eine Amsel, und es schien beinahe als ob von ihrer Leichtigkeit, die Last des Lebens zu tragen, auch etwas in ihre Schauben übergegangen wäre, wenigstens galt in der Gegend als ausgemacht, daß ihre Arbeit die lindeste war. Die Schaubkäther schien ihre traurige Herkunft ganz vergessen zu haben. Nun war über dieses Weiblein ein schweres Schicksal hereingebrochen, das Letzte und Einzige war ihr genommen, und Angst, Bitterkeit, Haß, und alle bösen Geister erwachten in ihr; sie ward ihres elenden Lebens inne, und sie haßte Alle, die in Wohlstand lebten und sich ihrer Kinder erfreuten, vor Allem haßte sie den Mörder ihres Sohnes

und die Seinen; ihr einziges Denken und Sinnen war, wie der Mörder und die Seinen leiden und zu Grunde gehen müßten.

Das arme Weiblein trug ſchwer an der Laſt des Lebens und des Haſſes, das Daſein war ihr verleidet und ſie wollte nur noch bleiben, bis ſie die Rache aufgehen ſah am Hauſe Landolins. Darum war ſie ſo ſtumm und ſcheu ſeit dem Tode ihres Sohnes, Haß und Zorn und Elend wuchſen ſtill in ihr und verwandelten ihr heiteres, gutmüthiges Herz in ein trauriges und böſes.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Sommergarten des Wirthshauses zum Schwert blühten die Linden, die Bienen kamen, tranken und flogen davon und fragten nicht nach der Zeche, dafür sangen auch die Finken ohne Bezahlung, und die Schwalben schwirrten darüber wie tanzend in der Luft und haschten nur manchmal eine Biene mitsammt ihrem Honig; Alles erlustigt sich eben, wie es mag und kann. Es war ein Morgen so voll Frische, voll satter Lebensluft und Fülle, daß man gar nicht dran denken mochte, es gäbe auch Elend in der Welt.

Ein Reiter kam im Trab an den Gartenzaun geritten, hielt an, stieg ab, übergab sein Pferd dem Hausknecht, sagte ihm, er solle es heimführen und der Frau sagen, sie möge hierher schicken, wenn man nach ihm frage, er käme indeß bald.

„Guten Morgen, Herr Kreisphysikus," rief die Schwertwirthin vom Balkon, „Sie kommen grade geschickt, es wird eben frisch angestochen."

Der Arzt vernahm bereits jene erquicklichen Locktöne, jenen tiefen, wie der Hahn ins Faß eingetrieben und den hellen, wie der Spunden oben gelockert wird. Die Wirthin brachte das erste Glas, und der Arzt ließ die Sonne leuchten durch das emporgehobene braune Getränk und trank mit Behagen.

„Ich mußte heute vor Tag heraus und komme schon von Höchenbrand," sagte der Doctor, trank den Rest aus und bat: „Noch eins! Für meinen Zwilling." Als das zweite Glas gekommen war, erzählte er, er habe heute schon ein Zwillingspaar, zwei stramme Burschе, zur Welt befördert, und es sei wunderlich, dem Walderjörgli geschehe immer 'was Besonderes, sein erstes Urenkelchen sei gleich ein Zwilling; es sei indeß eine Freude, daß das starke und ehrenfeste Geschlecht sich so fortpflanze, die Menschen da oben seien Gestalten wie aus der urgermanischen Zeit, so biederherzig.

„Sie sind aber auch pfiffig," schaltete die Wirthin ein, und der Arzt legte in guter Laune dar, welche durchtriebene Schelme gewiß auch die Urgermanen waren, denn alles Wilde sei zugleich schlau.

„Uebrigens, wo ist der Schwertwirth?" schloß er.

„Natürlich auch beim Schwurgericht. Heute ist eine wahre Wallfahrt. Schon um halb vier Morgens haben wir ein ganzes Faß Bier ausgeschenkt; die Zeugen sind mit dem Eilzug davongefahren. Von Berstingen, von Bieringen, von Zusmarsleiten, von überall her

sind Männer und Frauen dabei gewesen, die die Sache gar nichts angeht, aber sie sind neugierig und wollen den Landolin vor Gericht sehen. Der Bahnmeister meint, wenn man die Todesstrafe abschafft, da drängen sich die Leute dazu, einen Nebenmenschen in Angst und abgeurtheilt zu sehen; um Schadenfreude zu genießen, sei den Menschen weder Geld noch Mühe zu viel; der Herr Bezirksförster aber meint, die Menschen gingen mehr, um einmal 'was zu erleben und den langweiligen Alltag los zu werden."

Als behutsame Wirthin gab sie mehr Bericht und keinen Entscheid, erst als der Arzt sagte: „Es ist Beides zugleich," rief sie:

„Das freut mich. Wenn unser eins ein Hausmittel anwendet und der Doctor kommt und sagt, das war das Beste, das hätt' ich auch verordnet, das thut wohl. Ich möchte Sie aber noch fragen —"

„Was?"

„Halten Sie es auch für möglich, daß der Landolin freigesprochen wird?"

„Bei Gott und den Geschworenen ist Alles möglich."

„Ja, wer hat aber dann den Vetturi getödtet? Er ist doch todt!"

„Diese Frage steht nicht auf dem Fragebogen."

Die Wirthin erzählte weiter, wie Tobias, der Oberknecht Landolins, heut in der Frühe das große Wort geführt und die Leute schlau unterwiesen habe,

daneben habe er auch unter Lachen vorgebracht, das Leben eines solchen Menschen wie der Vetturi sei nicht so viel werth, daß ein Mann wie der Altschultheiß eine Stunde dafür im Gefängniß sitze; Tobias habe auch für Alle die Zeche bezahlen wollen, aber — und noch im Erzählen wurde die Wirthin flammroth — sie habe erklärt, jeder Einzelne müsse ihr befehlen, daß sie von Tobias Bezahlung für ihn annehme, dann wisse man auch, was man von ihm zu halten habe und was später wol folge. Mancher sei doch erschrocken über diese Hindeutung.

Lächelnd entgegnete der Arzt, wie der reiche Bauer auch bei ihm geglaubt habe, mit Geld ließe sich Alles machen, der Sohn Peter habe — gewiß auf Anstiften des Vaters — den schönen-Rappen um ein Drittel des Werthes verkaufen wollen, als Trinkgeld sollte nur ein Zeugniß gegeben werden, daß der Vetturi, der freilich von Kindheit an an schweren Krankheiten litt, hinfällig und verletzlich gewesen sei, so daß er durch einen Sturz auf ebenem Boden todt sein konnte.

„Mich dauert nur die Thoma," nahm die Wirthin auf, „das war ein so stattliches kernfrisches Mädchen, und wie schön paßte sie zusammen mit dem Müller-Anton. Der war heut in der Frühe auch da, er ist ja auch Zeuge, aber er blieb im Garten und schaute oft auf das Ehrenzeichen an seiner Brust. Glauben Sie, daß die Verhandlung an Einem Tage zu Ende geht?"

Der Arzt konnte keine Muthmaßung äußern, und die Schwerttwirthin fuhr fort:

„Unſere ſeelengute Frau Räthin hat heute auf Landolins Hof gehen und an dem ſchweren Tag bei der Frau und Thoma ſein wollen. Ich habe ihr abgerathen. Man wird ſie ſchon noch nöthig haben. Ja, ſolch eine reine Seele giebt's vielleicht nicht zum zweitenmal auf der Welt; in einem Menſchen wie Landolin ſieht ſie noch ein verborgenes Reines. Unſere Frau Räthin iſt ein Menſchenkind wie aus den Apoſtelzeiten."

„Bravo!" rief der Arzt, „nun habe ich einmal das Seltenſte gehört: eine Frau, die eine andere ohne Abzug lobt."

„Ja, wer kann die Frau Räthin kennen und ſie nicht loben? Sie verlangt aber kein Lob und keinen Dank von den Menſchen."

„Das braucht ſie nicht. Wer von Natur das Glück ſolcher Gutherzigkeit hat, der hat damit ſchon alles Beſte."

Der Telegraphenbote kam in den Garten und ging auf den Arzt zu.

„Da haben wir's," rief der Arzt, nachdem er die Botſchaft geleſen. „Bis wann geht der nächſte Eilzug?"

„In ſieben Minuten."

Der Arzt erzählte ſchnell, daß der Vertheidiger nun doch noch mündliches Gutachten von ihm verlange. Er ließ ſeiner Frau Beſcheid ſagen, daß er abreiſe und eilte davon.

Auf dem Bahnhofe traf er die eben herbei kommende Thoma.

„Willst Du auch noch mit?“ fragte er.

„Nein, ich will nur meinem Bruder zu wissen thun, er solle den Richterspruch gleich telegraphiren.“

„Das will ich ausrichten.“

Der Zug eilte davon. Thoma gab dem Telegraphenboten, den Auftrag, die ganze Nacht zu warten und das ankommende Telegramm ihr gleich zu bringen.

Thoma ging heimwärts. Vom Berge aus sah sie noch einmal den Bahnzug in der Ferne.

Der Bahnzug, in dem der Arzt saß, brauste an Dörfern und kleinen Städten vorüber, an den Wiesen, in denen gemäht, an den Kartoffelfeldern, in denen gehäufelt wurde. Die Reisenden sprachen von den Ueberschwemmungen, die in der Schweiz so viel Schaden angerichtet, dann von den Welthändeln, vom Kampfe mit Rom; der Arzt hörte Alles wie im Traum. Es war ihm peinlich, daß er nun doch noch über Landolin und seine Sache zu sprechen hatte. Wie konnte der Vertheidiger noch hiervon etwas hoffen?

Der Zug hielt an der Kreisstadt, ein Gerichtsbote stand mit einem Wagen im Bahnhof, der Arzt fuhr nach dem Gerichtsgebäude, er kam in eine schwüle, dumpfe Luft.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Früh vor Tag hatte es aus der Gefängnißzelle des Altschultheißen Landolin heftig geklingelt. Der Gefängnißwärter, der das hörte, beeilte sich aber keineswegs.

„Du kannst warten," sagte er vor sich hin und kleidete sich in Ruhe vollständig an. Er war ein großer breitschulteriger Mann von überaus stattlichem und achtunggebietendem Ansehen; er hatte den guten Posten als Lohn für Auszeichnung im Kriege erhalten, und er vertrat die ganze Würde des öffentlichen Gerichts; er war barsch, konnte aber auch höflich und herablassend sein, wenn er wollte, und gegen Landolin war er höflich, er wußte warum. Er fragte nun, seine starke Stimme möglichst abmildernd, was denn Landolin schon so früh wünsche; es sei ja kaum Tag. Landolin sah ihn wirren Blickes an und sagte:

„Ich habe den Frühzug pfeifen gehört. Jetzt sind die Leute aus meinem Dorf da. Geh ins Ritter-

Wirthshaus, bring' mir meinen Oberknecht den Tobias her. Es soll Dein Schade nicht sein."

„Thut mir leid, darf das nicht, seid ja selber Schultheiß gewesen, wißt, was Rechtens ist."

„So ruf' meinen Vertheidiger!"

„Es ist noch so früh."

„Es ist nicht zu früh. Ich habe das Recht, zu jeder Stunde meinen Vertheidiger zu verlangen."

„Gut, werde ihn holen, rathe Euch aber, heute ruhiger zu sein, mit solchem Aufbegehren seid Ihr selber Belastungszeuge gegen Euch."

Landolin sah den Gerichtsboten an, wie wenn er ihn niederwerfen wollte, aber er blieb ruhig und der ganze Kampf, der in dem einst so eigenmächtigen Manne seit Wochen, vor Allem aber in der letzten Nacht, gerast hatte, prägte sich in seinen Mienen aus. Er hatte sich noch gestern den Vollbart abnehmen lassen, der im Gefängnisse gewachsen war, und es zeigte sich, daß er im Gefängnisse sehr gealtert hatte; die Spannkraft war wie weggeschält zugleich mit der braunen kräftigen Farbe, die Züge waren welk und schlaff.

Vor dem vergitterten Fenster flogen Schwalben aus und ein und zwitscherten, Landolin pfiff auch ein lustiges Lied, und er pfiff fort, als sich bereits der Schlüssel in der Thüre drehte und der Vertheidiger eintrat.

„Schon so lustig!" rief der Vertheidiger. „Aber ich kenne Euch ja kaum mehr. Warum habt Ihr Euch den Bart abnehmen lassen?"

„Warum? Damit mich die Geschworenen wieder erkennen.“

„Gut, ist recht. Was wünscht Ihr nun?“

Der Vertheidiger hatte mit keiner Silbe der so frühen Stunde erwähnt, er verhielt sich zu einem Angeklagten wie ein Arzt zu einem Kranken. Landolin fühlte aber doch, daß er sich vor seinem Beistande entschuldigen müsse und er that's, indem er bat, daß ihm die Liste der Geschworenen vorgelegt werde, damit er sehe, wen er ablehnen und wen er festhalten wolle. Gleich, dem Alphabet nach, war der Sägmüller Armbruster, der als Ersatz-Geschworener für Landolin einberufen war, der Erste. Der Vertheidiger sagte, der Mann habe gebeten, abgelehnt zu werden.

„Hoho!“ rief Landolin, „just den halte ich fest; er soll schuldig über mich sagen, wenn er kann; verwandt sind wir nicht, und unsere Kinder sind nicht mehr verlobt.“

Der Zweite war der Holzhändler Dietler.

„Der möchte auch frei sein,“ erklärte der Vertheidiger.

„Er möchte frei sein? Ich will auch frei sein.“

„Er wird aber grimmzornig über uns werden.“

„So machen Sie, daß der Staatsanwalt ihn nicht freigiebt, dann haben wir ihn und gegen den Staatsanwalt; er kennt mich von lang, hätte fast gesagt, von Langholz her —“

Landolin lachte, und auch der Vertheidiger lächelte und sah verwundert in die schlaue Miene Landolins, der nach und nach alle Städter und höher Gebildeten ablehnte, denn er wollte von Bauern abgeurtheilt werden; nur den Ritterwirth aus der Stadt, einen redegewandten Mann, ließ er sich gern gefallen.

„Den Baron Discher lehn' ich ab."

„Warum? Er ist ein gerechter Mann."

„Kann sein, aber er ist mir feind, weil ich ihn bei der Waldversteigerung überboten hab'. Geben Sie acht," schloß Landolin, „der Titus wird Obmann, er ist erst recht mein Feind, aber ich kenn' ihn doch, um dem Dienstboten-Pack den Daumen aufs Aug' zu setzen und um seinen Stolz an mir auslassen und mir zeigen zu können, wie groß er dasteht, wird er nichtschuldig sagen und die Anderen auch herumbringen."

Der Vertheidiger hütete sich wohl, Landolins Zuversicht irgend zu erschüttern, und er selber gewann neues Vertrauen zu günstigem Ausgang. Als er sich nun verabschieden wollte, fragte Landolin und fuhr sich dabei mit der flachen Hand über Stirn und Augen:

„Ist die da . . . die Mutter von Dem auch geladen?"

„Der Staatsanwalt hat auf ihr Zeugniß verzichtet. Das wundert mich, ist mir aber ein gutes

Zeichen, daß er Euch nicht hineinreiten will; denn so ein armseliges, verlassenes Mütterlein macht immer schlimmen Eindruck auf die Geschworenen. Der Staatsanwalt ist kein böser Mann, er ist ja, wie Sie wissen, ein Bruder Ihrer Kreisräthin."

„Das hilft mir nichts."

„Ich glaub'," nahm der Vertheidiger wieder auf, „ich glaub', der Staatsanwalt wird selber auf mildernde Umstände antragen."

„Ich will aber keine mildernden Umstände," rief Landolin, sein ganzes Gesicht röthete sich. „Verwerfen Sie in meinem Namen, in meinem Auftrag mildernde Umstände. Ich kenne das. Die Geschworenen sagen leicht schuldig, wenn sie mildernde Umstände anhängen dürfen; aber wenn's an Kopf und Kragen geht, da besinnen sie sich zweimal und dreimal."

„Landolin! Wir spielen ein hohes Spiel!"

„Sei es."

„Wollen Sie selber am Schlusse noch das Wort nehmen?"

„Ich weiß noch nicht. Ich fürcht', ich verderb' 'was."

„Sie können mir Ihren Entschluß noch im Saal mittheilen. Sie haben Redegabe."

„Hab's früher nie gewußt, ist vielleicht im Gefängniß so bei mir gewachsen. Wenn ich wieder auf die Welt käm', möcht' ich auch Advokat werden."

Der Vertheidiger ermahnte Landolin schließlich, er solle suchen, noch etwas zu schlafen, es sei heute ein schwerer Tag und da müsse man ausgeruhte Kraft haben; er wolle selber trachten, daß er frisch und stark sei.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Landolin ſuchte in der That noch zu ruhen, aber er ſprang bald wieder vom Lager auf; daheim kann man noch ruhen, ſo viel man will, jetzt darf man keine Minute verſäumen. Er klingelte wieder und ſagte ſehr unterwürfig dem Gerichtsboten, er möge ſeinen Sohn Peter aufſuchen, um von ihm zu erfahren, ob die Mutter mitgekommen ſei.

„Welche Mutter?“

„O Du! Da die Mutter von . . . von . . . von dem armen Schelm. Frag' geradezu, ob die Schaubkäther da ſei. Und ſag' meinem Sohn, er ſoll Dir die zwanzig Mark geben für den Heiligenpfleger.“

„Für den Heiligenpfleger? Wo iſt der?“

„Biſt Du ſo einfältig oder ſtellſt Du Dich nur ſo? Der Heiligenpfleger ſteckt da in Deinem Rock.“

Der ſtrenge Gerichtsbote ſchmunzelte und dachte in ſich hinein: Da ſagt man, die Bauern ſeien einfältig!

Der Gerichtsbote kam bald wieder und ſagte: „Die Mutter des Verunglückten iſt nicht da, aber —“

„Was aber? Doch nicht meine Frau und meine Tochter? Ich hab's ja ausdrücklich verboten.“

„Nein, nicht die; aber ſonſt das halbe Dorf.“

„Hat der Heiligenpfleger was bekommen?“

„Ja,“ ſchmunzelte der Gerichtsbote; er hatte heute gute Ernte, nicht nur von denen, die ſich durch ſeine Vermittlung bei Vertheidiger und Staatsanwalt aus der Geſchworenenliſte abweiſen laſſen, ſondern auch von den Leuten aus den Dörfern, denen er verſprochen hatte, ſie zuerſt einzulaſſen.

Landolin war wieder allein; er dachte hinaus in die Wirthshäuſer der Stadt, in den Wirthsgarten beim Bahnhof und er meinte zu hören, wie dort alle reden und es nicht erwarten können, bis ſie ihn auf der Armeſünderbank ſehen; die ganze Welt hat heute nichts Anderes im Sinne, als das, ob der Landolin zum Tode, zu vieljährigem Zuchthaus verurtheilt oder freigeſprochen wird.

Etwas wie ein Gebet ging ihm durch die Seele, aber er kam nicht dazu, er mußte denken, wie die Schaubkäther heute um gerechte Strafe zu Gott betet; er ſtürzte zurück, es war ihm, wie wenn er leibhaftig auf die Schaubkäther aufrannte.

Das Gefängniß wurde aufgeſchloſſen, Landolin wurde durch einen langen Flur nach dem Zimmer der Angeklagten gebracht; die Thüre des weiten Gerichts-

ſaales, die Fenſter waren offen, heller Sonnenſchein drang herein, der Saal war leer, bald wird er ſich füllen, Kopf an Kopf. Die beiden Gerichtsboten gingen hüben und drüben neben Landolin, drunten vor dem Hauſe hörte man lautes Durcheinanderreden und auch Lachen. Wer weiß, was für einen Scherz ſie gemacht. Die Menſchen können lachen, wenn hier oben Einer iſt, dem das Herz ſtill ſtehen will. Landolins Auge funkelte, er ſagte ſich: ich habe doch recht gehabt, daß ich die ganze Welt verachtete.

In dem Zimmer, in das er nun eingeſchloſſen war, lauſchte er an der Thüre, er hörte Getrappel von Schritten auf dem langen Flur, er hätte gern aus den Schritten erkundet, wer denn Alles da ſei; Stimmen wirrten durcheinander, und jetzt hörte er laut ſagen: „Mein Vater!“ Das war die Stimme Peters, offenbar hat er ſo laut geſprochen, damit der Vater es höre; dieſem aber war's, als wäre er lebendig begraben, hörte Stimmen und könnte nicht antworten. Ihm wurde ſo ſchwindlig, daß er ſich an die Thürpfoſte lehnen mußte.

Die Thüre wurde aufgeſchloſſen, Landolin wurde in den Gerichtsſaal geführt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Den Blick zu Boden gewendet und bedächtig schreitend, kam Landolin in den Saal, er schien nach der Geschworenenbank gehen zu wollen, aber der Gerichtsbote faßte ihn am Arm und bedeutete ihn nach der Bank der Angeklagten.

Als Landolin oben stand, richtete er sich gewaltsam auf und schaute frei umher; er mochte es aber doch wie einen Schleier vor seinen Augen fühlen, denn er fuhr wiederholt mit der Hand über die Augen. Er sah seinen Sohn Peter, der ihm zunickte, nur mit einer leisen Kopfbewegung gab Landolin zu verstehen, daß er ihn gesehen habe. Er erkannte die Männer und Frauen aus seinem Dorfe und aus den Nachbardörfern, das rothe Kopftuch der Schaubkäther war nicht zu sehen.

Mit scharfem Blick musterte Landolin nun die Geschworenen; er kannte sie alle, sie sahen ihn starr an, keiner gab ihm auch nur mit einem Augenzwinkern

zu verſtehen: ich kenne Dich und werde gut gegen Dich ſein.

Der Sägmüller war nicht unter den Geſchworenen.

Wer iſt Obmann?

Titus. Er hat eine weiß und roth geſprenkelte Nelke vor ſich auf dem Pulte liegen, jetzt nimmt er ſie auf und drückt ſie an ſeine große Naſe; der Tollhofbauer, genannt der Scheckennarr, der neben ihm ſitzt, hält ihm die offene Doſe hin und ſagt etwas, offenbar: der Landolin ſieht verändert aus — Titus nickt ſcharf, ſchnupft und nieſt laut; der Ritterwirth in der vordern Bank wendet ſich und ſagt wol: zur Geſundheit, und flüſtert dem Holzhändler Dietler etwas ins Ohr. Wer weiß, ob der geſchmeidige Wirth jetzt nicht dem Titus hofirt und den Landolin als todten Mann aufgiebt. Die anderen Geſchworenen, meiſt behäbige Bauern, darunter auch der Sohn des Wälderjörgli in der alten Tracht mit der rothen Weſte, haben die ſchweren Hände auf die Pulte gelegt und ſchauen vor ſich nieder.

Die immer ergreifende feierliche Beeidigung iſt vorüber, die Zeugen werden aus dem Saale geſchickt, die Anklage wird verleſen. Während der Verleſung trommelt der Staatsanwalt mit einem großen Bleiſtift auf die Akten, wahrſcheinlich ſpielt ſich ihm leiſe eine Melodie, denn es geht ganz im Takte. Der Staatsanwalt war ein junger Mann mit mächtigem

Schnurr- und Knebelbart, die er zur Abwechslung glättet und ein uneingerahmtes Glas, das an einem breiten schwarzen Halsbande hängt, in das linke Auge kneift. Es ist etwas soldatisch Angriffsluftiges im Wesen des Staatsanwalts, der in der That auch Landwehr-Offizier ist. Der Blick aus dem Einglas, das seltsam funkelt, ist oft auf Landolin gerichtet, und Landolin ist es unheimlich dabei, er möchte gern sagen: bitte, thun Sie das Glas weg — aber er darf nicht.

Der vor Landolin sitzende Vertheidiger hatte sich aufgestellt und lehnte sich, die Hände in beiden Hosentaschen, an die Brüstung der Angeklagten-Bank, manchmal den Kopf wendend und rasche Worte an Landolin richtend.

Die Anklage lautete auf Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang.

Die Zeugen wurden eingerufen, und bevor der erste erschien, erklärte der Vertheidiger, daß er den Kreisphysikus zu sachverständlichem Gutachten über die Hinfälligkeit Vetturi's telegraphisch berufen habe.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Landolin saß still und betrachtete seine Hände, sie waren weich und weiß geworden im Gefängniß. Nur wenn ein neuer Zeuge aufgerufen wurde, erhob er den Blick und starrte den Aussagenden an.

Die Entlastungszeugen sprachen unsicher, sie hatten den Vetturi auf den Haufen der Pflastersteine fallen sehen, aber ob der geworfene Stein über ihn weggeflogen war, konnten sie nicht mit Bestimmtheit behaupten, nur der Schmied vom obern Dorfe wollte das ganz deutlich wahrgenommen haben.

„Nehmt Euch in Acht vor dem Meineid!“ rief der Staatsanwalt, und der Vertheidiger erhob heftig und entschieden Einsprache gegen diese Einschüchterung des Zeugen; auch die Geschworenen steckten die Köpfe zusammen und sprachen leise mit einander. Der Vorsitzende ersuchte in höflicher Redewendung, aber in sachlicher Strenge den jugendlichen Staatsanwalt, derartiges ihm zu überlassen. Der Vertheidiger ließ sich aber diesen Zwischenfall nicht entgehen und setzte einen großen Trumpf drauf. Es

dauerte eine Weile, bis die Verhandlung wieder in ruhigen Gang kam, und als eben Anton vorgerufen wurde, bat der Vertheidiger, den angekommenen Kreisarzt, der wieder abreisen müsse, zuerst zu vernehmen. Die Aussage des Arztes war indeß ganz ohne Belang. Nun wurde Anton vorgerufen. Die Blicke Aller spannten sich.

Das eiserne Kreuz auf der Brust Antons hob und senkte sich, denn er athmete tief und schnell.

Bei der Vorfrage nach der Verwandtschaft sagte Anton mit bewegter Stimme, er sei damals, als das Unglück sich ereignete, der Bräutigam von der Tochter des Angeklagten gewesen. Der Staatsanwalt beantragte hierauf, daß Anton nicht vereidigt werde, der Vertheidiger aber bestand darauf. Der Gerichtshof zog sich zur Entscheidung zurück, kam indeß bald wieder, und der Vorsitzende verkündete, daß Anton Armbruster nicht zu vereidigen sei; der Vorsitzende fügte indeß mit eindringlichen Worten hinzu, daß man von Anton mit Zuversicht erwarte, er werde, seiner besondern Ehre eingedenk, mit reinem Gewissen die volle und ganze Wahrheit sagen.

„Das werde ich," sagte Anton. Alles hielt den Athem an, und Landolin klammerte seine beiden Hände fest um die Brüstung vor seinem Sitze. Schlicht und geläufig sagte nun Anton, daß es seine Ueberzeugung sei, Landolin habe den Vetturi nicht tödten wollen; er könne indeß nicht sagen, daß er den Vorgang deutlich gesehen, er sei mit seiner Braut an der Hand unter

das Hofthor getreten und habe für nichts anderes ein Auge gehabt. Er hielt schwer aufathmend inne, und der Vertheidiger fragte, ob er sich nicht erinnere, was er bei der Rückkehr aus dem Hause des Verunglückten am Brunnen zu Landolin gesagt. Anton entgegnete, er habe nicht gesprochen, sondern Landolin.

Mit soldatischer Bestimmtheit gab Anton auf jede Frage die Antwort und schloß, es sei nicht denkbar, daß ein Mann wie Landolin, daß ein Vater am Verlobungstage seiner Tochter einen Menschen tödten wollte.

Ohne nach Landolin aufzuschauen, kehrte Anton auf seinen Platz zurück, und auch dort sah er nicht auf, seine Wangen glühten und sein Auge glänzte.

Als Tobias aufgerufen wurde, ging er breitspurigen Schrittes dahin, grüßte den Gerichtshof, die Geschworenen und am längsten seinen Herrn. Mit großer Sicherheit legte er nun dar, daß er nie geglaubt hätte, der armselige Vetturi, der zu faul gewesen sei, eine Garbe zu lupfen, hätte einen solchen Stein werfen können; zum Glück sei der Stein just vor den Füßen des Meisters niedergefallen, sonst säße Vetturi da oben und der Meister liege im Grab.

Der Staatsanwalt suchte Tobias durch Fragen in die Enge zu treiben, aber dieser schien auf Alles gefaßt und gab lächelnd Antwort, ja, er sagte zuletzt keck, wer dabei gewesen sei, müsse es doch besser wissen, als der Herr Staatsanwalt.

Fidelis wurde aufgerufen, es gab eine Vorver-

handlung, ob er vereidigt werden könne, weil er zur Zeit Knecht Landolins gewesen war. Es machte einen guten Eindruck, als Landolin sagte, Fidelis sei ein ordentlicher Mensch gewesen und werde nichts aus Haß gegen ihn aussagen. Von diesen Worten des Meisters war Fidelis einen Augenblick verwirrt, dann aber gab er rund und bündig seine Aussage: Vetturi habe sich nicht gebückt und keinen Stein aufgehoben, aber der Meister habe geworfen, und es sei ihm gewesen, wie wenn der Stein ihm selber an den Kopf fliege.

Der Vertheidiger fragte, ob Niemand mit dem Zeugen über das, was er gesehen haben wolle, gesprochen habe, worauf der Staatsanwalt erwiderte, wenn solche Fragen aufs neue gestellt würden, so werde er fragen, ob nicht Tobias dem Fidelis habe einreden wollen, er habe Anderes gesehen.

„Muß ich darauf antworten?" fragte Fidelis. der Vorsitzende entgegnete, er habe weder auf dieses noch auf jenes zu antworten.

Die Zeugenverhöre waren geschlossen, es trat eine Pause ein, und es war wie letztes Waffenrüsten im Heerlager der Anklage und Vertheidigung.

Es war dunkel geworden, die Lichter wurden angezündet im Saale, zuerst erschien die Richterbank erkennbar, dann die Geschworenen, der Vertheidiger und Landolin, zuletzt die Zuhörer, es schien keiner zu fehlen, ja ihre Zahl schien sich noch vermehrt zu haben. Es war dumpf und schwül im Saal. Der Kampf begann.

Dreißigſtes Kapitel.

Das Einglas des Staatsanwalts glänzte und flimmerte unruhig, aber ſeine Rede war ruhig und ſchlicht, er ſchien jede Heftigkeit nieder zu halten. Er begann mit einer ſcharfen Darlegung von der Ungeberdigkeit und Anmaßung der heutigen Dienſtboten, zu der oft auch wie im vorliegenden Fall Untreue hinzukäme. Die Geſchworenen nickten einverſtändlich. Nun aber fügte er hinzu, daß leider die Schuld des Angeklagten mit Händen zu greifen ſei; den Einwand der Nothwehr entkräftete er, indem er ſo behutſam als beſtimmt aufzeigte, daß man dieſen Ausweg erſt nach Umhertaſten nach anderen aufgemacht habe; es bleibe mehr als auffällig, daß man den von Landolin geworfenen Stein, der blutig und kenntlich war, alsbald beſeitigt hatte, den vermeintlich von Vetturi geworfenen habe man freilich gefunden, weil er offenbar abſichtlich hingelegt war.

Landolin ſchüttelte heftig den Kopf bei dieſen

Worten. Der Staatsanwalt machte eine Pause, dann fuhr er ruhig fort, und da nur Gerechtigkeit walten solle, beantragte er: Schuldig des Todtschlags mit mildernden Umständen.

Als er geendet, wollte Landolin seinem Vertheidiger etwas sagen, dieser aber erwiderte, er möge warten, und begann mit hinreißender Beredsamkeit die volle Unschuld des Angeklagten darzulegen, und wie er nun die Bedeutung und Ehrenhaftigkeit Landolins schilderte, schlug dieser selber die Augen nieder. Einen mächtigen Eindruck machte es, da der Vertheidiger mit erhobener Stimme rief: „Meine Herren Geschworenen! Der Angeklagte war selber zum Geschworenen ernannt für diese Gerichtssitzung; er sollte unter Ihnen sitzen und nicht hier, und ich erwarte von Ihrer schlichten Geradheit, daß er bald wieder Schulter an Schulter bei Ihnen, er gehört zu Ihnen. Wer von Ihnen sich frei fühlt von jeder Zorneswallung, die ohne sein Zuthun einem unglücklichen Zufall begegnen konnte, wer sich frei fühlt von jedem natürlichen Fehltritt, der hebe den Stein auf, das steinigende Wort Schuldig. Im Einverständniß mit dem Angeklagten verwerfe ich die mildernden Umstände, denn das ist nur eine Umwickelung des tödtlichen Steinwurfs. Ich verlange den Wahrspruch: Unschuldig!"

Eine murmelnde Bewegung ging durch die Zuhörerschaft, so daß der Vorsitzende drohte, er werde den Zuhörerraum schließen lassen, wenn noch einmal solche

Unruhe ſich laut mache. Unter allgemeiner Stille faßte nun der Vorſitzende das Für und Wider zuſammen und legte es in die Wagſchalen. Als er geſchloſſen hatte, fragte er Landolin, ob er noch etwas zu ſagen habe.

Landolin erhob ſich und nickte, er ſchärfte ſich die trockenen Lippen und begann:

„Meine Herren Richter! Meine Herren Geſchworenen! Ich . . . ich bin ſchuldig . . .“

Wieder toſte ein Murmeln durch den Saal, aber der Vorſitzende wiederholte ſeine Drohung nicht, er war ſelber zu ſehr ergriffen von dieſem Worte, und ſelbſt der Vertheidiger konnte nicht umhin, die Arme wie verzweifelnd auszuſtrecken; das Einglas des Staatsanwalts ſchien höher zu glänzen, und ſein Geſicht hatte einen frohlockenden Ausdruck. Als wieder Ruhe eingetreten war, fuhr Landolin fort:

„Ja, ich bin ſchuldig, ich verdiene Strafe, gerechte Strafe, aber nicht für das, worauf ich hier angeklagt bin, mir gehört eine Strafe, weil ich ſo weichmüthig, ſo mitleidig geweſen bin und den elenden Burſchen nicht bei Gericht angezeigt wegen ſeines erwieſenen Diebſtahls. Meine Herren Geſchworenen! Ihr zwölf Männer! Es iſt grauſam hart, daß ſolche Männer wie Ihr mitten aus der Ernte heraus hier einen ganzen heißen Tag ſitzen müſſen, und warum? Wegen eines elenden Knechtes, deſſen Leben nicht ſolche zwölf Stunden von zwölf Ehrenmännern werth geweſen iſt. Ich will

von mir nicht reden, daß ich so dastehen muß; ich sage nur, ich hätte nicht so weichherzig sein sollen, ich bin dadurch mit daran schuld, daß es mit den Dienstleuten nicht mehr auszuhalten ist. Dafür verdiene ich Strafe, für sonst aber nichts. Hätt' ich mich von ihm auch noch sollen umbringen lassen? Und ich, der ihn so geschont hat, ich soll ihn getödtet haben? Ich soll mich und meine Frau und meine Kinder, meine Ehre, Haus und Hof auf's Spiel gesetzt haben für so einen, ich will ihn nicht schimpfen, er ist todt." Die Stimme Landolins bebte, er schien nicht weiter reden zu können; der Vertheidiger raunte ihm leise zu: „Schließt nicht damit! Wiederholt noch einmal, daß ihr schuldig seid," und Landolin rief nochmals: „Ich bin schuldig, den Dieb nicht angegeben zu haben. Dafür bin ich schuldig. Weiter nicht."

Landolin setzte sich und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, er schien zu weinen.

Der Vorsitzende übergab dem Obmann der Geschworenen den Fragebogen, Alles erhob sich, Landolin wurde in das Zimmer der Angeklagten geführt. Unterwegs drückte ihm sein Sohn die Hand, sie konnten beide kaum ein Wort hervorbringen.

„Herr Gerichtsbote," fragte Peter, „darf ich jetzt zu meinem Vater?"

„Ja wohl!"

„Aber ich will allein sein!" entgegnete Landolin herb. Die Thüre schloß sich hinter ihm.

Die Thoma hätt' er zu ſich gelaſſen, mich will er nicht — dachte Peter und ſchlimme Gedanken ketteten ſich daran und machten ſeine Zähne knirſchen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Im Zuschauerraum und auf dem langen Flur wurde von Städtern und Landleuten hin und her gesprochen, welch ein Wahrspruch geschöpft werden würde; die Einen fanden es angemessen, die Anderen waghalsig, daß Vertheidiger und Angeklagter mildernde Umstände verworfen hätten. Alle waren aber einig, daß die letzte Rede Landolins eine Ueberraschung war, wie man wol lange keine mehr erleben würde; Niemand hätte je geahnt, daß solch ein Redner und Schauspieler in dem Landolin steckte.

Unterdeß stand Landolin am offenen Fenster des Angeklagten-Zimmers und umklammerte mit beiden Händen das eiserne Gitter. Der Gerichtsbote brachte Wein, Landolin trank nicht, er schüttete den Wein in die hohle Hand und wusch sich beide Hände damit, dann starrte er wieder hinaus in die sternhelle Nacht. Landolin fühlte den Triumph, den er mit seinen letzten Worten errungen, dennoch bebte er, er spürte eine

Müdigkeit in den Knieen, wie wenn er über einen hohen Berg gegangen wäre, und jetzt war's ihm, als müsse er über einen Grabhügel schreiten dort oben bei seiner Heimat . . .

Eine Sternschnuppe flog am Himmelsbogen hin. Ja, wenn man nur noch dran glauben könnte, daß das ein Glückszeichen ist!

Das Zimmer des Angeklagten war nur durch eine dicke Mauer von dem getrennt, in welches die Geschworenen eingeschlossen sind, bis sie den Wahrspruch geschöpft haben. Ist das schon lange oder erst kurz? Von den Thürmen der Stadt schlägt es zwölf Uhr. Zwölf Glockenschläge! Zwölf Männerstimmen! sagte Landolin vor sich hin. Dort in der schwarzen Nacht kommt ein Ungeheuer heran mit zwei rothen Augen, immer näher und näher. Landolin weiß, daß das der Bahnzug ist, dennoch weicht er erschreckt vom Fenster zurück und setzt sich auf einen Stuhl.

Horch! Jetzt tönt eine Klingel, sie ist nicht draußen, sie ist hier. Die Geschworenen sind fertig. Auf dem Flur schallt wieder mächtiges Getrappel, dann herrscht lautlose Stille. Landolin wird abgeholt. Festen Schrittes steigt er die Stufen zur Bank der Angeklagten hinan, er steht ruhig, denn er sagt sich: das sollen sie nicht noch haben, daß sie mich zusammenbrechen sehen. Er sieht die Köpfe der zwölf Männer, es ist, als schwämmen sie auf einer Fluth. Jetzt erheben sie sich wie auftauchend, der Obmann

Titus legt die rechte Hand auf's Herz, in seiner Linken zittert und knittert das Blatt.

Titus verliest zuerst die gestellten Fragen. O wie lang dauert das! Wozu diese Wiederholung? Warum nicht gleich: schuldig oder nichtschuldig? Jetzt faßt Titus frischen Athem und spricht:

„Der Angeklagte ist nicht schuldig, mit sechs gegen sechs Stimmen."

Ein Schlag auf die Akten tönt vom Tische des Staatsanwalts, sein Einglas fällt glitzernd herunter und dreht sich wie verwundert an dem breiten schwarzen Bande.

Der Gerichtshof hält leise Rücksprache, der Vorsitzende erhebt sich und nach Verlesung des bezüglichen Gesetzesparagraphen spricht er: „Der Angeklagte ist nicht schuldig. Landolin! Sie sind frei."

Landolin sieht sich vom Vertheidiger, von seinem Sohne, von Tobias und mehreren Geschworenen und Heimatsgenossen umgeben, er sitzt auf der Bank und nickt stumm, und Thränen rollen ihm über die Wangen, denen er nicht wehrt.

„Vater! Weinet nicht, freut Euch!" rief Peter, aber gleich darauf hörte man einen andern Ruf.

Die Zuschauer hatten sich lärmend hinausgedrängt, sie verkündeten den Vielen, die auf Flur und Treppe und vor dem Gerichtshofe warteten, den Wahrspruch, und laut hörte man: „der Mörder ist freigesprochen,"

dann Johlen und Pfeifen und drohende Rufe der Landjäger und Gerichtsboten.

„Wart' bis ſich das Geſindel verlaufen hat," beſchwichtigte der Ritterwirth, der auch Geſchworener war, „Du wohnſt bei mir und ich habe ein gutes Eſſen herrichten laſſen für Dich und Deine Gäſte."

Landolin gewann wieder ſeine Faſſung und entgegnete mit heller Stimme. „Ja, laß auftiſchen, was Du vermagſt, und lade mir alle Geſchworenen ein, die anderen ſechs ſind auch nicht meine Feinde, ich ... ich will keinen Feind auf der Welt haben."

„Vater! Ich möcht' den Titus noch beſonders einladen."

„Thu' das. Hab's ja geſagt, ich will mit Niemand auf der Welt feind ſein, für die paar Jahre noch."

„Ich will auch ſchnell ein Telegramm an die Mutter aufgeben."

„Thu' das und ſag', ich ſei geſund und wohlauf. —"

Der elektriſche Funke blitzt durch den Draht, klopft an in dem Bahnhof des Städtchens, wo der Bahnmeiſter noch wacht, bald wandert der Bruder des Galloppküblers bergan.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Durch das Thal und über die Höhen zieht in stiller Sommernacht ein frischer Luftstrom, die Bäume des Waldes säuseln, die reifen Halme des Kornfeldes wiegen sich hin und her und saugen den letzten Athem ein. Stille ringsum, nur der Fluß im Thale rauscht; die Menschen alle ruhen im Schlafe aus von der schweren Erntearbeit, um beim ersten Sonnenstrahl wieder frisch gestärkt zu beginnen.

Die weiße Straße am Berge hinan wandert ein Mann und drückt manchmal die Hand an die Brusttasche, sich aufs Neue versichernd, daß er die Botschaft noch bei sich habe.

Droben im Hause Landolins brennt noch ein Licht. Thoma sitzt hinter dem Tische und starrt in das Licht, ihre Züge haben sich verändert in Bitterkeit und Schmerz; sie preßt die Lippen zusammen, die einst so hold gelächelt, so warm geküßt; werden diese Lippen je noch lächeln, je noch küssen können?

Die Mutter liegt am offenen Fenster und starrt hinaus in die Nacht.

„Mutter," sagte Thoma, „Ihr solltet schlafen gehen. Mitternacht ist vorüber und der Bahnmeister hat gemeint, daß die Sache nicht an Einem Tag zu Ende geht."

Die Mutter wendete nur den Kopf zurück, dann schaute sie wieder hinaus. Ob wol die Schaubkäther auch wacht? dachte sie.

Ja, sie wachte, sie konnte sich aber kein Licht erhalten und vielleicht im selben Augenblick dachte sie an die Bäuerin: sie hat das Elend nicht verdient, ich aber auch nicht, und ich hab' sonst Niemand und hab' nichts als an meinem Kummer zu nagen.

Plötzlich richtete sich die Schaubkäther auf, sie hörte Schritte.

„Bringst Du mir was?" fragte sie den erschreckten Boten.

„Nein, nichts für Euch."

„Für wen denn?"

„Für des Landolins Thoma," und er zog den blauen Brief heraus.

„Weißt Du, was da drin steht?" fragte die Schaubkäther.

„Ich soll's eigentlich nicht wissen."

„Aber Du weißt's. Sag', ist der Landolin zum Tod verurtheilt?"

„Ich komm' aus meinem Dienſt, wenn Ihr's weiter ſaget."

„Ich ſchwör' Dir bei allen Sternen, ich ſag's Niemand, ich hab' ja Niemand. Ich bitt' Dich, hab' Erbarmen!"

„Der Landolin iſt freigeſprochen."

„Frei? Und mein Sohn iſt todt! Ihr Sterne da oben fallt herunter und erſchlaget die ganze Welt. Aber nein, Du haſt mich zum Narren. Thu' das nicht."

„Ihr habt mir geſchworen, daß Ihr mich nicht verrathet," rief der Bote und eilte davon. Die Schaubkäther aber warf ſich auf den Boden und wimmerte in die Erde hinein.

Der Bote war indeß zum Hauſe Landolins gekommen.

„Bringſt Du Gutes?" fragte die Frau aus dem Fenſter.

„Ich glaub."

Thoma eilte mit dem Lichte die Treppe hinab, ſie kam mit dem offenen Briefe raſch wieder herauf und rief:

„Der Vater iſt freigeſprochen. Nichtſchuldig vom Gericht."

Die Mutter ſank in die Kniee, ſie konnte lange kein Wort reden, endlich ſagte ſie, bald lächelnd, bald weinend:

„Da an dem Tiſch, da auf der Bank wird er

wieder ſitzen, da wird er wieder eſſen und trinken. Wart' Kübler, ich hol' Dir, Du wirſt müd' ſein."

Thoma ſetzte die Mutter auf einen Stuhl und holte Speiſe und Trank.

„Ja, iß und trink nur," ſagte die Mutter. „Warum biſt Du ſo ſtumm, Thoma? Warum biſt Du nicht auch glückſelig? So, iß nur, Kübler, und das nimm noch mit. O! Wenn ich nur die ganze Welt tränken und ſpeiſen könnte. O! Wenn ich nur den Todten wieder auferwecken könnte, ich wollte mich mein Leben lang nur halb ſatt eſſen, und er ſollte das Beſte haben. Aber Gott ſei Lob und Dank! Mein Mann iſt frei, und ſo gut läßt er noch ſagen, daß er geſund ſei. Ja, ſein gutes Herz kennt doch Niemand ſo . . . Kübler, geh' zur Schaubkäther, ſag' ihr, ich komm' morgen am Tag zu ihr, ich will mit ihr theilen, ſo lang ſie lebt, als wäre ich ihre Schweſter; ſie ſoll nur ruhig ſein und mit mir Gott danken; es hätt' ihr ja auch nichts geholfen, wenn es anders geworden wär'. Geh, Kübler, geh jetzt."

Der Kübler ging zur Schaubkäther, ihr Haus war offen, aber ſie war nicht zu finden.

Im Hauſe Landolins aber ſagte die Mutter: „So, jetzt wollen wir noch ſchlafen. Gottlob, jetzt ſchlaft der Bauer auch wieder einmal ruhig. Wirſt ſehen, er bringt morgen den Anton mit; jetzt wird Alles wieder gut. Der herzgute Anton hat dem Vater gewiß viel geholfen durch ſeine Ausſage, er iſt gar ſo

gutthätig und brav. Gott sei Lob und Dank, jetzt wird Alles wieder gut."

„Alles wieder gut?" sagte Thoma, die Mutter hörte den fragenden Ton nicht, mit welchem Thoma das Wort sprach.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Schaubkäther war durch das Dorf geeilt bis hinauf zum Pfarrhaus an der Kirche. Dort klingelte ſie heftig, der Pfarrer ſchaute heraus und fragte:

„Wer klingelt? Verlangt ein Sterbendes die letzte Wegzehrung?“

„Du Pfarrer!“ kreiſchte die Schaubkäther, „Du, ſag', giebt's einen Gott im Himmel? Giebt's eine Gerechtigkeit?“

„Wer biſt Du, der Du ſo läſterſt? Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Wer biſt Du?“

„Die Mutter, die Mutter, der man den Sohn getödtet, und der Mörder iſt freigeſprochen.“

„Ihr ſeid's, Schaubkäther? Wartet, ich öffne.“

Der Pfarrer öffnete, die Schaubkäther war nicht mehr da. Der Pfarrer ging nach dem Kirchhof, nach dem Grabe Vetturi's, dort fand er das rothe Kopftuch der Schaubkäther, ſie ſelber aber war verſchwunden.

Mit raſender Eile, wie von unſichtbaren Geiſtern

bejagt, rannte die Schaubkäther durch Feld und Wald hinab bis zum Strom. Dort ſtand ſie auf dem Felſenvorſprung, wo drunten das Waſſer wie eingeſchloſſen brodelt, man nennt den Strudel den Teufelskeſſel. Die Schaubkäther beugte ſich vor, ſie wollte ſich hinabſtürzen, aber indem ſie ſich an den Kopf faßte und gewahr wurde, daß ihr das Kopftuch fehle, trat ein Beſinnen ein und ſie ſetzte ſich nieder und zum Himmel hinauf ſprach ſie:

„Mutter! Ich ſpür's wieder. Ich unter Deinem Herzen und Du den Strohkranz auf dem Kopf und den Strohgürtel um den Leib! Das war Gerechtigkeit, damals, an armen Verfehlten, an Armen! Mutter, Du biſt nun bei der ewigen Gerechtigkeit! Laß Dich nicht abweiſen! Laß nicht nach! Und du, auf deinem Himmelsthron, gieb mir Antwort, ſag', warum iſt mein Sohn todt? Warum läſſeſt du den, der ihn getödtet hat, frei ausgehen und ſich gütlich thun? Du haſt mir nichts gegeben auf der Welt, ich verlange nichts, nur das, züchtigen mußt du ihn und Alle, die ihn freigeſprochen. Laß ihnen keinen Baum mehr wachſen im Wald, keine Frucht im Feld. Peinige ſie. Oder, wenn du da droben mir nicht hilfſt, dann muß mir der Andere da drunten helfen. Ja, komm' aus dem Waſſer, komm' aus dem Fels, komm' Teufel und hilf mir. Mach' mich zur Hexe! Ich will eine Hexe ſein. Nimm meine arme Seele, nur hilf mir."

Eine Nachteule flog in leiſem Fluge herauf, die

Schaubkäther winkte ihr, als wäre das ein Bote deſſen, den ſie gerufen; die Eule flog vorüber; ein Bahnzug brauſte jenſeits des Stromes heran, die Schaubkäther ſchrie gellend auf, ihr Schrei wurde von dem Geraſſel verſchlungen, ſie ſank um, ſie ſchlief. Als der Tag erwachte und ihr ins Angeſicht ſchien, wendete ſie ſich ächzend um und ſchlief weiter mit dem Angeſicht auf der Erde.

„Wachet auf! Wie kommt Ihr daher?“ weckte ſie eine Männerſtimme.

Die Schaubkäther ſchlug die Augen auf und ſich mit der Hand über die Stirne fahrend, ſtöhnte ſie: „Vetturi!“

„Nein, ich bin's, der Anton Armbruſter. Gottlob, ich hab' da etwas Wachholder-Branntwein bei mir. Trinket!“

Die Schaubkäther trank gierig, dann fragte ſie:

„Weißt auch ſchon, daß er freigeſprochen iſt?“

„Ja, ich komme ja ſelbſt vom Gericht.“

„Ja,“ rief die Schaubkäther und ſtieß mit ihrer knöchernen Fauſt dem Anton vor die Bruſt. „Ja, Du biſt ja auch . . . ſie ſagen ja, Du legſt Zeugniß ab, daß er's nicht gethan hat.“

„Käther, Ihr habt noch eine ſtarke Fauſt, Ihr habt mir weh gethan, aber Käther, ich hab' kein falſch Zeugniß abgelegt, ich hab' ehrlich geſagt, daß ich nichts deutlich geſehen hab'.“

„Und warum iſt er freigeſprochen?“

„Weil ſechs Männer nichtſchuldig geſagt haben. Kommet, richtet Euch auf. So.“

Die Alte ſtand aufrecht und hielt ſich die linke Hand auf den Kopf, deſſen wilde graue Haare im Morgenwinde flatterten. Sie ſchaute wirr um, ſie ſchien ſich beſinnen zu müſſen.

„Es hat mir Einer mein Tuch vom Kopfe geſtohlen," ſagte ſie endlich. „Halt! Es muß auf ſeinem Grab liegen, ja, er iſt begraben, und der ihn todt gemacht hat, iſt frei . . . ich verſteh' ſchon, ich bin nicht verrückt. Ich kenn' Dich, Du biſt der Anton und Deine Mutter im Himmel hat Dich davor bewahrt, daß Dir die Zunge entzwei bricht. Dank' Gott, daß Du nicht mehr in die Familie gehörſt; die muß zu Grund gehen, Alle, die hoffärtige Thoma auch. „Herr Gott!" rief ſie, die Hände faltend, „verzeih' mir. Du biſt ein langer Borger, aber ein guter Zahler. Brauchſt mich nicht zu führen, Anton, ich kann ſchon allein gehen, allein."

Sie wehrte Anton ab, der ſie begleiten wollte, und ging, dürre Reiſer vom Boden auffammelnd, durch den Wald den Berg hinan nach dem Dorfe.

Anton ſchaute ihr lange nach, er wäre ſo gern jetzt zu Thoma geeilt, aber er bezwang ſich und wanderte heimwärts.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Hoch oben im Walde hatte Anton wochenlang bei den Holzhauern gelebt, vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht hatte er gearbeitet als der fleißigsten einer, dafür hatte er auch in der Blockhütte den guten Schlaf, den er drunten im Thal im väterlichen Hause nicht hatte finden können. Die Holzhauer fanden es freilich seltsam, daß der einzige Sohn des Sägemüllers sich zu der entbehrungsvollen harten Arbeit hergab; sie fragten ihn aber nicht, und Anton sprach oft tagelang kein lautes Wort, desto mehr aber sprach er in sich hinein: Wie lebt Thoma? Sie kann sich nicht wie du einen andern Ort suchen, sie muß daheim bleiben, wo Alles ihr so bittere Erinnerungen erweckt. Wird sie auch wie du von allen Begegnenden gefragt werden, warum wir auseinander sind, und auch keine Antwort zu geben wissen? Es geht nicht die kleinste Lüge über ihre Lippen, denn ehrlich und wahrhaftig ist sie und verlangt auch von ihrem Vater, daß er

gradaus bekenne und sich der Strafe unterwerfe. Weiß ich aber gewiß, daß er es gethan hat?

Das war Anton klar und deutlich, er konnte kein genaues Zeugniß abgeben, und als ihm die Vorladung vor Gericht zukam, machte er seine Aussage wahrheitsgemäß, denn daß der Stein Vetturi nicht getroffen, hatte ihm nur Landolin damals am Brunnen gesagt.

Er wollte vom Gericht weg zu Thoma und ihr das gestehen, aber sie hatte ihn so unbarmherzig und lieblos von sich gestoßen. . .

Liebte sie ihn nicht? Hatte sie ihn nie geliebt? Der Duft der Maiblumen, die hier oben jetzt erst blühten, erinnerte ihn an eine selige Stunde.

Vom Hochwalde herab war Anton zum Schwurgerichte gezogen und verstört war er auf dem Heimweg, nachdem er die Schaubkäther aufgerichtet hatte. Er sagte sich, daß er nicht mehr im Hochwald sich verberge, denn das war doch feige Flucht. Das Ehrenzeichen auf seiner Brust zitterte, da er sich dies bekannte. Anton Armbruster soll vor etwas fliehen? Er sah kühn und beherzt in die Welt hinein. Er hatte sich selbst wieder gefunden.

„Wie viel Jahre hat er bekommen?“ fragte der Vater daheim. Anton mußte berichten, daß Landolin vollkommen freigesprochen sei.

Der gelassene bedächtige Sägemüller schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Da sollt' man doch —“ Plötzlich brach er ab, ging an's Fenster und schaute

hinaus, er wollte nicht abermals mit seinem Sohne in Streiterei kommen, und die gefaßte Miene Antons schien ihm zu sagen, daß sein Sohn sich dieses Urtheils freue und neue Hoffnungen darauf baue.

„Vater, ich bleib' jetzt wieder daheim," sagte Anton.

„Ist recht," sagte der Vater ohne sich umzuwenden, „geh an die Einbindstätte, wir müssen heute einen Floß ablassen."

„Vater! Was saget Ihr zu der Freisprechung?"

„Was liegt dran, was ich sage?"

„Viel, Vater, es liegt viel dran."

„Nun meinetwegen. So sag' ich Dir, es wäre besser gewesen, für die Gerechtigkeit und auch für den gewaltthätigen Landolin selber, wenn er ein paar Jahre Strafe hätt' absitzen müssen, jetzt, gieb Acht, jetzt muß er ärger büßen; er muß sich von Jedem, dem er begegnet, frei sprechen lassen. Wenn er dagegen seine Strafe abgemacht hätt', stünd' er besser da, er wär' wieder ehrlich und Alles glatt und eben, und nach zwei Jahren bekäme er seine Ehrenrechte wieder vom Staat und von uns. Es war eben ein Fehltritt. Aber jetzt und so? Und ich glaub', der Landolin ist nicht hartgesotten genug, wie soll ich sagen . . . ich meine, er ist doch nicht Manns genug, um vor den Leuten und vor sich selber sich Alles aus dem Sinn zu schlagen. Aber Anton, laß es jetzt zum letzten Male sein, daß wir uns über den da streiten. Ich leugne

nicht, ich hab' nichts in meinem Herzen für ihn, deswegen brauchen wir zwei aber nicht in Unfrieden leben. So, jetzt geh', es ist Zeit."

Anton ging stromauf und half emsig mit arbeiten, die Stämme und die Bretter zu einem Floß zusammen zu fügen. Wer den wohlgebauten jungen Mann so mit Ruder und Hakenstange hantiren sah, wie er sich anstemmend wechselnde anmuthende Erscheinungen kraftvoller Männlichkeit darbot, der hätte nicht geahnt, daß in dem Herzen dieses Mannes bitteres Leid lebt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In Saus und Braus sollte die Nacht nach dem Schluß des Gerichtes in der Kreisstadt verbracht werden.

Als Landolin in das Zimmer des Wirthshauses zum Ritter kam, zog er den Rock aus, schleuderte ihn weg und rief: „So! Los und ledig! Ich hab' die ganze Zeit gemeint, ich hätte einen eisernen Rock an."

Hemdärmlig ging er hinab in die große Wirthsstube, wo ein langer Tisch gedeckt war, und der Ritterwirth sagte schmunzelnd, daß man bald auftragen könne.

„Kommen die zwölf Männer alle?" fragte Landolin.

„Eingeladen sind sie, aber es ist, wie wenn sie in den Boden geschlüpft und verschwunden wären."

Der erste, der sich einstellte, war der Vertheidiger. Er schien sich seines Sieges doch nicht recht freuen zu können und Landolin verhielt sich durchaus nicht mehr so abhängig und hülfsbedürftig gegen ihn, wie die ganze Zeit her; denn da war Landolin zu ihm gewesen

wie ein ſchwer Kranker zum Arzt, jedes Wort, jeder Blick wurde wie heilbringend empfangen, jetzt war Landolin eben ein undankbarer Geneſender, der eigentlich, wenn er's recht betrachtete, gar nicht krank geweſen war, und ſchließlich hatte nicht der Arzt, ſondern die eigene gute Natur geholfen.

„Sie haben recht," ſagte der Vertheidiger, „Sie hätten ſollen Advokat werden. Ihre letzten Worte haben den Ausſchlag gegeben. Das war ein Meiſterſtreich!"

Landolin ſtrich das Lob ohne Abzug einer beſcheidenen Erwiderung ein.

„Ruf mir den Anton! Wo iſt der Anton?" wendete ſich Landolin zu ſeinem Sohne.

„Ich hab' ihn, wie ich das Telegramm aufgegeben habe, draußen auf dem Bahnhofe getroffen; er iſt mit dem Güterzug, der eigentlich keine Perſonen mitnimmt, heimwärts gefahren, der Zugmeiſter iſt ein Kriegskamerad von ihm und hat ihn heimlich mitgenommen."

Landolin ſchärfte ſich die Lippen und ging haſtig um den Tiſch herum, auf welchen jetzt die Weinflaſchen aufgeſetzt wurden.

„Ritterwirth! Laß' auftragen!" rief Landolin, „Herr Prokurator ſetzen Sie ſich zu mir. So, jetzt ſitzen wir doch anders beiſammen. Ich hab' alle Geſchworenen einladen laſſen, alle, ich will nicht wiſſen, wer ſchuldig geſagt hat und wer unſchuldig; ich will keinen Feind auf der Welt wiſſen und Niemand feind

ſein. Kommen ſie nicht — auch gut, ich hab' gezeigt, wie ich's meine, und das iſt genug. Ritterwirth, laß die Zeugen ſich daherſetzen, wer noch da iſt, und vor Allem ruf' mir den Tobias."

Dieſer war ſchnell bei der Hand, er hatte zwar in der Fuhrmannsſtube ſchon gegeſſen, aber er wiſchte ſich den Mund, wie wenn er ſagen wollte: ich kann's, wenn's nöthig iſt, noch einmal. Er ſetzte ſich neben Peter und hieb tapfer ein.

Bald kamen auch die ſogenannten minderen Leute, die Zeugniß abgelegt hatten; es iſt zwar keine Geſellſchaft, die ſich für Landolin ſchickt, aber man muß den armen Schelmen doch auch einen guten Biſſen und einen guten Trunk geben.

Landolin fragte, was die Zeugengebühren betragen, und als er deren Geringfügigkeit hörte, ſagte er, er würde gern Jedem das Doppelte zulegen, aber er dürfe nicht, ſonſt würde man ſagen, er habe beſtochen. Dieſe Rede ſollte ihn bei den Menſchen beliebt machen und koſtet dabei nichts.

Tobias ſtieß mit dem Ellbogen den Peter in die Seite, aß und trank, aber Peter warf einen Blick auf ihn, wie wenn er ihn in Stücke reißen wollte, dann aber faßte er ſich ſchnell und lachte auch; ein junges Füchslein, das zum erſtenmal ein Häslein gefangen hat und nun verſpeiſt, muß ein ähnliches Geſicht dazu machen.

Unter den Gäſten waren auch Jugendgenoſſen Landolins, und ſie erluſtigten ihn damit, daß ſie ihn

an seine tollen Jugendstreiche erinnerten. Landolin lachte und trank übermäßig. Dem Vertheidiger wurde es nicht geheuer, er schlich still davon.

Landolin schaute oft nach dem leeren Stuhl neben sich, dann wendete er den Blick wieder gewaltsam nach der anderen Seite. Plötzlich rief er: „Thut den leeren Stuhl weg! In Teufels Namen, wer soll da sitzen? Weg! fort!“ Er stand rasch auf und stieß den leeren Stuhl mit solcher Macht auf den Boden, daß alle vier Beine knackten.

„Das ist nicht gut, Vater. Haltet Euch ruhig,“ sagte Peter leise und streng, indem er Landolin nicht eben sanft am Arme faßte.

„Laß los! Ist gut,“ sagte Landolin ruhig. „Komm, Tobias! Geh mit. So! Ich hab' nicht zu viel getrunken, aber ich hab' heut schon zu viel durchgemacht, und da wirft's mich gleich um. So, Tobias, ich will mich nur ein wenig auf Dich stützen. Gut' Nacht, Ihr Männer! Kommet gut heim, ich komm' auch bald nach.“

Er ging mit Tobias in die Schlafstube, und dort faßte er die beiden Arme des Tobias, umklammerte sie und rief:

„Sei ruhig! Ich thu' Dir nichts, Dir nicht, Du hast's nicht verdient, aber weißt, was mein einzig Verlangen ist? Weißt was ich mir wünsch'?“

„Wie kann ich das wissen?“

„Zwischen den Fingern möcht' ich einen haben.

So! Hutadi! Arm und Bein zerknacken und zerkrachen möcht' ich einem, am liebſten dem Titus . . . oder all' die ſechs . . . einſtimmig hätten ſie ſein müſſen . . . Ihr verfluchten —"

„Laſſet los, Meiſter!" wehrte Tobias ab, denn die umklammernden Hände drückten nicht ſanft, „und ich rath' Euch, verhaltet Euch ruhiger. Zu mir könnt Ihr Alles ſagen. Was wir Zwei mit einander fertig gebracht haben, das hält zuſammen. Ich will kein Lob, ich hab's gern gethan."

In Landolin dämmerte es. Das iſt ſein Knecht, und er iſt der Bauer, und der Knecht giebt ihm Ermahnungen?"

„Iſt recht, iſt richtig," murmelte er, und bald lag er in feſtem Schlaf.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Es war nahezu Mittag als Landolin erwachte. Er rüstete sich zur Heimkehr und bezahlte dem Ritterwirth die Zeche. Es war offen und nachweisbar, daß der Ritterwirth ihn betrog; es wurmte ihn, sich von dem redefertigen Schelm übervortheilen zu lassen, aber er wollte keinen Streit, und nicht minder als das Geld ärgerte ihn der Gedanke, daß er sich, für die nächste Zeit wenigstens, müsse betrügen lassen und still dabei sein. Er wollte sofort heimfahren, im Triumph ins Dorf zurückkehren; aber Peter zögerte bis gegen Abend, er wollte, daß der Vater erst in der Nacht heimkehre, und als Landolin über das unnöthige Warten fluchte, sagte Peter mit schelmischer Miene und in gelassenem Tone:

„Vater! Ihr müsset jetzt alles Gelärm und Gescheuch aufgeben. Ich mein', Ihr solltet doch jetzt gelernt haben, still und geduldig sein. Ja, gucket mich nur an! Das ist nicht mehr der einfältige Peter von

vordem, über den man weg gesehen hat, wie wenn er gar nicht da wär'. Ich bin da, und wir Zwei haben kein Hehl vor einander. Nothwehr ist eine schöne Sache, aber — Ihr versteht mich schon. Ich hab' allen Respekt vor Euch, Ihr habt das da schön hinaus geführt, und ich und der Tobias, wir haben an den Hinterrädern gedrückt; der Karren ist heraus, und jetzt waschen wir uns die Hände."

Landolin schaute auf seinen Sohn, wie wenn da ein anderer Mensch stände, Peter merkte das wohl und fuhr zutraulich fort:

„Ja Vater! Ich bin jetzt auch dahinter gekommen, was die Hauptsache ist in der Welt; ich weiß jetzt auch: Alles ist eins, was man thut, man kann, was man will, nur muß man den Leuten nicht die Mäuler aufreißen. Hab' ich recht oder nicht?"

Landolin konnte vor Erstaunen kein Wort hervorbringen. Wer darf so mit ihm sprechen? Ist das noch der Peter? Es kam aber noch schlimmer, denn Peter nahm wieder auf:

„Ja Vater, eh' wir heimkommen, machen wir's jetzt aus. Ihr seid der Bauer, Ihr seid der Meister, als das könnt Ihr vor der Welt gelten wie vordem, aber daheim in Haus und Feld gilt nur, was Ich sag'. Es soll Euch an nichts fehlen, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Wo ist der Tobias?" fragte Landolin knirschend.

„Ich hör' schon gut, Ihr brauchet nicht so schreien.

Den Tobias hab' ich voraus heim geschickt, und ich sag's gleich, ich schicke ihn bald ganz fort; der weiß zu viel und nimmt sich zu viel heraus. Ueberhaupt schicke ich alle Dienstleute fort, ich leg' neuen Boden."

Landolin schwieg lächelnd, es kämpfte in ihm, daß der Sohn so keck war, und doch freute er sich fast, daß der Sohn auf einmal so muthig und entschlossen geworden war.

„Ich könnte fast gar stolz sein, was Du für ein Bursch geworden bist," sagte er endlich, und Peter rief frohlockend: „So ist's recht. Ihr sollet schon sehen, daß ich Alles recht mach', auch an Euch. Ich hab' auch gesehen, daß wir einen schönen Klumpen Geld verloren haben an den Actien. Das ist nun vorbei und verjährt, und ich sag' nichts weiter darüber."

Landolin schluckte den Aerger hinab und dachte: wart' nur bis daheim, da will ich schon anders mit Dir reden.

Vater und Sohn redeten kaum ein Wort unterwegs. Am Bahnhof der Amtsstadt wartete das Fuhrwerk, und als Landolin seine Frau, die ihm weinend entgegen kam, fragte: „Wo ist denn die Thoma?" hörte er, daß sie nicht habe kommen wollen.

Du bist freigesprochen, mußte Landolin denken, aber deine Kinder ... der Sohn will dich absetzen und die Tochter geht dir nicht einmal entgegen.

Auf der Maiwiese in der Nähe des Bahnhofes

wurde ein Gerüſt errichtet, noch jetzt in der Dämmerung wurde emſig gehämmert.

„Was machen ſie da?“ fragte Landolin, und noch ehe man antworten konnte, fuhr er fort: „ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß da ein Gerüſt aufgerichtet und einer geköpft worden iſt. Köpfen iſt nicht das Schlimmſte.“

„Aber Mann!“ entgegnete die Frau. „Was ſind das für Gedanken! Peter, weißt Du nicht, was ſie da machen?“

„Freilich, freilich. Am nächſten Sonntag iſt da ja die Fahnenweihe für den Kriegerverein.“

Als der Wagen an der Sommerſeite des Schwertwirthshauſes vorüber fuhr, ſchauten viele Männer und Frauen vom Söller des Caſino-Zimmers herab. Landolin lüftete den Hut und grüßte hinauf, aber Niemand erwiderte den Gruß, und zum erſten Male beſchlich Landolin die bittere Empfindung, daß er die Hand ausſtreckt zum Gruß und es bietet ſich keine dar, die ſeine Hand empfängt.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Vom Söller des Sommer-Caſino's hatte Niemand dem Gruße Landolins gedankt. Die Kreisräthin, die vorn an der Brüſtung ſaß, hatte freilich mit den Augen gewinkt, aber das war ſo weit hin nicht bemerkbar, und mehr wagte ſie nicht zu zeigen, da heute faſt vollzählige Verſammlung der Caſino-Mitglieder war, wie faſt immer am Hauptverſammlungstage an jedem erſten Mittwoch des Vollmondes; auch die auswärtigen Mitglieder, die katholiſchen Geiſtlichen und der einzige evangeliſche Pfarrer des Amtsbezirks mit ſeiner Frau hatten ſich eingefunden.

Natürlich ſprach man vor Allem von dem ungeheuerlichen Wahrſpruch der geſtrigen Schwurgerichtsſitzung.

Der Advokat des Städtchens ſagte, er ſei froh, daß er die Vertheidigung Landolins abgelehnt habe; er könne ſich vollauf den Schreck des Vertheidigers denken, als ſein Client freigeſprochen wurde; man müſſe

freilich alle Listen und Täuschungen der Dialektik in Bewegung setzen, aber man spüre es doch wie einen abprallenden Schuß auf der Brust, wenn solche Künste gelingen.

Der Reallehrer, der auch ungenannter Redacteur des Wochenblättchens „der Waldbote“ war, beklagte mit ergriffenem Tone, daß dieser Wahrspruch der Bauernprotzen den Klassenhaß schüre; der arme Mann käme sich als rechtlos vor und es sei höchste Zeit, daß die Wahl der Geschworenen nicht mehr nach dem Steuerzettel vorgenommen werde.

Der Advokat stimmte ihm bei, ging aber weiter, indem er behauptete, daß es ein altes Vorurtheil des Liberalismus sei, daß der einfache Menschenverstand einen gesunden Wahrspruch schöpfen könne, und da ihm der Kreisrath zuwinkte, fuhr der heftige Mann fort: „Das ist wie die Sage von der Medusa. Wenn das ungebildete Volk in Einem Haupte sich darstellte und man in dieses Antlitz schaute, man würde versteinert vor diesen entsetzlichen Zügen, so verwahrlost, so boshaft, so lügnerisch, so gewaltthätig. Unser vielgerühmtes deutsches Volk ist noch nicht reif, nicht zur allgemeinen Wahl, nicht zur Rechtsschöpfung. Ja, seitdem wir erreicht haben, was wir so lange ersehnten, ist im Strom der Sittlichkeit die deutsche Volkswelle im Niedergang. Unser deutsches Volk ist weit weniger, als wir von ihm glaubten und hofften.“

Der Kreisrath legte hiergegen entschiedene Ein-

ſprache ein und behauptete, daß, wenn auch viele traurige Erſcheinungen unleugbar ſeien, doch die Welle bereits wieder im Steigen wäre.

Der Arzt, der als alter Burſchenſchafter ſeine Idealität — immer gemiſcht mit einem tiefen Haß auf Metternich — bewahrt hatte, ſtand dem Kreisrath tapfer bei, indem er ausführte, daß „die ruchloſe Metternich'ſche Zeit" noch immer nachwirke, indem unſer Volk noch immer glaube, Alles, was Staat und Regierung wolle, ſei ſchlecht und tyranniſch, und ein Geſetz umgehen oder einen Geſetzesübertreter durchſchlüpfen laſſen, erſcheine rühmenswerth.

Der Arzt konnte es am Schluſſe doch nicht laſſen, dem Advokaten, der ein Volksverächter und doch ein ſogenannter radikaler Freiheitsmann war, zu verſtehen zu geben, daß ſeine Partei an der Verwirrung des Volksgeiſtes viel ſchuld ſei, indem ſie das Große und Schöne, was doch auch wirklich geworden, verläſtere.

Die Geiſtlichen ſprachen unter einander, daß der Grund alles Unheils in der Lockerung des religiöſen Glaubens liege, aber der Reallehrer war kühn genug, zu behaupten, daß in den gerühmten Zeiten des unerſchütterten Glaubens weit mehr Schlechtigkeit in der Welt geweſen ſei.

Das Geſpräch ſchien ſich in das religiöſe Gebiet zu verlieren, das eigentlich im Caſino verboten war. Die ſchüchterne und ſonſt ſo ſchweigſame Frau des

evangeliſchen Pfarrers lenkte das Geſpräch glücklich ab, indem ſie in einer Pauſe fragte: „Bleiben nicht mehr Verbrechen unentdeckt, als vor Gericht kommen?“

Niemand ſchien auf dieſe Frage antworten zu wollen, die junge Frau erröthete über und über, weil Alles ſo ſtill war, da erbarmte ſich der Reallehrer ihrer und ſagte lächelnd: „Genauer Entſcheid läßt ſich wol auf Ihre Frage nicht geben; aber es kann doch ſo ſein wie bei den Meteorſteinen. Zwei Dritttheile unſeres Planeten beſtehen aus Waſſer, zwei Dritttheile der Meteorſteine fallen alſo unbemerkt ins Waſſer, und auch von dem letzten Drittel, das auf feſtes Land fällt, werden nicht alle gefunden.“

Mit dieſem heiter und ſchicklich vorgebrachten Vergleiche ſchien die Geſellſchaft wieder in anſprechende Verfaſſung zurück geführt.

Der Reallehrer, der immer Alles ins Allgemeine zu wenden trachtete, fuhr fort:

„Ich möchte ein Anderes zur Erwägung bringen. Es wäre ergiebig, zu unterſuchen, in welchem Grade bei verſchiedenen Völkern von Natur und durch Erziehung ſich der Wahrheitsſinn conſtatirt. Dieſe Rubrik der Statiſtik wäre freilich die ſchwierigſte.“

Das Problem wurde nicht aufgenommen, denn eben trat der Bahnmeiſter ein und berichtete, die Frau Landolins ſei mit dem Fuhrwerk da, Landolin werde mit dem nächſten Abendzuge kommen. Und wieder wendete ſich das Geſpräch auf Landolin. Der alte

Bezirksförster, der bisher gar nicht gesprochen, aber desto eifriger aus seiner langen Pfeife geraucht hatte, sagte mit seiner mächtigen, tiefernsten Stimme:

„Es kann doch nichts Schlimmeres geben, als wenn der beste und allgemeine Glaube, und das ist der Glaube an die Gerechtigkeit, erschüttert oder gar aufgelöst wird. Die öffentliche Meinung muß den Wahrspruch über Landolin kassiren, und es ist ein Trost, daß sich dies wie auf stille Verabredung bereits vollzieht. Keiner der Geschworenen ist zu dem Schmause gekommen, den Landolin nach seiner Freisprechung herrichten ließ."

„Die That Landolins," schaltete der Arzt ein, „war traurig, konnte ein Unglück sein; seine Lüge ist ein Verbrechen und hat noch die Geschworenen zur Lüge verführt."

Der Bezirksförster nickte beifällig und schloß: „Ja, das Volksgewissen ist doch noch stärker und reiner; aber eben das, daß das Volksgewissen ihn und die Geschworenen obendrein verurtheilt, das lockert allen festen Bestand."

Der Bezirksförster hatte kaum gesprochen, als der Bahnzug einfuhr. Man schaute aus nach den Ankommenden und bald fuhr Landolin in seinem mit den Rappen bespannten Wagen an dem Söller vorüber. Man war von den Tischen aufgestanden und jetzt saß der Arzt wieder neben der Kreisräthin.

Diese Beiden hatten die edelste Beziehung ge-

funden, denn sie fanden sich Beide oft in gemeinsamer Arbeit für Unglückliche.

„Glauben Sie," fragte die Räthin, „daß die unschuldigen jungen Leute, Thoma und Anton, nun doch glücklich vereinigt werden können?" Der Arzt zuckte die Achseln, und die Räthin fuhr fort: „Ich wollte schon heute in das Haus Landolins gehen zu den Frauen, ich unterließ es, nun aber glaube ich doch bald da einwirken zu müssen und gut einwirken zu können."

„Warten Sie jedenfalls noch einige Tage," rieth der Arzt. „Sie wissen ja, man muß eine Wunde ausbluten lassen, ehe man sie schließt. Uebrigens glaube ich, daß jetzt die Stellung sich verändert hat; vordem hat der Landolin nur schwer seine Einwilligung gegeben, jetzt wird der Sägemüller dickköpfig sein und schließlich meine ich, daß die beiden jungen Leute selber —"

„Ich glaube, daß ich da helfe."

Höflich sich neigend, antwortete der Arzt: „Der Glaube soll Berge versetzen können. Ich traue das Ihrem Glauben zu. Aber still jetzt!"

Das Klavier im Nebensaale ertönte, ein wohlbeleibter, überaus heiterer katholischer Pfarrer sang mit mächtiger Tenorstimme ein Lied, und bald wurde auch die junge Pfarrerin dazu gebracht, mit ihm ein Duett zu singen.

Heitere Lieder von schönen Stimmen klangen hinaus in die mondhelle Sommernacht, aller Zwiespalt und alles Elend schien vergessen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Es wurmte Landolin tief, daß die Herrenleute vom Casino herab gar kein Zeichen gegeben hatten, und als das Fuhrwerk im Schritt den Berg hinanging, sagte er mit ungewohnter Zärtlichkeit zu seiner Frau:

„Wir wollen uns gar nichts aus der Welt machen und nur froh sein, daß wir einander wieder haben und beisammen sind. Es meint's doch Niemand auf der Welt gut mit Einem als eben die Eigenen."

Die Frau sah ihn verwundert an, und ihr schmerzdurchfurchtes Antlitz leuchtete im hellen Mondenschein; sie war solche Innigkeit bei Landolin nicht gewohnt, sie hatte nicht gewußt, daß er menschenbedürftig war.

„Ist die Thoma krank?" fragte er nach einer Weile.

„Nein, nur verscheucht und grimmzornig . . . wegen des Anton; sie kann tagelang herumgehen und spricht kein Wort, aber sie schafft fleißig und ißt und

trinkt, wie sich's gehört. Mit dem Schlaf ist es freilich nicht in Ordnung gewesen; ich hab' sie gezwungen, daß sie bei mir schläft, sie hat sich aber nicht in Dein Bett gelegt, ich hab' ihr das meinige geben müssen."

„Es wird schon Alles wieder in Ordnung kommen," fiel Landolin ein, denn seinerseits fand er es verwunderlich, daß die Frau gegen alle frühere Gewohnheit jetzt so viel sprach. Er schien indeß Anderes hören zu wollen, denn er fragte:

„Ist das Kalb von der Preiskuh ein Stierkalb?"

„Ja, kohlschwarz mit einem weißen Stern und mächtigen Stotzen (Füßen), hat Dir das der Peter nicht gesagt und daß wir's aufziehen?"

Bei Peter, der auf dem Vorderſitz die Pferde lenkte, ging der Rücken auf und ab, Peter lachte offenbar, und Landolin, der von Anderem hatte reden wollen, verfiel doch wieder zurück, indem er fragte:

„Was macht die Schaubkäther?" Die Frau gab keine Antwort, und polternd fuhr Landolin fort: „Hörst Du mich denn nicht? Hast nicht gehört, was ich gefragt hab'? Was die Schaubkäther macht, hab' ich gefragt."

„Schrei' doch nicht so! Du hast Dich arg verändert."

„Ich nicht, aber Du. Warum giebst Du mir keine Antwort?"

„Weil ich keine weiß. Vergangene Nacht ist die Schaubkäther nicht daheim gewesen, heute in aller

Frühe ist sie heimkommen und hat seit Langem zum erstenmal Feuer angemacht. Sie muß gestern auf dem Grab gewesen sein, der Pfarrer hat dort ihr rothes Tuch gefunden und ihr zugeschickt. Seitdem ist sie wieder verschwunden, und ihre Ziege hat entsetzlich gejammert, sie hat kein Futter bekommen. Das arme Thier —"

„Was geht mich die Ziege an? Ich weiß nicht, Alles ist verrückt. Ist das mein Wald, sind das meine Aecker? Wem gehört der Wagen und die Roff'? Sag', bin ich verrückt?"

„Auf diese Art könntest Du Dich und mich dazu machen. Um Gotteswillen, plag' doch nicht Dich und mich. Was willst Du jetzt von der Schaubkäther?"

Kaum hatte die Frau das gesagt, als die Schaubkäther aus dem Walde hervorstürzte und den Pferden in die Zügel fiel.

„Fort!" rief Peter, „fort! Oder ich fahr' über Euch weg."

„Halt still," sagte Landolin. „Käther! Ich mein's gut mit Dir."

„Aber ich nicht mit Dir! Sie haben Dich nicht geköpft, sie haben Dich nicht gehenkt, Du mußt Dich selber aufhängen. Da ist Dein Wald mit tausend und tausend Bäumen, die warten alle, bis Du Dich dran aufhängst."

„Käther! Komm her zu mir!" bat die Frau, aber die Käther fuhr fort in entsetzlichen Flüchen.

„Gieb ihr einen Peitſchenhieb!“ rief Landolin, „gieb mir die Peitſche, laß mich hauen.“

„Nein, Vater, ich mach' ſchon.“ Peter ſprang raſch ab, ſchob die Käther bei Seite, ſprang behend wieder auf und fuhr im Trab den Berg hinan.

Die Frau Landolins ſchaute zurück und aufathmend ſagte ſie: „Gottlob, ſie ſetzt ſich dort auf die Steine, und jetzt kommt Jemand den Berg herauf und ſpricht mit ihr.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Vor dem Hause knallte Peter mit der Peitsche hin und her, das Hofthor war offen, er fuhr hinein, ein fremder Knecht brachte einen Stuhl, Peter half zuerst der Mutter absteigen, er wollte auch dem Vater helfen, dieser aber sagte: „Laß nur, ich kann schon noch allein —"

Er stand wieder auf seinem eigenen Grund und Boden, kein Willkommsruf wurde laut, nur der Hund bellte an seiner Kette.

Der helle Mond beleuchtete den geschlossenen viereckigen Hofraum, der sauber gepflastert, aber auch ganz verändert war.

„Wer hat da die Aenderungen gemacht?" fragte Landolin.

„Das hat die Thoma so angeordnet," erwiderte die Mutter.

Landolin verstand: der Ort, wo der Todtschlag begangen war, sollte nicht mehr zu erkennen sein, für sie nicht, vielleicht auch für den Vater nicht.

„Jetzt ſag' ich Dir nochmal von Herzen grüß Gott und Willkommen," ſagte die Bäuerin mit bewegtem Tone, „jetzt laß Dir die Jahre, die Dir noch beſchieden ſind, in Ruhe bekommen."

„Ja, ja, iſt ſchon gut," entgegnete Landolin, ging auf den Hund zu und löſte ihm die Kette; der Hund ſprang an ſeinem alten Herrn empor und rings um ihn her und ſchien ausgelaſſen vor Freude.

„Iſt ſchon recht," ſagte Landolin, den Hund ſtreichelnd, „gieb nur Ruhe, weiß ſchon, nicht wahr, du riechſt mir nichts an, daß ſie geſagt haben, meine Hände ſeien voll Blut? Das einzig Treue auf der Welt iſt ein Hund."

Thränen auf den Wangen der Frau glitzerten im Mondenſchein, und Landolin wendete ſich jetzt zu ihr:

„Geh' voran!"

„Nein, Du, Du zuerſt, Du biſt der Meiſter. Damals, es war grad ſo eine Nacht wie heute, wie wir von der Hochzeit zum erſten Mal heimkommen ſind, biſt Du auch voraus ins Haus. Jetzt iſt wieder wie Hochzeit." Sie faßte nach ſeiner Hand, er ließ ſie ihr, und Hand in Hand gingen ſie die Freitreppe hinan; in der Stube beſpritzte die Frau ihren Mann aus dem Weihkeſſel an der Thüre.

Niemand als eine alte Magd war in der Stube.

„Wo iſt die Thoma?" fragte Landolin.

„Sie iſt in ihrer Kammer."

„Sag' ihr, ich ſei wieder daheim, und ſie ſolle kommen."

„Ich hab's ihr durch die verſchloſſene Thüre hinein gerufen, ſie giebt aber keine Antwort."

Landolin ſetzte ſich in den großen Stuhl und die Frau dankte Gott, daß ihr Mann wieder da ſitze, ſie habe oft verzweifelt, ob das je wieder ſein werde. Landolin ſah ſeine Frau an, und es war ihm, als wankte ihre Geſtalt auf und ab und als bewegte ſich die Stube und der Hausrath hin und her; er richtete ſich gewaltſam ſtraff auf, ging nach dem Söller und klopfte an die Kammer Thoma's. Nichts regte ſich.

„Thoma! Ich bin da, Dein Vater."

Die Thüre wurde entriegelt, Thoma ſtand vor ihm. Mit gepreßter Stimme ſagte ſie: „Willkommen, Vater!"

„Weiter haſt Du mir nichts zu ſagen?"

„Ihr habt's ja nicht gern, wenn man viel redet."

Landolin faßte nach der Hand ſeiner Tochter, die ſie ihm nicht dargeboten hatte.

„Kind, haſt Du mich denn nicht mehr lieb?"

„So etwas thäte ich nie ein Kind fragen."

„Kind, ich bin ein armer Mann, bettelarm. Verſtehſt Du das?" Thoma ſchüttelte den Kopf, und der Vater fuhr fort: „Ich hab' ſchwer an Euch gethan, beſonders an Dir. Jetzt bitt' ich Dich, ſei gut, laß mich nicht verſchmachten." Er konnte vor Herzſtößen nicht weiter ſprechen, und als Thoma beharrlich ſchwieg,

wendete er sich rasch und ging schwankenden Schrittes nach der Stube, er horchte, ob Thoma ihm folge, er hörte nichts.

In der Stube betrachtete er den Tisch und fragte: „Ist das ein neuer Tisch?"

„Nein, die Thoma hat ihn nur abhobeln lassen, weil da die Löcher waren."

Landolin erinnerte sich, daß er damals die Gabel durch das Tischtuch in den Tisch gestoßen.

Jetzt hörte man Schritte, aber nicht Thoma kam, sondern der Pfarrer. Er sprach gute, tröstliche Worte, Landolin starrte ihn an, er sah ihn wohl, aber er hörte ihn nicht, denn seine Gedanken waren bei seiner Tochter, die sich arg verwandelt hatte. Erst als der Pfarrer von der Schaubkäther sprach, welche gotteslästerliche Reden sie führe und wie toll und unbändig sie sei, wurde Landolin aufmerksam, und als der Pfarrer sagte, es scheine, die Schaubkäther sei närrisch geworden, rief er:

„Dafür giebt's Narrenhäuser. Man läßt sie ins Irrenhaus bringen. Die Gemeinde kann's noch bezahlen."

„Das geht nicht so schnell, da müßte der Kreisphysikus entscheiden."

Thoma war unversehens da und trug das Essen auf, das sie hatte herrichten lassen. Der Pfarrer wollte sich entfernen, aber auf die Bitten der Frau und Thoma's blieb er da; man bedurfte eines Friedens-

mannes, der Zusammenhalt bot und Ruhe. Man saß wohlgemuth bei Tische, Landolin aß gierig und fragte dazwischen: „Herr Pfarrer! Ist denn der junge Schultheiß nicht daheim und Niemand vom Gemeinderath? Es hätt' sich doch wol geschickt, daß sie da wären, sie haben's doch gewußt, daß ich komme."

Der Pfarrer schien um eine Antwort verlegen, und die Frau ersparte ihm eine solche, da sie ihren Mann an sein Wort erinnerte, daß er sich gar nicht um die Menschen kümmern wolle.

Der Pfarrer ging, Landolin gab ihm ehrerbietig das Geleite.

Dann ging er nach dem Röhrbrunnen und trank aus der mächtig sprudelnden Röhre, und sich den Mund abwischend sagte er zu der Frau, die aus dem Fenster sah:

„Nichts auf der Welt löscht mir so den Durst und thut mir so wohl und macht mich so frisch wie das Wasser von unserem Brunnen."

„Komm herauf, es ist Schlafenszeit."

Vierzigſtes Kapitel.

Landolin, der Anderes denken wollte, als das, was ſich ihm unwillkürlich aufdrängte, fragte die Frau in der Kammer:

„Giebt's denn gar nichts Neues? Iſt denn gar nichts vorgefallen in der langen Zeit?“

„Nein, oder doch nicht viel. Daß der alte Dobelbauer beim Verladen von Stammholz verunglückt und geſtorben iſt, wirſt Du wol gehört haben. Den Deislingerhof hat der Staat gekauft und macht Wald draus. Der Kandelhofbauer hat wieder geheirathet, in Neidlingen iſt ein neuer Pfarrer, der frühere hat die Gemeinde altkatholiſch, wie ſie ihm ſagen, machen wollen, und der Verſchönerungsverein, wie ſie ihm ſagen, hat hart an unſerm Wald vorbei einen neuen Weg machen laſſen, der Vorſtand, der gute alte General, hat oftmals bei uns eingekehrt und nach Dir gefragt.“

Solcherlei erzählte die Frau.

„Wer iſt am meiſten bei Dir geweſen, derweil ich fort geweſen bin?“

„Mein Bruder, aber auch ſonſt Leut', ſie haben mich bemitleiden wollen, aber ich hab's ihnen nicht abgenommen, und da ſind ſie fort geblieben.“

„Iſt der Sägemüller nie bei Dir geweſen?“

„Nein, mit keinem Schritt.“

„Er iſt eben der Holländer, den muß man ſchieben. Morgen am Tag bringe ich die Sache mit dem Anton und der Thoma wieder in die Richte. Ich gehe zum Sägemüller.“

„Thu das nicht. Will nicht Alles jetzt ſo hurtig wieder aufgeſchirren. Du verſtehſt doch, Du weißt, wenn man einen Wagen umkehren und ein Pferd zurückhuſen will, kann man das nicht im Trab thun.“

Hui! dachte Landolin, die will jetzt auch geſcheit ſein? Alles will geſcheiter ſein als ich.

Da ihr Mann ſchwieg, fuhr die Frau fort: „Jetzt ſchlaf' und ich möcht' auch ſchlafen.“

Die Stille und Ruhe dauerte nicht lange, denn Landolin wendete ſich im Bette hin und her und ſtöhnte und ächzte.

„Was iſt denn? Du mußt doch auch müde ſein.“

„O Frau, ich kann's noch gar nicht faſſen, daß da jetzt wieder Jemand bei mir iſt und von der Decke herunter hängt nicht mehr das Richtſchwert. Und dann ſehe ich immer das blinkende Einglas vom Staatsanwalt am ſchwarzen Band. Ja, Du haſt Deinen

alten Mann nicht mehr, Du haſt einen andern; ich kann den Kerl ſelber nicht leiden, er iſt ſo weichherzig. Ich bitte Dich, ermahn' mich oft, daß ich mir aus den Menſchen nichts mache; ſie haben mich vergeſſen, und ich will's ſchon dahin bringen, daß ich ſie auch vergeſſe. Hab' nur Du recht viel Geduld mit mir, aber gieb mir nichts nach, leid's nicht, daß ich ſo weichherzig bin —"

Der ſtarke Mann weinte mitten in der Nacht bittere Thränen, aber wie fluchend rief er:

„Mir ſollen die Augen auslaufen, wenn ich noch jemals weine, ſo lange wir bei einander ſind. Das verſpreche ich Dir und mir. Die Menſchen können mir mein Leben nicht abkränken, wenn ich mir's nicht ſelber abkränke. Ja, ja Nothwehr! Nothwehr!"

Die Frau machte nochmals Licht, tröſtete den ſich Abhärmenden, der endlich ſagte:

„Nur noch das. Die Schaubkäther hat mir zugerufen, ich müſſe mich ſelber umbringen — das thue ich nicht, Dir zu lieb —"

Die Frau ſtreichelte ihm die Hand, auf der noch die nicht abgewiſchten Thränen lagen.

„Ich thue den Menſchen nicht den Gefallen," fuhr Landolin fort, „daß ſie Schadenfreude an uns haben ſollen. Laß das Licht brennen, dann weiß ich gleich, wenn ich wieder aufwache, daß ich nicht mehr im Gefängniß. Gute Nacht! Wir wollen jetzt ſchlafen."

Landolin ſchlief lange in den Tag hinein und die

Frau erhob ſich leiſe und ging an ihre Arbeit, ſie vermied es behutſam, ihren Mann durch ein Geräuſch zu wecken; ſie ſegnete jede Minute, die ihm Schlaf und neue Kraft zu Heiterkeit und Geſundheit gab.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Thoma war im Felde bei der Ernte, als Landolin in der Stube ſaß, die Frau ſetzte ſich zu ihm und er ſagte:

„Kannſt Dir gar nicht denken, wie Einem das Eſſen iſt, wenn man ſo allein eſſen muß im Gefängniß.“

„Denk' jetzt nicht immer ſo zurück.“

„Iſt Niemand da geweſen, der mich hat beſuchen wollen?“

„Nein. Denk' dran, was Du vergangene Nacht geſagt haſt.“

Ja, das war leicht geſagt, aber Landolin konnte es eben nicht laſſen, an die Menſchen draußen zu denken, und wie war's denn möglich, daß die Menſchen nicht wenigſtens neugierig waren, ihn wieder zu ſehen?

Er ſchaute zum Fenſter hinaus: hochbeladene Garbenwagen kamen vorüber, aber kein Bauer, kein

Knecht wendete den Blick nach ſeinem Hauſe. Der neue Schultheiß kam, die Gabel in den Garbenwagen ſtemmend, die Straße daher; er hatte offenbar Landolin von fern geſehen, denn nicht weit vom Hauſe Landolins ging er auf die andere Seite des Wagens, von wo er nicht geſehen werden konnte.

Landolin zog ſich ins Zimmer zurück und ſetzte ſich in den großen Lehnſtuhl, trommelte eine Weile auf die Armlehnen, dann ging er in die Kammer und zog ſeine hohen Stiefel an.

„Du willſt doch nicht ausgehen?“ fragte die Frau; er ſah ſie verwundert an, dieſes Fragen, dieſes Aufmerken auf ſein Thun und Laſſen war ihm überläſtig; er wollte der Frau das ſagen, aber ſchnell ſich bezwingend erklärte er, er habe im Gefängniß immer Pantoffeln getragen und jetzt wolle er wieder in ſeinen Stiefeln ſtehen und gehen.

Im Hofe tönte Peitſchenknallen, Peter fuhr auf dem Sattelgaul ſitzend mit einem vierſpännigen Garbenwagen ein. Landolin ging hinab und traf auch Thoma, die hochgerötheten Antlitzes hinter dem Wagen drein kam. Sie ſchaute den Vater eine Weile ſtumm an, wie wenn ſie das Wort nicht finden könnte; ihr Blick war herb und finſter.

„Guten Morgen, Thoma!“ ſagte Landolin zuerſt.

„Guten Morgen, Vater!“ erwiderte ſie, eine mildere Stimmung ſchien die Oberhand in ihr zu bekommen, da ſie in das vergrämte Antlitz des Vaters

sah, aber wie wenn sie den milden Gedanken abschüttelte, warf sie den Kopf zurück.

Vater und Tochter waren sich jetzt im hellen Tag neue, ja fast fremde Erscheinungen geworden; der Vater erschien Thoma kleiner von Gestalt, als sie ihn in Erinnerung hatte, und der trotzige und zuversichtliche Ausdruck seines Gesichtes war nun zaghaft und unsicher.

Thoma dagegen war mächtiger geworden, stolz aufrechter in der Haltung, die Augenbrauen indeß schienen sich tiefer gesenkt zu haben und zwischen denselben hatten sich schmale scharfe Falten eingegraben, das sind Furchen, in denen bittere Saat aufgeht.

„Guten Morgen, Meister," grüßte in besonders vertraulichem Tone der Oberknecht Tobias, „Ihr werdet Alles in gutem Stand finden, Vieh und Feld."

Landolin nickte nur still. Also hatte Peter dem Oberknecht noch nicht gekündigt, und er wird es wol unterlassen.

Landolin sprach mit dem an Fidelis' Stelle angenommenen neuen Knechte und fragte ihn leutselig, woher er sei und wo er früher in Dienst gestanden. Der Knecht antwortete ehrerbietig, und Landolin war beruhigter. Peter hat also noch nichts davon verlautbart, daß er selber Meister sei; Landolin war fast dankbar für das ihm doch naturgemäß Gebührende.

Landolin ging durch die Ställe, er fand Alles wohlgediehen. Eine Magd, die eben den Kühen frischen

Klee in die Raufe ſteckte, ſang dazu und unterbrach ihren Geſang nicht, da ſie den Meiſter gewahrte. Dieſer ſah ſie ſtarr an und fragte endlich: „Warum grüßeſt Du nicht?“

„Ich hab' mich zum Gerlachbauer verdingt und der Kühbub und die anderen zwei Mägde gehen auch.“

„Warum?“

„Der Peter hat uns gekündigt, wir wären aber auch ſo gegangen.“

Landolin ging wieder nach dem Hofe, und während er den Hund von der Kette löſte und ihn ſtreichelte, ſagte er:

„Nicht wahr, Du verläſſeſt mich nicht? und dem Hunde die Lefzen auseinander ziehend, fuhr er fort: „Du haſt's gut, aber mir haben ſie die Zähne ausgebrochen, ich kann nicht mehr beißen; ſie fürchten mich nicht mehr. Komm, halt ſtill, ich thu Dir das Stachelhalsband um; ich muß mir auch ſo was anſchaffen.“

Landolin ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, der Hund lag vor ihm auf dem Boden. Seltſam! Der Stuhl iſt nicht mehr ſo bequem wie ſonſt, der Sitz ſo hart, die Lehne ſo ſteil; dennoch zwang ſich Landolin, ruhig daheim zu bleiben, der und jener mußte doch kommen, ihn, wenn auch nur im Vorübergehen, zu begrüßen. Er ſchaute oft nach der Thüre, ſie öffnete ſich nicht, es kam Niemand.

Als es Abend wurde, ging er endlich aus dem Hauſe.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Vor wenig Monaten war ein feſter Bauer über dieſe Schwelle geſchritten, jetzt war er ein Anderer geworden, aber auch die Welt war anders; vor Allem das Haus. Draußen hatte ſich Landolin immer vorgeſtellt, wie fröhlich es zu Hauſe hergehe, und doch war da eigentlich von je nichts als ſtilles, unabläſſiges Arbeiten geweſen und er ſelber von je ein ſauerſichtiger Mann, vor dem Alles im Hauſe, Thoma ausgenommen, zitterte. Freilich, Thoma war damals noch luſtig, und das war's wol, warum ihm das ganze Haus als luſtig in der Erinnerung war.

Mit niedergeſchlagenem Blick ging Landolin die Straße dahin. Er war das ärgſte geworden, was ein Menſch werden kann und was ſich für einen Bauer nun gar nicht ſchickt; er war reizbar geworden, und was immer dabei iſt, ſchwach und hülfsbedürftig; er erwartete von außen neue Belebung und Auffriſchung.

Als er den Blick erhob, ſah er von fern eine

Frau mit rothem Kopftuch des Weges kommen. Ist das die Schaubkäther? Soll er umkehren?

Er rief den Hund näher an sich heran, die Begegnende aber war nicht die Schaubkäther, sondern eine unbekannte Frau.

Schau, da kommt der Gallopp-Kübler, er geht noch eiliger als immer, und im Vorbeisausen sagt er kurz und schroff guten Abend, ohne eine Erwiderung abzuwarten. Landolin stand still, schaute zurück und zuckte die Achseln verächtlich über den abgehausten Mann, der sonst nicht unterwürfige Worte genug hatte, wenn er einen Stamm Holz zu Faßdauben auf Borg haben wollte. „Du kriegst keinen Span mehr von mir," sagte Landolin vor sich hin und schritt weiter. Er kam an den Hof des neuen Schultheißen, der Hofhund stürzte hervor und auf Racker los, aber er floh schnell wieder, da er das Stachelhalsband gewahrte. Racker wollte den Feigen verfolgen, aber Landolin rief ihn zurück. Das mußte doch der Schultheiß dort, der rittlings auf einem Blocke saß und eine Sense dengelte, gewiß gehört haben, aber er schaute nicht auf, und erst als Landolin vor ihm stand und grüßte, hielt er den Hammer in der Rechten aufrecht, fuhr mit den Fingern der Linken über die Schneide, um die Scharten zu gewahren, und sagte:

„Auch wieder hier?"

„Wie Du siehst. Ruhig Racker!" rief er dem Hunde, der ganz still neben ihm gestanden hatte; aber

das kam heraus wie ein ſchnell gewendeter Zornesausbruch. So unperſönlich angeſprochen zu werden, ſo ohne Handreichung, ohne Aufſtehen, das empörte Landolin tief, aber mit erzwungenem Lächeln ſagte er:

„Ich hab' Dir nur ſagen wollen und verkünde Du es in der Gemeinde, ich nehme keine Wahl mehr an zum Bezirksrath und ich lege auch das Amt als Waiſenrichter nieder."

„So? Will's ausrichten."

Landolin ſtarrte den jungen Schultheiß an. Spricht man ſo mit ihm? Muß er das hinnehmen und darf nicht zornig werden und drein ſchlagen? Ja, Landolin, Du biſt nicht mehr gefürchtet, halt' dich im Zaum und lerne dich ſelbſt beherrſchen.

Nach geraumer Weile, in welcher Landolin mit Macht ſeine Aufwallung niederkämpfte, ſagte er kurz:

„Behüt' Dich Gott."

„Behüt' Dich Gott" wurde trocken erwidert.

Landolin ging davon und der neue Schultheiß bengelte weiter, aber die Hammerſchläge gingen ſchneller, denn der Schultheiß dachte triumphirend, wie er's dem Landolin vergolten habe, daß die ganze Gemeinde durch ihn ins Gerede und in Unehre gerathen ſei; und hat ſich nicht Landolin hingeſtellt, als ob er noch was herauszufordern hätte? Jetzt weiß er, wie er dran iſt.

Landolin wußte aber nur, daß alle Welt ſchlecht und aufſäſſig ſei und ihm ſein gerettetes Leben nicht gönne.

„Guten Abend, Herr Altſchultheiß," wurde er plötzlich angeſprochen, er ſah auf, ein verwahrloſter junger Mann von kräftigem Körperbau ſtand vor ihm und zog den Hut ab, wilde ſtruppige Haare fielen ihm über die Stirne bis zu den unruhig hin und her rollenden ſchwarzen Augen.

„Wer biſt Du?"

„Der Herr Altſchultheiß kennt mich nicht mehr? Bin der Engelbert Schäfer von Gerlachseck. Ich hab' auf Euch gewartet."

„Auf mich?"

„Ihr nehmt mich jetzt gewiß in Dienſt."

„Woher kommſt denn?"

„Von dort her." Der Verwahrloſte machte ein Zeichen gegen das Unterland, „hab' drei Jahre gehabt. Wäre mein Meiſter gut gegen mich geweſen und hätt' mich auch nicht angezeigt —"

„Du kommſt aus dem Zuchthaus?"

Der Angeredete nickte und lächelte dabei zutraulich.

„Warum ſoll juſt ich Dich nehmen?"

„Ja, weil's eben ſo iſt. Die Dienſtleute haben's jetzt gewiß gut bei Euch. Ihr nehmt ja lauter neue, und ich kann gut aufpaſſen auf die anderen."

Die Zornesader ſchwoll auf der Stirne Landolins, aber er drückte ſeine Empörung nieder, lachte laut auf und rief dann befehleriſch:

„Marſchir' Dich! Wie kannſt Du auf der Straße mich ſo anreden? Fort oder —"

„Ho ho! Ihr werdet doch nicht noch einmal einen Knecht todt ſchlagen wollen? Mit mir werdet Ihr nicht ſo ſchnell fertig, wie mit dem Vetturi.“

Er ſetzte den Hut auf und ballte die Fäuſte.

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging Landolin ſeines Weges, der Verwahrloſte ſchimpfte und drohte hinter ihm drein.

Die Abendglocke läutete, Landolin nickte den Tönen zu, wie wenn ſie ihn riefen. Er machte einen Umweg, um nicht über den Kirchhof gehen zu müſſen, wo das Grab Vetturi's.

Die Kirche ſtand offen. Landolin zog den Hut ab, befahl dem Hunde, ſich nieder zu legen und hier auf ihn zu warten, und eben als er den Fuß auf die Schwelle ſetzen wollte, kam die Schaubkäther heraus; ſie ſah ihn mit einem Blicke an, vor dem er die Augen niederſchlagen mußte, dann faßte ſie die ſchwere Kirchenthüre und ſchlug ſie zu, daß es dröhnte, aber noch lauter rief die Entſetzliche:

„Für Dich iſt die Kirche verſchloſſen. Heb' Deine Fauſt! Da unter der Kirchenthür tödte mich, Du kannſt jetzt Alles thun. Du biſt verworfen von Gott und ausgeworfen von den Menſchen, Du —“

Der Hund hatte ſich aufgerichtet, Landolin beſchwichtigte ihn, die Alte ging davon.

Landolin öffnete die Kirche und ging hinein. Stille war ringsum, nur droben im Thurme tickte der Pendel hin und her, ein Vogel war durch das offene

Fenster hereingeflogen, er flatterte ängstlich, bis er wieder den Ausgang fand. Landolin war allein in dem weiten Raum, wo nur das ewige Licht brannte. Kein Gebet kam ihm über die Lippen, er sammelte vielmehr in Gedanken die ganze Gemeinde hier herein, Mann für Mann, Frau für Frau; er nahm im Geiste jeden Einzelnen vor, schaute ihm ins Gesicht, schüttelte ihn — aber was nützt es? Sie bleiben gehässig. Ausgeworfen, wie eine Leiche vom Strome, ausgeworfen — das Wort der Schaubkäther sprach sich von all den leeren Bänken. Ein Groll stieg in ihm auf gegen das, was man ihn in seiner Kindheit als barmherzigen Gott gelehrt hatte. Es ist Alles nicht wahr! Und wenn es wäre, was nützt es, wenn Gott barmherzig ist und er zwingt die Menschen nicht, daß sie es auch sind?

Wie wenn die Decke einstürze, so empfand er plötzlich eine Beängstigung, er verließ die Kirche und ging heim.

„Ist Jemand da gewesen?“ fragte er daheim die Frau, er jedoch gab keine Antwort auf die Frage, wo er gewesen sei und wen er gesprochen habe; ja diese Neugierde der Frau, dieses müßige Gefrage war ihm lästig. Die Frau hielt sich in Geduld zurück, sie sah, ihre Liebe und Sorgfalt war ihm nichts. Sie dachte, daß sie nicht gescheit und geschickt genug für ihn wäre, und nahm sich vor, recht behutsam zu sein; aber im nächsten Augenblick suchte sie aus Herzensgüte ihm

wieder zuzureden und ihn aufzuheitern, und das ärgerte ihn, denn es zeigte ja, daß noch immer an das Vergangene gedacht wird, und das ſollte nicht mehr ſein. Sie trug ihm beſonderes Eſſen auf und ſagte: „Laß Dir's nur recht gut ſchmecken wieder daheim.“

Barſch erwiderte er: „Das kann man Einem nicht wünſchen, wenn's nicht von ſelber ſchmeckt.“

Er wartete immer und immer auf ein gutes Wort von Thoma, aber dieſe konnte in ihrer bitter ſtrengen Wahrhaftigkeit kein gutes Wort hervorbringen, und was der Vater in gewaltſam errungener Demuth und Läſſigkeit gewähren ließ, empörte ſie. Sie ſah Tag für Tag, wie ſich Peter die alleinige Herrſchaft herausnahm und der Vater das gewähren ließ, ja, er arbeitete wie ein Knecht und ſchien Gefallen daran zu finden, ſich von ſeinem Sohne unterdrücken zu laſſen.

Alles verwandelte und verkehrte ſich.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der sichere, feste Landolin war ein Angstmann geworden, er spottete sich darüber aus, aber das half nicht. Er ging mit geschlossenen Lippen umher und diese Lippen bekamen einen bittern Ausdruck. Oft hielt er in seinem Gange inne, er mußte aufathmen von den schweren Gedanken, die auf ihm lagen, dann schaute er wie erbarmungsvoll um und ging seines Weges weiter. Wie reich war er vordem gewesen, bei jedem Menschen hatte er ein Ehrenkapital ausstehen, und nun, da er's einkassiren wollte, war es nicht mehr da. Er hatte, genau genommen, nicht gut und nicht bös über die Menschen gedacht, sie waren ihm nur gleichgiltig, jetzt war das anders; seine Denkkraft hatte brach gelegen, und nun schoß auf diesem Brachacker allerlei wildes herbes Kraut auf, dessen Keime unfindbar im Grunde gelegen hatten. Er hatte doch auch gelebt, war hellen Sinnes gewesen, zumal wo es einen Vortheil betraf, aber jetzt war's doch, als ob man

ständig halb geschlafen hätte. Laß ab! Was gehen dich die Menschen an? Was ist der und jener? Und was hat man eigentlich vom Leben? Ackern, säen, ernten. Die Wiesen werden grünen, die Aecker Früchte tragen, die Waldbäume wachsen, wenn der Mensch da in den Kleidern ein Stück Erde geworden. Und für das soll man sich so viel plagen und Gedanken machen? Ja, Gedanken machen, das ist eben das Harte für den, der bisher nichts davon gewollt.

Wenn die Seele auf einen Weg gekommen ist, der die Herbheiten und Eigensüchtigkeiten auf Schritt und Tritt vor Augen führt, dann ist es schwer, umzukehren und einen andern Weg einzuschlagen; es ist, als ob unwiderstehliche Gewalten immer auf die Pfade der Trauer und Bitterniß drängten, und ein Verlangen nach zuvorkommender Güte, nach entgegenkommender Liebe wird immer heißer und mächtiger.

Landolin spürte von alledem etwas, sagen hätte er es freilich nicht gekonnt, aber es ist Vieles in der Seele, was sich nicht sagen läßt, auch von einem andern nicht, der weit mehr gesonnen und gedacht hat als Landolin.

Der eisenfeste Mann von ehedem war eben zermürbt, und es war nicht abzusehen, was da kommen konnte, um ihn wieder standhaft zu machen. Vielleicht hätte es die Liebe Thoma's gekonnt, vielleicht — er sagte sich: Gewiß! Es gab sogar Stunden, in denen er nicht nur darüber traurig war, daß ihm

dieſe Liebe verſagt blieb, ja, wo es ihn noch mehr ſchmerzte, daß ſein Kind, ſein ſtolzes, ſchönes Kind, ſo gebeugt, ſo leer und kalt war. Er hatte einen Stolz, eine Herbheit in dieſem Kinde groß gezogen, die ihr nun den Untergang brachten. Er ſtöhnte im Jammer auf und er beugte ſich wie zur Buße unter die Botmäßigkeit Peters, ja die Kühnheit Peters, der doch ſo ſchwer an ihm ſündigte, nöthigte ihm oft Beifall ab: Das wird einmal ein Mann, der die ganze Welt unter den Fuß tritt und dabei lacht; der wird noch mächtiger als der Titus dachte er.

Landolin nahm ſich vor, auch zu heucheln und ſich zu verſtellen und ſo zu thun, als ob er die Bosheit der Menſchen für Gutheit anſehe, und es ihnen heimlich bezahlen; aber ſein Stolz ließ ihn nicht zu ſolcher Heuchelei gelangen. Er ſchalt ſich ſelber über ſeinen Kleinmuth, er nannte ihn ganz ehrlich Feigheit; aber das half ihm doch nicht, die alte Rückſichtsloſigkeit, den alten Hochmuth wieder zu gewinnen. Ja, er war empfindlich geworden. Er ging durch den Laubwald. Was kümmerte ihn vor Zeiten das Ungeziefer in den Wäldern, wenn es nicht ſo überhand genommen hatte, daß es die Bäume ſchädigte? Jetzt erſchreckte es ihn, daß in der Luft an dünnen Fäden überall Raupen hingen und, als ob ſie auf ihn gewartet hätten, ſich auf ihn niederließen.

Dieſe Raupen ſind abzuſchütteln, aber die böſen Gedanken der Menſchen, die auch wie Raupen an un-

ſichtbaren Fäden überall hängen, die laſſen ſich nicht abſchütteln.

Landolin ſaß auf einem Baumſtumpf im Walde, da kam der Bannwart daher und grüßte freundlich, ihn bedauernd, daß er ſo viel habe ausſtehen müſſen, und Landolin klagte, daß er in der kurzen Zeit um zwanzig Jahre älter geworden ſei und ſtets Herzklopfen habe.

Plötzlich hielt er inne, er merkte, daß er um Mitleid bettelte, und bei wem?

Der Waldhüter aber entgegnete:

„Weiß ja ſelber, wie das iſt in der Viertelſtunde, wo die Geſchworenen eingeſchloſſen ſind und man wartet, ob Leben oder Tod.“

„Woher weißt Du das?“

„Habt Ihr's denn vergeſſen? Es iſt mir grad ſo geweſen wie damals, wo der Wilddieb, den ich erſchoſſen hab', hinter dem Baum den Flintenlauf auf mich richtete. Knack! Krach! Nothwehr iſt's! Da liegſt Du,“ ſo ſchloß der Waldhüter ſchelmiſch lachend.

Landolin ging geſtärkt heimwärts. Nothwehr iſt's! Die Gerichte haben das ja erkannt, und es iſt auch ſo geweſen, du mußt dir's wenigſtens einreden lernen, du mußt.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Sommernacht war mild und lind, und ein Samstag-Abend in der Erntezeit hat ein besonders Ruhsames, eine Vorempfindung des vollen Ruhetages nach sechstägiger rastloser Arbeit.

Auf den Gehöften weit umher saßen die Menschen auf der Sommerbank, sprachen von dem, was man eingeheimst und was noch draußen stand, dann aber auch von Nachbarn nah und fern, und natürlich auch von Landolin. Man sprach Bedauern mit dem Mißgeschick aus, aber doch mit einem stillen Wohlgefühl, selber frei und froh sein zu dürfen; es war fast wie das Einathmen der Luft, die von einem argen Gewitter im Unterlande hier oben nur gereinigt und frisch war.

Man suchte indeß müden Schrittes bald das Lager auf, denn Jung und Alt wollte morgen zum Feste in der Amtsstadt.

Auf der Hausbank vor dem Hause saß Landolin

mit ſeiner Frau, Thoma ſaß abſeits auf dem Baumſtumpf, auf dem man ſonſt die Senſen dengelte.

Die drei Menſchen hatten ſo viel zu reden und ſprachen ſo wenig.

„Morgen iſt alſo der fünfzehnte Juli," ſagte Landolin, Thoma ſchaute um, raſch aber wendete ſie ſich und ſaß wieder in ſich zuſammen gekauert.

Morgen ſollte das Feſt der Fahnenweihe gefeiert werden. Man meint doch, es ſeien ſchon Jahre vergangen ſeit jenem Tage, da Anton mit den beiden Genoſſen gekommen war, um Thoma als Feſtjungfrau einzuladen. Thoma war indeß geläutert genug, daß ſie nicht zuerſt an die ihr verloren gegangene Freude und Ehre dachte; ſie ſeufzte ſchmerzlich, da ſie denken mußte, wie trüb und traurig dieſer Tag für Anton werden mußte.

„Was meinſt, Thoma?" fragte Landolin, „ſoll ich zu der Fahnenweihe gehen oder nicht?"

„Ich hab' kein' Meinung über das, was Ihr thun oder nicht thun ſollet."

„Gehſt Du mit mir?" wendete ſich Landolin zu ſeiner Frau.

„Ich ging' gern mit, aber ich bin nicht wohl, es friert mich ſo, ich will jetzt gleich ſchlafen gehen."

Thoma wollte die Mutter ins Haus begleiten, aber die Mutter wehrte ab und beſtand darauf, daß Thoma noch beim Vater bleibe.

Die Mutter ging, und Thoma fühlte wohl, daß

sie jetzt zum Vater reden sollte, aber sie konnte das Wort nicht finden, jedes gute Wort däuchte ihr eine Lüge, und ihr ganzes bitteres Geschick lag ja darin, daß sie mit der Lüge kämpfte. Es that ihr wehe, daß sie so wortlos oder nur mit kaltem Gruße an dem Vater vorüber ging in Haus und Feld, und daß sie jetzt so stumm dasaß und ihn damit auch zwang, über das Elend zu denken; aber sie konnte nicht anders.

Landolin sagte, die Mutter sei kränker, als sie gestehen wolle, sie halte sich offenbar nur mühsam aufrecht. Thoma suchte ihn zu beruhigen, aber es klang wiederum steinhart, als sie schloß: „Das ist ja aber eine Sache, wo der Doctor helfen kann."

„Und ich wüßte, was die Mutter gesund und frischauf machen könnte, was kein Doctor verschreiben kann."

Landolin mußte lange warten, bis Thoma fragte, was denn das sei; und als er erklärte, die Freude über die Hochzeit mit Anton wäre das Heilmittel, da sagte Thoma dumpf:

„Das kann nicht sein, so wenig als —"

Sie brach plötzlich ab.

„Nun? So wenig als was?"

Thoma gab keine Antwort und Landolin wußte, daß Thoma hatte sagen wollen: So wenig als der Vetturi wieder lebendig wird.

Wieder herrschte Stille, da sagte plötzlich eine wohlbekannte Stimme: „Guten Abend beisammen."

Anton ſtand vor ihnen, Landolin erhob ſich und reichte ihm die Hand, Thoma blieb ſitzen und hielt die beiden Arme in ihre Schürze gewickelt; ſie ſagte nur auch „Guten Abend“.

Landolin hieß Anton ſich zu ihm ſetzen und ſagte auch Thoma, ſie ſolle auf die Bank rücken; ſie erwiderte indeß: „Ich ſitz' da ſchon gut und ich muß zur Mutter, ſie iſt nicht ganz wohl.“

„Du bleibſt!“ ſagte Landolin in ſeinem alten befehlenden Tone, dann erklärte er Anton, er wäre gern ſchon zu ſeinem Vater gekommen aber — er brachte das Wort ſchwer hervor — er wolle nicht aufdringlich ſein, er wolle warten, bis man ihn aufſuche. Er dankte dann noch Anton für ſeine gute Ausſage vor Gericht und freute ſich, wie er ſeine Ehrenhaltung bewahrt habe.

„Wie ich Dich da ſo feſt habe ſtehen ſehen und reden hören, hab' ich Dich noch einmal ſo lieb bekommen,“ fügte er hinzu.

Anton fühlte, was es heißt, daß der ſo ſtolze, hochmüthige Landolin ſo ſprach.

Im Beginne ſtockend, dann aber in wohlbedachter Rede erklärte nun Anton, daß er gekommen ſei, um Vater und Tochter zu bitten, morgen mit ihm zum Feſt der Fahnenweihe zu gehen; da werde mit Einem Schlage und vor aller Welt gezeigt, daß Alles wieder in guter Ordnung ſei, und alle Menſchen werden aufs neue Glück wünſchen.

Da Thoma durch keinen Laut, durch keine Regung ein Zeichen gab, fuhr Anton mit bewegter Stimme fort:

„Thoma! Liebe Thoma! Du ſitzeſt jetzt da, wie wenn Du erſtarrt wärſt, und ich weiß doch, tief im Herzen brennt die Liebe für mich. Thoma, ſei jetzt nur das einzige Mal nicht ſtolz.“ „Stolz?“ ſagte Thoma leiſe, Anton hörte es nicht, denn ſeine Rede ging fort: „Thoma, Du haſt mich von Dir gewieſen; ich hab' auch meinen Stolz, aber vor Dir nicht. Da bin ich wieder. Sei jetzt ſo gut und ſo lieb, wie Du biſt. Sag' doch ein Wort, ein gutes.“

Thoma erhob ſich:

„Ich dank' Dir, Anton, ich dank' Dir tauſendmal, aber ich kann nicht. Gute Nacht, ich dank' Dir.“

„Nein, Du bleibſt und ich geh',“ rief Landolin, da Thoma ſich nach dem Hauſe wendete; „Anton, von mir aus, ich bin bei Allem ... Machet Ihr jetzt allein mit einander aus.“

Er ging raſch ins Haus, Anton und Thoma waren allein.

„Red' nichts, Thoma, gieb mir einen Kuß und laß Alles damit geſagt ſein.“

„Ich kann nicht. Anton, das Reden wird mir ſchwer, ich möcht' am liebſten ſtumm ſein und gar nicht reden können. Anton, es iſt ſchön und lieb von Dir, daß Du gekommen biſt. Aber ſag' mir, Du biſt ehrlich, ſag' mir, iſt Dein Vater auch ſo wie Du gegen

meinen Vater geſinnt? Gelt, Du kannſt nicht Ja ſagen? Du biſt gegen ſeinen Willen da, Dein Vater —“

„Mein Vater ehrt und liebt Dich.“

„Das glaub' ich, aber, Anton, ich kann kein Glück mehr haben und kein Glück mehr bringen. Ich bitt' Dich, ſchlag' Dir unſer Haus aus dem Sinn, von dem einen Schlag bricht da Alles zuſammen.“

„Oho! Es ſteht noch feſt. Thoma, Du haſt an jenem Tage Recht gehabt. Ich hab' nicht gewußt, was ich geſehen oder was ich gehört hab'. Aber jetzt iſt Alles vorbei. Thoma, ich kenn' Dich, Du biſt ein ehrliches Herz, ich kann Dich drum nicht ſchelten, ſo viel Elend Du deswegen auch haſt. Thoma, Du kannſt nicht luſtig thun vor der Welt, weil Du nicht luſtig biſt. Sag', kenn' ich Dich?“

Sie nickte, ein unterdrücktes Schluchzen wurde vernehmbar, und Anton fuhr fort:

„Herzliebe Thoma, ich ſag' Dir aber, Du ſollſt und Du kannſt luſtig ſein und brauchſt nicht zu lügen.“

„Ich kann mich an geſtohlenem Gut nicht freuen,“ preßte Thoma heraus.

„Ich verſtehe Dich, ich weiß, was Du meinſt, aber Deine Ehre und meine Ehre ſind nicht geſtohlen. Ich bitte Dich, faſſe Dich in Gutem. Ich möcht' die böſe Thoma bitten, daß ſie meine gute Thoma nicht ſo plagen ſoll. Du übertreibſt —“

„Kann ſein. Da haſt Du meine Hand, zum letzten Mal —“

„Zum letzten Male nehme ich sie nicht.“

„Dann sag' ich Dir so gute Nacht und tausend Dank.“

Anton wollte sie umfassen, sie riß sich mit Heftigkeit los und stürmte ins Haus.

Anton wartete noch eine Weile, ob sie nicht doch noch Reue bekäme; als aber Alles stille blieb, erwachte auch in ihm ein Trotz, er ging davon und schaute nicht um, manchmal blieb er nur stehen und horchte, ob Niemand ihm folge, ihn riefe, und endlich ging er den Wald hinab.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Es giebt auch noch Fröhlichkeit in der Welt, Gesang, Musik, Lachen.

Da fahren singende, lachende, jauchzende Menschen auf blumengeschmückten, mit grünen Kränzen überzogenen Wagen auf der Hochebene dahin. Man sieht sie, man hört sie im Hause Landolins, und dieser winkt ihnen zu aus dem offenen Fenster; er ist im Sonntagsstaat und ist entschlossen, auch zum Feste der Fahnenweihe zu gehen, er will wieder Theil haben an der Fröhlichkeit der Welt. In die Stube gewendet, sagt er zu seiner Frau:

„Hanne, die Thoma geht nicht mit, geh Du mit mir."

„Lieber wär's mir, Du ließest mich daheim, Du weißt ja, ich bin am liebsten daheim."

Landolin hätte gern gesagt: wenn Du bei mir bist, müssen sie mir alle Ehre geben, aber er brachte es nicht heraus; er hat sich vor dem Geringsten ge-

demüthigt, aber vor seiner Frau kann er's nicht, sie war ihm ja von je unterwürfig. Er schaute oft nach Thoma, ob sie ihm nicht sage, was gestern noch zwischen ihr und Anton vorgegangen, und ob sie ihn nicht doch noch zu dem Feste begleite; aber Thoma blieb starr und stumm. Er befahl, daß man ihm sofort den Scharenbank einspanne; aber Peter sagte, die Rappen hätten so viel gearbeitet in der Erntewoche, daß man sie heute ausruhen lassen müsse, höchstens könne man die Fuchsstute satteln, aber das thäte ihr auch nicht gut. Landolin sah den Peter grimmig an, aber er wollte keinen Streit. So lange er nicht offen widerstreitet, ist es auch nicht offenbar, daß er die Herrschaft verloren hat; er willigte daher ein, daß er reite, bald aber bestellte er's wieder ab und sagte, er gehe zu Fuß.

Als es zur Kirche läutete, machte er sich auf, um nach der Amtsstadt zu gehen.

„Gehst Du nicht mit mir in die Kirche?" fragte die Frau zaghaft, und unwirsch polterte Landolin:

„Nein. Sie haben ohne mich so lange gebetet und gesungen, sie sollen's weiter so halten."

Das sagte er, aber er dachte noch dazu: sie müßten zuerst zu mir kommen und gut gegen mich sein, dann erst könnten sie wirklich von Herzen beten.

„Willst Du nicht warten bis Nachmittag? Ich hab' Dir ein gutes Essen," sagte die Frau.

„Du red'st immer vom Essen, schon am Morgen

vom Mittag! Ich hab' Geld im Sack und dafür krieg' ich in der Stadt auch was."

Die Frau schwieg und drückte ihr Gebetbuch an die Brust, in dem Buche sind nicht mehr gute Gedanken als in ihrem Herzen, aber beide sind jetzt stumm.

Als es zum dritten Male zusammen läutete, ging Landolin die Straße hinab nach der Stadt. Ein Reiter trabte hinter ihm drein, er kam näher. Landolin lüpfte den Hut und sagte:

„Guten Morgen, Herr Baron Discher. Ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig."

„Wüßte nicht."

„Ich habe Sie als Geschworenen durch meinen Anwalt abgelehnt. Ich weiß, Sie sind ein gerechter Mann."

„Danke."

„Ich habe Sie nur abweisen lassen, weil es Ihnen doch lieber ist, an einem so heißen Tage nicht als Geschworener sitzen zu müssen."

Der Baron lächelte und hielt sich den Knopf seiner Reitpeitsche an den Mund, dann sagte er Guten Morgen, gab dem Pferd die Sporen und ritt davon.

Eine Ahnung überfiel Landolin, welchen Begegnungen er sich heute aussetze; er wollte umkehren, es ist ja nicht nöthig, daß er bei dem Fest anwesend; aber er schämte sich vor den Seinen, daß er so unschlüssig sei, und dann hat ja Peter recht, daß er ihm

das Heft aus der Hand genommen. Mit mächtigen Schritten ging er ſtadtwärts. Böllerſchüſſe widerhallten, ſich vervielfältigend im Walde, durch welchen er dahinſchritt, denn eben jetzt wurde die Fahnenweihe in der Stadtkirche vollzogen.

Landolin mäßigte ſeinen Schritt, ja, er ſetzte ſich an den Wegrain, die Hauptfeierlichkeit hat er nun doch verſäumt und kann ſich nun Ruhe gönnen. Der Stellwagen kam vom Bahnhof herauf, der Kutſcher fragte Landolin, ob er mitfahren wolle. Landolin war müde und da war gute Gelegenheit zum Umkehren, aber er verneinte, als zwänge ihn etwas nach der Stadt. Er ſchlug es ſich aus dem Sinn, da ihm die Erinnerung wieder aufging, wie in ſeiner Kindheit die Maiwieſe ein Richtplatz geweſen. Was kann ihm denn geſchehen? Er iſt freigeſprochen, frei und in allen Ehren.

Jetzt tönte helle Trompetenmuſik von der obern Stadt her. Landolin beeilte ſeine Schritte, um den Zug nicht zu verſäumen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Thalauf und thalab, in allen Dörfern des Amtsbezirks war an diesem Sonntagsmorgen reges Leben. Die Kinder auf der Straße verkündeten einander, sie dürften auch mit, und manche waren überaus stolz, denn sie hatten Soldatenmützen bekommen, und mancher Vater mußte seinem Sohne versprechen, daß er ihm heute auch eine kaufe; die Luft am Soldatenwesen schien die ganze Jugend ergriffen zu haben. Vor den Rathhäusern versammelten sich die Männer der Feuerwehr in blinkenden Helmen, grauleinenen Jacken und rothen Leibgurten. Sie standen bald in Reih und Glied, die Signalisten bliesen, man marschirte aus, unter Geleit von Männern, Frauen und Kindern. Am Walde wurde angehalten, man steckte grüne Reiser auf die Mützen. Die Kinder jauchzten, die Alten gingen bedächtig, und die Frauen und Mädchen in ihren Sonntagsgewändern hatten einander zuzuflüstern.

Wie die Bächlein der Bergwasser zum Thalfluß

strömten, so quoll und sickerte es heute von Menschenströmen auf Straßen und Fußwegen nach der Maiwiese bei der Amtsstadt.

Man sah wenig mehr von der alten Volkstracht bei den Männern; Soldatendienst und Eisenbahn heben die Volkstracht auf und verwischen die erkennbaren Unterschiede von Dorf und Stadt. Aber auch in anderer Weise bildet sich eine neue Gleichheit. Dieses Einherschreiten in gleichem Schritt und Tritt, vor Allem aber die Wahl der Oberen in den Kriegervereinen und Feuerwehren bewirkt einen Ausgleich der früheren Trennungen. Der Obere des Gauverbandes war allerdings der Bezirksförster, aber als Lieutenant war einstimmig Anton Armbruster gewählt; der Sohn des Bezirksarztes, der Kaufmann war und mit in den Wurf gebracht wurde, hatte selber für Anton gesprochen.

Landolin kam noch rechtzeitig im Thale an. Die Maiwiese, auf welcher der Zug sich auflösen sollte und wo Tische eingerammt waren und eine grüne Rednerbühne errichtet, wurde von den jungen Turnschülern der Stadt für Jeden abgesperrt.

Auf der Bergwiese bis zum Walde hinan saßen die Mädchen und Frauen mit ihren weißen Schürzen und bunten Hauben in Reihen und Gruppen und übermüthige Knaben saßen in den Lindenbäumen, die heute mächtig dufteten.

„Sie kommen! Sie kommen!“ hieß es unter den

Wartenden, und Hochrufe von den Gruppen im Thal, von der Bergwieſe und von den Bäumen übertönten die voranſchreitende Trompeten-Muſik. Landolin ſtand am vordern Rande bei den kleinen Turnern, um ihn her eine Gruppe von Menſchen, die ihn nicht kannten.

Der Zug kam näher, die Muſik ſpielte die Weiſe des Vaterlandsliedes, und Alles ſang mit.

„Wer trägt die Fahne? Das iſt ja nicht des Sägmüllers Anton! Wo iſt er? Ich ſeh' ihn nicht. Er iſt gar nicht dabei!“

So hörte Landolin von verſchiedenen Menſchen hinter ſich reden und ein Bangen überfiel ihn; an der Seite Antons hatte er einhergehen und der Welt zeigen wollen, wie einig er mit dem Geehrten ſei; ja, Landolin fühlte etwas, als ob ihm ſein Schutz fehle. Er ſtrengte die Augen an, ob er nicht doch noch Anton erſehe, er war nicht da.

„Schau', der Lieutenant dort, das iſt der Sohn des Kreisraths. . . . Iſt doch brav, daß er auf Urlaub zu dem Feſt gekommen iſt. . . . Ja, der hat die gute Art von ſeinen Eltern, . . . beſonders von der Mutter.“

So ſprach man wieder um Landolin her. Jetzt hörte er, wie ein neu Hinzutretender ſagte: „Wißt Ihr auch ſchon, warum der Anton Armbruſter nicht gekommen iſt? Er ſchämt ſich und hat doch ſelber nichts gethan, nur ſein vormaliger Schwiegervater, den ſie, es iſt himmelſchreiend, freigeſprochen haben. . .

Halt, da ſteht ja der Landolin ſelber! Der da mit dem breiten Rücken, der iſt's."

Der breite Rücken Landolins bewegte ſich, die abſperrende Kette der Turner war durchbrochen, Landolin war im Feſtgetümmel.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Droben im Hochwalde, bei der Blockhütte, wo vom Montag früh bis Samſtag Abend die Holzſpälter hauſten, ſaß Anton an dieſem Sonntagsmorgen, um ihn her lagen die Aexte, die eiſernen und eſchenen Keile, wie ausruhend, denn die ſie handhabten, waren alleſammt zu „Thale“ gegangen, waren über den Sonntag daheim bei den Ihren oder wol auch beim Feſte in der Amtsſtadt. Kein Laut war vernehmbar, nur bisweilen trillerte der Zaunkönig, der jetzt erſt brütet, alle andern Vögel waren ſtumm, und ſtumm kreiſte der Habicht über den Wipfeln der Bäume. Ein einſchläfernder Harzduft von den gefällten Stämmen und dem geſchichteten Brennholz ſtieg vom Boden auf, auf welchem der ermüdete, übernächtige junge Mann eingeſchlafen war. Jetzt dröhnte Kanonenſchall, Anton erwachte und griff zur Seite nach ſeiner Waffe. Im erſten Augenblick hatte es ihm gedäucht, er liege im Felde, dem Feinde gegenüber; ſchmerzlich lächelnd be-

ſann er ſich, daß er keinem ſichtbaren Feinde gegenüber ſtand, den man tödtlich treffen konnte; nicht Kanonenſchall hatte ihn geweckt, ſondern der Böllerknall von der Stadt, wo jetzt die Fahnenweihe vollzogen wird. Anton athmete tief auf und ſein Antlitz leuchtete, als grüßten ihn die hundert und hundert Blicke der Kameraden, als faßte er die vielen treuen Hände, die ſich ihm entgegen ſtreckten. Bald aber ſah er ſchmerzlich vor ſich nieder, er hat nicht nur ſich ſelber das Feſt zerſtört, er hat auch den Genoſſen ein ſchön Theil der Freude geraubt, da er ihnen noch früh am Morgen einen Boten ſchickte, mit der Nachricht, er könne nicht kommen. Was nützte ihm all die Liebe der Genoſſen, wo die Liebe der Einen fehlte, für die ſein Herz ſchlug? Was ſollte ihm eine Freude, eine Ehre, die Thoma nicht mit ihm theilte?

Er ſtand auf. Noch iſt es Zeit, noch kann er zum Feſte der Genoſſen eilen, und ein Jubelruf tönt Willkomm dem Verſpäteten. Er verwarf den Gedanken und gab ſich dem ſchmerzlichen Fragen und Grübeln hin, ob er denn nie mehr Freude empfangen werde. Er hat ſich gedemüthigt vor Thoma und ſie hat ihn verſchmäht, er hat gethan, was er vermochte, um die Sache wieder zum Guten zu wenden; vielleicht wird Thoma nun damit bekehrt, daß ſie ſieht, wie er um ihretwillen die ſchönſte Luſtbarkeit meidet; ſie weiß, wie er leidet, aber was muß ſie leiden? . . .

Thoma war nicht in der Einſamkeit des Waldes,

sie war einsam und verlassen im Elternhause. Auch sie hörte den Knall der Böllerschüsse, sie fragte sich, ob Anton dort bei dem Feste, geehrt und glücklich; nein, er kann es nicht sein. Sie trauerte tief, daß sie ihm diesen Tag und alle kommenden Tage des Lebens zerstören und mit Trauer erfüllen müsse. Mit Schreck erinnerte sie sich, daß sie gestern zu Anton gesagt hatte: „Ich kann mich nicht an gestohlenem Gute freuen.“ Ist es denn so arg? Ist das nicht so ohne Bedacht aus langem Schmerze heraus so zu Worte gekommen? Sie beneidete fast die Mutter, die Tag über schlafen konnte, sie selber mußte wachen und schwere bittere Gedanken in der Seele hegen.

Was wird der Vater heute auf dem Festplatze erleben? Wird er, von allen Seiten zurückgewiesen, sich nicht zu einer neuen Unthat hinreißen lassen? Mit gefalteten Händen, stier dreinblickend, saß Thoma in ihrer Kammer, und endlich erleichterte sich ihr schweres Gemüth in einem Thränenstrom.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Thoma war nicht neugierig, was Peter ſo lang mit der Mutter zu reden hatte, es hätte ſie auch nicht gefreut, denn Peter ziſchelte:

„Mutter! das müſſet Ihr ins künftige nicht mehr leiden, daß der Vater ſo in der Welt herumfährt, und ich will Euch da ſchon helfen. Wir haben ihm geholfen abladen, jetzt iſt's genug, er ſoll Ruh halten und den Leuten nicht die Mäuler aufreißen."

Die Mutter ſah den Peter betrübt an und dann wie einen fremden Menſchen. Peter deutete dieſen Blick ganz anders und fuhr zutraulich fort:

„Jetzt ſind wir oben dran, Mutter. Wir machen aber kein Geſchrei davon. Vordem habt Ihr nichts gegolten, Mutter, und ich auch nicht, da hat's immer nur geheißen: der Bauer und die Thoma, von uns Zwei keine Red'. Jetzt helfet mir, Ihr könnt's im Guten, wie es bei Eheleuten iſt, ich thu's ja auch im Guten, kein Menſch ſoll's merken, daß ich den Hof

regiere; aber zum Andern, daß er nicht mehr ſo herumläuft, dafür müſſet Ihr ſorgen, Mutter. Daß er mit den Papieren viel Geld verſpielt hat, das hat er Euch gewiß geſagt; das iſt vorbei und darüber machen wir ihm keinen Vorwurf, mit keinem Wort. Daß er nichts mehr verſchleudern kann, da ſorg' ich ſchon vor."

„Iſt denn unſer ganzes Haus verhext?" fragte die Mutter in die Luft hinaus. „Iſt denn unſer Haus kein' Heimat mehr? Wo ſoll ich denn hin?"

„Mutter, müſſet nicht ſo reden, nicht ſo drein ſchauen, ich bin da und Ihr ſollet ſehen, wer ich bin. Und Euch zu lieb iſt es uns gut gegangen. Wo ich hinkommen bin, hat's geheißen: Ja freilich, ja, dem Landolin muß man heraushelfen, der Bäuerin zu lieb."

„Nicht mir zu lieb!" wehrte die Mutter ab, „Dein Vater iſt unſchuldig, und es hat ſich erwieſen; auf mir liegt nichts."

„Gewiß nicht, und es iſt ſchon recht ſo. Und daß Ihr's nur wiſſet: der Tobias iſt ein Schelm, ein ungetreuer. Ich behalt' ihn noch bis über die Ernt', dann ſchicke ich ihn fort. Er mag ſich berühmen, daß er es geweſen ſei, der den Vater herausgelogen hat, es hilft ihm nichts, im Gegentheil, und er ſoll ſchon erfahren, daß wir ihn nicht zu fürchten haben. Der Vater iſt freigeſprochen vom Schwurgericht, und dagegen giebt's keine Apellation mehr. Ich hab' den Advokaten gefragt."

Nach langem Staunen fragte die Mutter:

„Was haſt Du geſagt? Der Vater iſt nicht mehr Meiſter?“

„Nicht wahr, Mutter, ich mach's geſchickt? Nicht einmal Ihr habt's gemerkt. Er hat auch gemeint, ich ſoll den Tobias noch behalten, aber ich verſtehe das beſſer.“

Lange ſaßen Mutter und Sohn ſtill beiſammen. Endlich ſagte die Mutter:

„Geh Deinem Vater entgegen oder nimm das Fuhrwerk. Ich meine immer, es geſchieht ihm was, ich hab' ſo arg Angſt.“

„Ja Mutter, Euch folg' ich, ich geh'! ich kann aber nicht wiſſen, ob ich ihn find'.“

„Ja, geh in Gottes Namen und ſei gut. Ich will ſehen, daß ich ein bisle ſchlafen kann.“

Peter ging, aber er ſchwenkte bald ſeitab nach einer Gaſſenwirthſchaft, wo gekegelt wurde, und er freute ſich, den Holzmachern aus dem obern Wald und auch halbwüchſigen Burſchen ein gut Stück Geld abzugewinnen, denn Peter war Meiſter im Kegeln.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Landolin war unversehens mitten im Getümmel des Festplatzes, und der erste, auf den er stieß, war der Einhändige, der vor Zeiten für ihn beim Militär eingestanden war.

„Komm her! Sollst was haben," sagte Landolin in die Tasche greifend. Der Einhändige zögerte, seine Linke auszustrecken, endlich aber bot er sie doch dar, er mochte eine Gabe nicht von sich weisen, obgleich er einen guten Verdienst hat, zumal heute, denn Anton hat ihm einen Hausirhandel mit den Bildern der Helden unserer Tage eingerichtet, und der Einhändige verstand es, seine Waare anzupreisen.

Titus sah zu, wie Landolin dem Einhändigen etwas gab; jetzt begegneten sich die Blicke Beider, aber keiner grüßte den Andern. Titus war der Meinung, Landolin müsse ihn zuerst demüthig grüßen, und Landolin erwartete, daß der in seiner Ehre Unbehelligte zuvorkommend gegen ihn sein müsse.

Landolin ſah den Fidelis. Der Knecht, der ehemals bei ihm gedient hatte, ging an ihm vorüber, wie wenn er ihn nicht kenne; er war wol betroffen, weil der Meiſter trotz ſeiner ſchweren Ausſage frei geſprochen war. Landolin hatte Luſt, ihn anzurufen und freundlich zu ſein, aber da hörte er, wie Titus zu dem nun bei ihm dienenden Fidelis ſagte: „Sei nur recht luſtig heut', Du ſtehſt in allen Ehren, und was Du verzehrſt, bezahl' ich."

Da gingen die Feſtjungfrauen mit Kränzen auf dem Haupte Arm in Arm; man hatte ihre Zahl offenbar noch vermehrt. Da war die Tochter des Bezirksförſters, die Tochter des Titus und des Oberbauern — was wären ſie aber alle gegen Thoma, wenn ſie erſchienen wäre!

Da ſchüttelten ſich Männer die Hände, lobten den ſchönen Tag und das ſchöne Feſt. Landolin rieb ſich die kalten Hände, Niemand hatte ſeine Hand noch berührt. Klebte denn Blut daran? Er iſt ja frei geſprochen.

„Was nur mit dem Anton Armbruſter ſein mag, daß er nicht gekommen iſt... Es fehlt ein Beſtes, weil er fehlt... Die Thoma hat ihm das Feſt verboten... Nein, die Verlobung iſt ja auseinander... Und ich ſag' Euch, der Anton ſchämt ſich für den Landolin, den ſie, es iſt himmelſchreiend, frei geſprochen haben... Schau, da geht er ja."

Solches und mit noch geſalzeneren Worten hörte Landolin aus allen Gruppen, und er ging umher wie

ein aus dem Grabe Erſtandener, den Niemand mehr gewahren wollte. Das hab' ich nicht verdient, das nicht — ſagte ſich Landolin ingrimmig und traurig zugleich, und die Augen, die einen freundlichen Blick ſuchten, brannten ihm. Er fühlte, daß ihm alle Feſtgenoſſen nicht nur über das, was er gethan, gram waren, und ſich damit gütlich thaten, ihn durch Nichtbeachtung zu kränken, er merkte auch ganz deutlich, daß ſie ihm noch beſonders zürnten, weil ſeinethalben Anton nicht da war. Hier auf der Stelle, wo er am Markttage ſich ruhmredig ausgelaſſen hatte, wie er eigentlich Anton als geringer betrachte, hier mußte er hören, wie allgemein beliebt und geehrt der war, den er Sohn hätte nennen dürfen.

Landolin wollte davon gehen. Was ſoll er auf dem Feſtplatze? Aber ruhig! Stillgeſtanden! rief jetzt Alles, denn eine Trompetenfanfare erſcholl, und der Bezirksförſter beſtieg die Rednerbühne. Er ſagte, daß eigentlich Anton Armbruſter dazu beſtimmt geweſen ſei, die Freunde und Feſtgenoſſen zu bewillkommen. Hoch Anton! riefen Einige unterbrechend von da und dort, es wurde Stille geboten, und der Förſter ſprach nun in ſchlichten Worten den Feſtgruß und die Bedeutung des Tages. Er ſagte, er wolle kurz ſein, denn hungrige Magen verſchlucken nicht gern Worte. Er ſchloß mit einem Hoch auf das Vaterland.

Zum Eſſen! Zum Eſſen! hieß es nun, und bald waren die Tiſche beſetzt, und die Muſik ſpielte luſtige

Weiſen. An einem Tiſche ſaß Titus mit den anderen Großbauern, Landolin nahm einen Stuhl, ſagte „mit Verlaub“ und ſetzte ſich auch dazu.

„So, Herr Altſchultheiß? Auch hier?“ wurde Landolin angeſprochen, er wendete ſich um, er ſah den Engelbert Schäfer von Gerlachseck, der ſich bei ihm hatte verdingen wollen, und der nun eine große weiße Schürze anhatte, denn die Schwertwirthin hatte ihn für heute als Aushülfsdiener angenommen. Landolin gab ihm keine Antwort.

Die Tiſchgenoſſen aßen und tranken tapfer und ſprachen laut, aber Niemand redete mit Landolin ein Wort. Endlich ſagte Titus: „Ja, wie iſt's denn, Landolin? Wie ich höre, willſt Du Deinen Hof verkaufen. Wenn Du das willſt, ich bin Liebhaber; ich bezahle Dir den höchſten Preis, kannſt abſchätzen laſſen.“

„Wer hat denn geſagt, daß ich verkaufen will?“

„Es heißt ſo, man ſagt's allgemein, Du wolleſt aus der Gegend fort.“

„Wenn ich den wüßt', der Das ausgeſprengt hat, ich thät' ihm die Zung' aus dem Rachen reißen!“

„Thu' das nicht,“ lachte Titus, „Du ſollteſt doch wiſſen, ſo was thut nicht gut.“

„Du biſt's!“ rief Landolin, „der das ausgeſprengt hat. Ja Du!“

Titus gab keine Antwort, er ſtand auf und ging davon, und bald ſtanden auch alle Anderen auf. Landolin ſaß allein am Tiſche.

Ringsumher tönte die Muſik, es wurde getanzt und in den Pauſen wurde geſungen, gelacht, gejohlt, in Landolin kämpfte Wuth und Jammer. Sind das lauter ſchneeweiß Unſchuldige, die da umherwandern? Sind da nicht Dutzende, die noch viel Aergeres auf dem Gewiſſen haben, oder denen man's doch nachſagt?

Er wünſchte ſich eine Macht, daß er da hinein raſen und Alles zertreten und zerſtampfen könnte.

Und wieder überfiel ihn Trauer, er mußte denken: wärſt Du nur noch im Gefängniß, oder beſſer, gar nicht auf der Welt.

Um aber nicht zu zeigen, was ihm ſo nahe geht, lehnte er ſich, trotzig dreinſchauend, zurück, ſteckte ſich ſeine Pfeife an und paffte in die Welt hinein. Sie ſollen's nicht fertig kriegen, daß Du demüthig herum laufſt.

Da erſcholl helles Lachen vom Honoratiorentiſch in der Nähe. Was iſt das? Sind die Feinhändigen auch ſchadenfroh? Nein, es kann nicht ſein, denn dort ſitzt ja die Kreisräthin neben ihrem Sohn, dem Lieutenant.

Funfzigstes Kapitel.

Am Honoratiorentische, der mit weißem Linnen gedeckt war und auf welchem Blumensträuße in Vasen standen, sagte eben der Reallehrer:

„Ja, Frau Räthin, das ist eben das harte Räthsel, das die ganze Geschichte der Menschheit in sich birgt: warum kann nur ein Mythus oder ein Volkskrieg die Seelen der großen Masse bewegen? In einem Kriege erscheinen die Volksseelen, man darf sagen, von Angesicht zu Angesicht."

So sprach er und hielt mitten in seiner Darlegung inne, denn der Lieutenant sagte mit hellem Tone:

„Die Franzosen hielten uns für Menschenfresser, buchstäblich. Es war in einem Dorfe bei Orleans, ich komme in ein Haus, ich rufe, keine Antwort, da sehe ich eine Frau, die auf dem Backofen sitzt; ich spreche ihr freundlich zu, sie bleibt stumm; endlich frage ich, wo denn die Kinder seien, sie sieht mich mit grauenhaftem Entsetzen an, und ich sage lachend: Holen Sie

mir eins und braten Sie mir's gut, ich will es freſſen — da lacht die Frau auch und läßt die Kinder aus dem Backofen heraus, wo ſie ſie wirklich verſteckt hatte."

Darüber alſo war am Honoratiorentiſch laut gelacht worden, und Alles freute ſich an dem Lieutenant, deſſen ehemalige unbändige Burſchikoſität ſich in haltungsvolle Gemeſſenheit verwandelt hatte. Das Auge der Kreisräthin leuchtete im Mutterglück, und war ſie immerdar bedacht, andere Menſchen zu erquicken und zu tröſten, ſo hätte ſie gern heute Alle rings umher mit Freuden überſtrömt; die Menſchen bedurften aber heute ihrer nicht, denn Jubel und Glück herrſchte überall. Jetzt ſah ſie Landolin und ſie ſagte:

„Da drüben ſitzt der Bauer von Reutershöfen ſo einſam."

„Es iſt gut," ſagte der Bezirksförſter, „daß das Volk noch ſtarkherzig und gradſinnig genug iſt, um auch einen Freigeſprochenen auszuſtoßen."

„Wolfgang, begleite mich," ſagte die Kreisräthin aufſtehend und ging am Arme ihres Sohnes nach dem Tiſche Landolins, ſie wurde oft angehalten, denn der Lieutenant und ſie mußten Vielen Rede ſtehen und freundliche Worte tauſchen.

Am Tiſche Landolins ſagte die Mutter ihrem Sohne, er ſolle nun zu ſeinen Kameraden gehen, ſie wolle hier bleiben. Sie reichte Landolin die Hand, ſie ſetzte ſich zu ihm, fragte nach Frau und Tochter —

nach Peter fragt man nicht — und verſprach, bald auf Beſuch zu kommen; ſie deutete auch an, daß ſie den Zerfall mit Anton ausgleichen zu können hoffe. Landolin berichtete mit ſicherer Stimme, daß Anton geſtern Abend bei ihm geweſen, daß aber Thoma ihn abgelehnt habe, und das ſei gewiß der Grund, warum Anton heute vom Feſte wegblieb.

„Hätt' ich das gewußt, wär' ich auch nicht gekommen," ſchloß Landolin, und die Frau erkannte, welches Herzeleid er heute erfahren hatte. Mit dem innigſten Ausdruck, der in ihrem Ton und in ihrem Antlitze lag, ſagte ſie nun:

„Herr Altſchultheiß, ich wüßte einen guten Rath für Sie."

„Ein guter Rath — den kann man immer brauchen."

„Ich meine, Sie ſollten mit Thoma auf einige Wochen verreiſen, in ein Bad, das wird Ihnen gut thun."

„Ich bin nicht krank, mir fehlt nichts; hab' nicht gewußt, daß unſere Frau Räthin auch ein Doctor iſt."

„Ihr verſteht mich ſchon."

„Ich bin doch zu dumm, ich verſtehe nicht, was Sie meinen."

„So muß ich's Ihnen deutlich ſagen. Glauben Sie, daß ich's gut mit Ihnen meine?"

„Ja wohl. Warum nicht?"

„Sie ſollten alſo auf einige Wochen verreiſen, und wenn Sie dann wiederkommen, dann ſteht Alles viel

beſſer, es iſt unterdeß Anderes geſchehen und . . . . . Sie können mir's glauben, es wäre gut."

Landolin ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich: „Sie meinen's rechtſchaffen gut, gewiß, ja, aber ich geh' nicht vom Fleck, da bleib' ich, jetzt den Anderen zum Poſſen. Hat ja der . . . der ehrenwerthe Titus, der Scheinheilige, ausſprengen wollen, ich verkaufe meinen Hof. Da bleib' ich und mache ein Pfui über die ganze Gegend. Auf hundert und hundert Jahre zurück ſitzen wir auf unſerm Hof. Sie können den Wälderjörgli fragen, der wird's bezeugen."

„Ich glaube Ihnen allein aufs Wort," ſagte die Räthin, und Landolin nickte fröhlich, es that ihm wohl, daß man ihm ſo gradaus vertraute, und er fuhr mit hellem Tone fort:

„Ja, Frau Räthin, wir Bauersleute ſind nicht ſo leicht zu verſetzen, wie die . . . wie die Vornehmen. Wir da auf Reutershöfen, wir ſind ein feſter Stamm, da können die Leute drum herum graben, ſo viel ſie wollen, ſie kriegen ihn nicht zu Boden."

Sein ganzer Stolz erhob ſich in ihm, ſein verfallenes Antlitz wurde ſtramm, die Geſtalt ſchien größer zu werden. Die Kreisräthin wußte nichts mehr zu ſagen, ſie wäre auch nicht mehr gehört worden, denn von tauſend Stimmen rief es: „Der Wälderjörgli! Der Wälderjörgli iſt da! Der Einungsmeiſter! Der Wälderjörgli!"

Der Schrei wälzte ſich bis zu der Bergwieſe

hinan, und die Kinder und Mädchen riefen auch dort: „Der Wälderjörgli!“

Ein Mann, der um Haupteslänge über Alle, die ihn umringten, hervorragte, ward sichtbar, das Haupt war von langen schlichten schneeweißen Haaren bedeckt, und der schneeweiße Bart reichte tief auf die Brust hinab, das Antlitz mit den dichten aufgesträubten Brauen und der großen Nase schien wie mit der Axt gezimmert.

„Hutadi! Hutadi!“ schrie Landolin, wie mit einer Tollwuth aufspringend und sich in den Menschenknäuel stürzend. „Hutadi!“ schrie er, die Arme ausstreckend und die Fäuste ballend, als er vor Titus stand, diesem in's Gesicht.

Einundfunfzigſtes Kapitel.

„Halt Dich ruhig, Landolin! Das gilt heut' nicht mehr," ſagte der Wälderjörgli mit machtvoller Stimme und legte ſeine breite Hand zwiſchen die beiden Ergrimmten; ſie ſtanden ruhig, nur ihre Bruſt hob und ſenkte ſich, und ſie ſchauten zu Boden wie beſchämte Knaben.

Der alte Raufſchrei „Hutadi" — Niemand weiß genau, was er bedeutet, wahrſcheinlich: Hüte dich! oder auch: Haut an dich gewagt — galt vor Zeiten als eine Aufforderung, der ſich Niemand entziehen durfte; wo der Ruf aus dem Wald oder von einer Wieſe ſchallte, mußte der Hörer ſich dem Rufer zum Ringkampf ſtellen, und der Wälderjörgli hatte vor Zeiten in ſeinen Jugendjahren als der Raufluſtigſte und Mächtigſte gegolten. Mit den gereiften Mannesjahren aber war er einer der Gemäßigtſten und Beſonnenſten geworden, ſo daß er zum Einungsmeiſter gekürt wurde für die Wälder-Republik da oben, die als freie Bauern-

ſchaft nur den Kaiſer als Oberherrn anerkannte. Jörgli ſchlichtete die Rechtsſtreite, verhängte Strafen, ſchrieb in Gemeinſchaft mit dem Rathe die Steuern aus, und da gab es keinen Widerſpruch.

Jörgli war auch der einzige noch übrig Verbliebene von jener letzten Geſandtſchaft, die die Wälderbauern an den Kaiſer nach Wien geſchickt hatten, um Einſpruch zu erheben, daß ſie einem Landesfürſten unterthan werden ſollten; ſie wollten eine reichsfreie Bauernſchaft bleiben.

Jörgli behauptet, er ſei dreiundneunzig Jahre alt, man glaubt aber allgemein, daß er ſchon mehr als hundert Jahre alt ſei; es iſt nicht zu ermitteln, denn die Kirchenbücher ſind mit Kirche und Pfarrhaus in der Napoleoniſchen Zeit verbrannt.

In raſcher Gedankenfolge erkannte Landolin, daß der Wälderjörgli ihn mit einem Schlage wieder in alle Ehren einſetzen könne; er ſagte daher:

„Von Euch, Einungsmeiſter, laſſe ich mir gern befehlen; Euch gehört alle Ehrerbietung, und Ihr ſeid ja der Herzbruder von meinem Großvater geweſen.“

Er legte die Hand aufs Herz, er hoffte, daß der Wälderjörgli ſie da faſſe; der Alte aber ſah ihn unter den ſchneeweißen buſchigen Brauen ſtreng an, dann ſagte er:

„Wie geht's Deiner Frau?“

Landolin konnte kaum antworten.

Was iſt denn das? Nach ſeinem Ergehen fragt

man nicht, und ist denn die Frau plötzlich so was Besonderes? Fragt der Alte nur nach ihr, um nicht nach ihm selber zu fragen?

Er stotterte eine Antwort, und der Alte trug ihm einen Gruß an die Frau auf, die „eine ehrenfeste Bäuerin“ sei. Landolin schmunzelte doch; kriegt er selber nichts, so ist's doch schön, daß eines der Seinen was kriegt und er hat doch Theil daran.

Landolin berichtete den Umstehenden, daß das Geschlecht des Wälderjörgli und das seine die ältesten in der Gegend seien; nach dem Schwedenkrieg seien nur noch die zwei Bauernhöfe gestanden. Er merkte noch während des Redens, daß ihm Niemand zuhörte, und den Blick zu Boden gerichtet, beendigte er seine Rede.

Die Kreisräthin war näher getreten und Titus gewann die Oberhand, indem er sie vorstellte und sagte:

„Das ist die Wohlthäterin der ganzen Gegend.“

Jörgli faßte mit seiner großen Hand die seine der Frau und sagte:

„Hab' schon von Dir gehört. Bist brav, ist recht. In alten Zeiten hat das Weibsvolk nicht so viel gegolten, wie jetzund; aber ist schon recht. Und das da ist Dein Sohn? Bist Du nicht einmal bei mir gewesen in Deiner Studentenzeit? Hast Dich brav gehalten.“

Er schlug dem Lieutenant auf die Schulter und Alles staunte, wie der Wälderjörgli noch so reden könne und Alles wisse; daß er Ehre auszutheilen hat,

das verſtand ſich von ſelbſt. Mit großem Geſchick ſagte Titus, welch eine Ehre es ſei, daß der Jörgli zu dem Feſte gekommen; er bat nun, er möge die Rednerbühne beſteigen und ein paar ſaftige Worte an die Verſammelten richten; die Kreisräthin fügte hinzu, es werde für Alt und Jung, für Kind und Kindeskind ein Andenken wie ein Kleinod ſein, wenn ſie ſagen könnten: wir haben den letzten Einungsmeiſter gehört.

Der Wälderjörgli ſah den Titus und die Kreisräthin mit durchbohrenden, faſt verächtlichen Blicken an, denn er war weder eitel, noch wollte er weiſe ſein und den Prophet ſpielen; er ſchüttelte ſein großes Haupt und ſtemmte die beiden Daumen in die Armlöcher ſeiner langſchoßigen rothen Weſte; er richtete ſich aber hoch auf und ſein Auge funkelte, da der Bezirksförſter, der den Jörgli genau kannte, hinzufügte: es wäre gut, wenn man nicht den Geiſtlichen allein überließe, nun auch die Kriegervereine für ſich einzuheimſen und der Fahne die Weihe zu geben; das ſchicke ſich beſonders für einen Mann wie Jörgli, er ſolle den Nagel einſchlagen, der die Fahne an die Stange hefte, und das hätte gewiß auch Kaiſer Joſeph gebilligt.

Wenn man Kaiſer Joſeph ſagte, war's, wie wenn Jörgli zu neuem Leben erweckt würde; an Kaiſer Joſeph, der wie ein heiliger Märtyrer verehrt wurde, knüpften ſich noch Erinnerungen vom Vater Jörgli's, die er nahezu für eigene Erlebniſſe hielt.

Jörgli hob die Arme mit den geballten Fäusten empor und sagte: „Gut denn! So sei's."

Er wurde auf die Rednerbühne geführt, und endloser Jubel erscholl, als er oben sichtbar wurde, ihn stützend stand zu seiner Rechten Titus, zu seiner Linken der Lieutenant.

Es trat eine Stille ein, daß man den Flügelschlag des Taubenpaares vernahm, das über die Rednerbühne dahin flog. Auf die Tauben zeigend, rief Jörgli:

„Da fliegen sie! Keines sagt dem Andern, jetzt biegen wir so herum und jetzt so herum; sie fliegen von selber einig. So ist's. Von selber einig." Er hielt inne und schien nicht weiter zu können, die Anknüpfung hatte ihn offenbar von dem abgelenkt, was er sagen wollte; er schaute verwirrt um und schien kein Wort mehr finden zu können, ja vergessen zu haben, daß er auf der Rednerbühne stand.

In peinlicher Verlegenheit standen die beiden Geleitsmänner oben und die Versammelten unten; es war doch nicht recht gewesen, den hundertjährigen Greis auf die Rednerbühne bewegt zu haben, da sagte der Bezirksförster, der ganz nahe stand, vernehmlich: „Kaiser Joseph!"

Jörgli öffnete den Mund weit und nickte, ja, jetzt hat er seinen Leitstern wieder, und, wenig vernehmlich, noch weniger klar, sprach er von Kaiser Joseph und vom neuen Kaiser. Nur so viel war deutlich, er hielt

dieſen für den geraden Nachkommen und Fortſetzer in dem Kampfe Kaiſer Joſephs gegen den Papſt.

Titus reichte dem Jörgli einen Nagel und der Lieutenant einen Hammer, Jörgli nagelte die Fahne an die Stange und dieſe weithin ſichtbare Handlung war mehr als die beſte Rede; unter Hochrufen und Trompetenfanfaren verließ der Jörgli die Rednerbühne.

Er rief ſofort nach ſeinem Fuhrwerk, er wolle heim, und Niemand wagte, ihn zum Dableiben zuzureden.

Der vierſpännige Wagen kam auf die Feſtwieſe. Landolin drängte ſich zu dem Wagen heran und ſagte: „Jörgli! Ich will Euch heim begleiten, nehmt mich mit.“

„Grüß' mir Deine Frau,“ entgegnete Jörgli abwehrend, ließ ſich auf den Wagen helfen und fuhr davon, die Räder wurden auf der Wieſe kaum gehört, zu beiden Seiten wich Alles zurück und grüßte ehrerbietig.

Wie ſchön wär's geweſen, wenn du oben neben dem Mann hätteſt ſitzen können! dachte Landolin.

Kindlicher hat noch kein Betender einen Engel, einen Heiligen angefleht: nimm mich mit, erlöſe mich aus dem Elend — als jetzt dieſe Worte auf den Lippen Landolins ſchwebten. Aber die Beſten ſind heute nicht mehr gut und haben kein Erbarmen.

Als der Jörgli weggefahren war, ging die Luſtbarkeit von Neuem los; Eins rief dem Andern, man

wolle noch gemeinsam trinken, und bald hatten sich neue Gruppen gebildet. Nur Landolin war nicht angerufen worden, er stand allein, aber halt! Landolin schlug auf seine Tasche, darin es klimperte; damit kann man einen Kameraden rufen, der am besten zureden und Alles vergessen machen kann.

Landolin ging vom Festplatze weg nach der Stadtseite des Schwertwirthshauses. Dort war heute kein Gast, eine alte Kellnerin brachte ihm Wein, und er trank allein; er ließ wiederholt frisch einschenken, und da er noch immer der war, der von Jedem recht angesehen sein wollte, erklärte er der Kellnerin, er gehe nächster Tage in ein Curbad, da dürfe man nichts trinken als Sauerwasser, drum wolle er jetzt im Voraus seinen Wein trinken.

Die Kellnerin fand das wohl vorbedacht, dann las sie weiter in der Bilderzeitung, die sie sich aus dem Casino herabgeholt hatte.

Es war still in der kühlen Stube, nur ein Canarienvogel in seinem Käfig schmetterte seinen Naturschlag und pfiff dann die halbe Melodie des Liedes: Wer niemals einen Rausch gehabt u. s. w.

Landolin schaute manchmal nach dem Vogel hinauf und schmunzelte; in Erinnerung an den Wälderjörgli murmelte er dann auch vor sich hin: „Grüß' mir Deine Frau."

Zweiundfunfzigſtes Kapitel.

Die Mutter ſchlief in der Kammer, Thoma ſaß in der Stube am Tiſche vor einem großen ſchönen Buche mit vielen ſchönen Bildern, es war eine illuſtrirte Geſchichte des letzten Krieges, die ihr Anton einmal gebracht hatte; viele Zeichen lagen darin an den Stellen, wo die Schlachten geſchildert waren, die Anton mitgekämpft hatte; da waren wol viele Soldaten zu ſehen, aber das Bild Antons war nicht erkennbar. Sie hatte gehört, daß Anton heute nicht bei der Fahnenweihe geweſen; das war um ihretwillen geſchehen. Was konnte ſie ihm dafür leiſten? Es ſchien keinen Ausweg mehr zu geben. Thoma hatte leſen wollen, aber ſie kam nicht dazu, und heute graute ihr ſogar davor, wie da die Menſchen einander morden und wie Granaten ſie in Stücke reißen.

Thoma ſtarrte lange in die leere Luft hinein, und ſie ſpürte auch die Müdigkeit von der Ernte-Arbeit, ihr Kopf ſenkte ſich und ſie ſchlief auf dem offenen Kriegsbuche ein.

Schreien der Mutter weckte sie auf, denn die Mutter rief:

„Landolin! Um Gotteswillen! Thu's nicht! Laß ab!“

Thoma eilte zur Mutter und diese sah sie verworren an, wie wenn sie sich schwer besinnen müsse, wer und wo sie sei.

„Du bist's?“ sagte sie endlich. „Wo ist der Vater?“

„Bei der Fahnenweihe.“

„Er soll heimkommen! Hat ihn der Peter noch nicht gefunden? Wo bleibt er denn so lang? O Thoma! An dem schwarzen Bändel das Glas! Er ist auf den Titus gekniet und hat ihn erwürgen wollen. Der Bauer soll heimkommen, heim!“ rief die Mutter weinend. Es gelang Thoma, die Fiebernde zu beruhigen und sie zu entkleiden. Mit Zähneklappern bat die Mutter nochmals, daß man Boten nach dem Vater schicke. Thoma willfahrte ihr.

Singende Burschen und Mädchen kamen auf geschmückten Wagen am Hause vorüber, auch einige Johlende, die zu Fuß daher kamen, machten ihrer Lustigkeit Luft, und drin im Hause fieberte die Bäuerin, sie schlief endlich mit glühenden Wangen wieder ein.

Thoma hatte dem zum Vater geschickten Boten auch aufgetragen, den Kreisarzt herzubitten. Der Bote fand den Arzt, aber nicht den Bauer.

Es war spät in der Nacht als Landolin über die Brücke heimwärts ging, er stieß ans Brückengeländer

und ſagte: hoho! wie wenn ihm Jemand nicht ausgewichen wäre.

„Biſt Du betrunken?“ fragte er, den Finger an die Naſe legend; er lachte und ging weiter.

Der Feſtplatz war leer, keine Menſchenſeele ringsum. Landolin ging feſten Schrittes nochmals auf die Maiwieſe, beſtieg die Rednerbühne und rief:

„Ihr alle miteinander, alle, Euch ſoll alle der Teufel holen. Hutadi! Hutadi!“ ſchrie er mit urgewaltiger Stimme, erſchien zu warten, daß Jemand käme und mit ihm raufe, da aber Niemand kam, ſtieg er herab und ging die Bergſtraße hinan.

„Pfui, ſchäme Dich, Landolin,“ redete er mit ſich ſelber, „Du biſt ja ein Kerl ... pfui! Ein Mann wie Du, betrunken, auf der Straße vor allen Menſchen ... Laß mich in Ruh' Titus, ich will nichts von Dir ... Ich bin nicht betrunken. Und wenn ich's bin ... nein ... Verfluchter Schwertwirthswein ... Damals ... weg! fort ... Wenn Du nicht gehſt, Vetturi, da ſoll ... da, da liegſt ...“

Er bückte ſich nach einem Steine, ſtürzte nieder und richtete ſich wieder auf.

„Halt Dich ruhig, ruhig, ſo, ſo,“ redete er zu ſich, wie zu einem wilden Pferde, und dann knirſchte er:

„Hätte ich nur einen Gaul zwiſchen den Schenkeln! Daheim ſtehen zwölf, ſechzehn Pferdebeine und das Fohlen ... Wer geht hinter mir? wer? Wenn Du Courage haſt, komm vor, hinten anpacken gilt nicht ...

komm ... komm vor, komm und ich will mit Dir raufen ..."

Von der steilen Gerölhalde rollten Steine auf die Straße, wer weiß, von welchem flüchtigen Fuße eines Wildes gelockert. Sich mit beiden Händen in die aufsträubenden Haare seines Kopfes fassend, rief Landolin:

„Du wirfst mit Steinen? Da ist's! Nothwehr! Nothwehr, wart'."

Er hielt an und sagte zu sich selber:

„Mach' Dich nicht verrückt, sie sperren Dich ins Narrenhaus."

Im Thale brauste der Bahnzug daher. Die rothen Lichter der Locomotive erschienen wie die brennenden Augen eines schnaubenden Ungeheuers. Landolin starrte darauf hin und fand dabei eine Beruhigung: wo die Locomotive geht, können keine Gespenster umwandeln.

Der Angstschweiß rann ihm herunter, und mit laut pochendem Herzen stieg er immer rascher die Bergstraße hinan; er athmete freier, er that den Hut ab, ein kühlender Luftstrom zog über die Hochebene, er sah sein Haus und sagte:

„Sie haben noch Licht. Sie warten auf mich. Es steht Essen auf dem Tisch. Fass' Dich, Du bist der Landolin von Reutershöfen, hast eine Frau, die heißt Johanne, und eine Tochter, die heißt Thoma, und einen Sohn, der heißt Peter... Das Hämmern in meinen Schläfen geht mich nichts an. Ich bin nicht betrunken, ... katzennüchtern. Dreimal drei ist neun und eins

dazu ist zehn. Du lügst, daß ich getrunken hätt', ich kann noch schrittlich gehen. So, da ist der Brunnen, Du hast's gut, Du Brunnen Du, Du kannst daheim bleiben und bist alleweil voll. Ha, ha! Still! Mach keine Possen! Still!"

Er stand wieder am Röhrbrunnen, kühlte sich Hände und Gesicht, dann ging er in den Hof und ohne sich beim Hunde aufzuhalten, die Treppe hinan und in die Stube. Er sah den Arzt am Tische sitzen und schreiben.

„Was ist? Es ist doch nichts?"

„Eure Frau ist krank."

„Es wird doch nicht arg sein?"

„Ich weiß noch nicht. Jedenfalls haltet Ruhe. Ihr könnt hinein gehen, aber redet nicht viel und gehet gleich wieder fort."

Die Wände, der Tisch, die Stühle schienen zu wanken, und doch ging Landolin festen Schrittes zu seiner Frau und sagte:

„Ich soll Dir einen Gruß ausrichten vom Wälderjörgli, er hat mir's zweimal aufgetragen."

Er hatte die Kraft, Alles mit ruhigem Tone zu sagen, und die Frau erwiderte:

„Hab' schon gehört, der Doctor hat's gesagt, der Wälderjörgli ist da gewesen; wo der ist, ist Alles gut. Sag' ihm Dank. Gute Nacht!"

Draußen in der Stube warf sich Landolin in den großen Stuhl und rief:

„O, was ist das für ein Elend, so heimkommen und die Frau ist krank und keine Freud' und kein Willkomm und nichts!"

Er starrte auf Thoma, die, an die Kammerpfoste gelehnt, dastand, sich nicht regte und keinen Laut von sich gab. Wie weit, wie weit ist's gekommen, der Vater denkt in solchem Elend nur an sich! Landolin erhob sich mühselig und sagte leise zu Thoma:

„Du hast's gemerkt, daß ich einen Rausch hab', ja ich hab' einen, und wenn Du nicht wieder brav gegen mich wirst, hab' ich jeden Tag einen; nachher könnt Ihr sehen, was daraus wird."

„Ich kann Euch nicht wehren, was Ihr an Euch und an uns thun wollt."

„Hol' mir was zu trinken, ich hab' solchen Durst," befahl Landolin, Thoma ging und kam mit einer Flasche wieder.

„Das ist ja Wasser! Du hast aber recht, Du bist gescheit."

Zum ersten Mal seit langer Zeit lächelten Vater und Tochter mit einander, schnell aber war's wieder verschwunden.

Dreiundfunfzigſtes Kapitel.

Der Bauer ſchafft wie ein Knecht, ſagten die Dienſtleute und Taglöhner auf dem Hofe Landolins.

In der That war Landolin der erſte am Morgen und der ſpäteſte am Abend und griff bei der Feldarbeit zu, wie noch nie. Das Eſſen ſchmeckte ihm und er ſchlief bis zum Morgen an der Stelle, wo er ſich nieder gelegt hatte, ohne ſich hin und her zu wälzen. Er verließ das Haus nicht mehr, nicht an Wochentagen, nicht an Sonntagen, und er that ein Großes, er ſagte vor den Leuten, Peter ſolle Alles regieren, denn er ſehe noch gerne die paar Jahre mit offenen Augen, wie es Peter einſtmals halten werde, wenn ſein Auge geſchloſſen; es war ein milder Ton in jedem ſeiner Worte und ein ruhiger Ausdruck in jeder ſeiner Mienen.

Landolin ſchien dankbar, daß ein ſchweres Gewitter über ſein Haus weggezogen, da die Frau aus aller Gefahr gerettet war, freilich kränkelte ſie noch und mußte in der Stube bleiben; aber ſie ſchien doch neu

zu gedeihen, da sie merkte, daß der Bauer das Beste wiedergefunden hatte, und das ist: sich nicht um die Welt kümmern, sein eigen Anwesen gut in Stand halten. Daß Landolin erkannt hatte, was er an seiner Frau hatte, daran dachte sie nicht, und er sagte ihr auch nichts davon; das war und blieb einmal so, daß er sich darüber nicht auslassen konnte.

Nur zwei Menschen im Hause mied er, eins merkte es, das andere nicht. Landolin vermied es, auf demselben Acker oder sonst bei einer Arbeit mit Thoma zu sein. Er fühlte sich wie unter einem Bann, wenn Thoma ihn ansah und er glaubte es zu spüren, daß sie in jeder seiner Mienen forschte, auch wenn er ihren Blick nicht sah. Er konnte sich nicht erklären, was die Thoma noch von ihm wolle, seitdem sie ihm verboten hatte, seinerseits die Sache mit Anton wieder in Ordnung zu bringen. Seit seiner Heimkehr aus dem Gefängnisse, besonders aber seit der Fahnenweihe, schloß Landolin oft, wenn er sich unbeachtet glaubte, die Augenlider und auch im Anschauen eines andern blinzelte er oft, als wären ihm die Augenlider vom gewaltsamen Aufreißen müde.

Der Andere, den Landolin gerne mied, war Tobias, denn Peter beharrte dabei, daß Tobias aus dem Hause müsse, und obgleich Landolin sonst gar nicht weichherzig war, zumal nicht gegen Dienstboten, denn er hielt die besten für Schelme, that ihm diese Entlassung doch wehe, und er konnte doch auch nicht ver-

gessen, wie viel Tobias zu seiner Freisprechung geholfen hatte.

Zwei Menschen außerhalb des Hauses hätte man am liebsten ganz vergessen. Der eine war Anton. Er selbst ließ nichts von sich hören, er war mit einem großen Floß rheinabwärts nach Holland gefahren, aber alle Menschen, die ins Haus kamen — und es kamen allmälig wieder viele — bedauerten, daß Anton nicht wieder der Sohn des Hauses, und ließen nicht ab in Fragen, warum denn Alles so sei.

Wer es genau hätte sehen können, hätte bemerken müssen, daß die Augenbrauen der Thoma sich noch um eine Linie tiefer senkten. Anton hatte ihr vormals erzählt, daß sein Vater ihn oftmals bedrängt habe, er solle einmal mit einem Floß nach Rotterdam fahren und dort die Töchter seines Geschäftsfreundes kennen lernen oder sonst sich nach einer Frau umschauen. Es wohnte auch schon eine Holländerin in der hiesigen Gegend, eine behäbige hellfarbige gute Frau, sie war auch an einen Sägmüller verheirathet, und Thoma konnte sich's recht gut vorstellen, wie Anton mit einer solchen ehrsamen wohlbedächtigen Frau glücklich sein könnte.

Der zweite Mensch, den man gern hier im Hause vergessen hätte, war die Schaubkäther. Sie lebte still, sprach kaum mit Jemand, aber jeden Abend sah man sie mit ihrer Laterne auf dem Grabe ihres Sohnes. Wenn sie Einem aus dem Hause Landolins begegnete,

ſtand ſie ſtill, blickte das Vorübergehende ſtarr an und dankte keinem Gruße, vor Landolin ſelber aber ſpie ſie jedesmal aus.

Die Bäuerin und Thoma hatten ſich viel Mühe gegeben, ſelber und durch Befreundete, der Schaubkäther Gutes zukommen zu laſſen, aber ſie wies Alles ab. „Ich laß mir den Mörder Landolin nicht abkaufen,“ war ihre ſtändige Rede. Sie ſammelte überall Aehren, aber die Aecker Landolins mied ſie.

Sie trug ihr Korn zur Mühle, und auf der Brücke begegnete ſie Landolin, der zu Pferde war, ſie warf ſich vor das Pferd und rief: „Steig' ab und erſäuf' Dich, Du Mörder! Reit' nur, fahr' nur, Du trägſt Deine Hölle doch mit Dir herum. Steig' ab und erſäuf' Dich.“

„Biſt Du fertig? So geh' jetzt aus dem Weg,“ ſagte Landolin ruhig, als aber die Alte die Zügel des Pferdes nicht ließ, rief er zornig: „Laß los, oder Du ſpürſt meine Peitſche oder ich hetze den Racker auf Dich.“

Der Hund hatte die Worte ſeines Herrn verſtanden, er ſetzte die beiden Vorderpfoten auf die Schultern der Frau und ſchnappte ihr rothes Kopftuch, die Frau wich zurück. Landolin befahl noch dem Hunde, das Kopftuch fallen zu laſſen, er gehorchte. Landolin ritt davon, er ſchaute nicht zurück nach der Frau, die ihren Kornſack wieder aufnahm, und er erzählte daheim nichts von dem Begegniſſe.

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Wenn zwei Pferde, die zuſammen eingeſträngt ſind, nicht mit einander ziehen, iſt das bekanntlich ſchlimm. Niemand aber kann behaupten, es ſei böſer Wille dabei und der Sattelgaul könnte dem Handgaul vorwerfen, oder auch umgekehrt, er nehme keinen Verſtand an, es ſei eitel Freude an der Widerſpenſtigkeit, daß er ſich nicht gleichzeitig ins Geſchirr lege und ſo das Fuhrwerk vorwärts bringe. Anders iſt es bei zwei Menſchen, und nun gar bei ſolchen, die ehedem ſo gut mit einander eingefahren waren, wie Peter und Tobias. Dieſer ſah wohl die Herrſchſucht und die Giftigkeit Peters, er begriff ſie nicht, aber er fragte nicht nach dem Grunde, ja er ſann nicht einmal lang darüber nach, denn jetzt iſt keine Zeit zum Händel haben und zum Streit über den Vorrang. In ſich hinein dachte Tobias: Wart' nur, bis die Ernte vorbei iſt, dann wollen wir ſchon ausdreſchen. Ebenſo dachte Peter: Wart' nur, bis die Ernte vorbei iſt, dann

wird übers Maß gestrichen und ausgeschüttet. Lächelnd ließ Tobias den Peter in seiner Oberbefehlshaberei gewähren, ja er schaute kaum um, wenn Peter bei Knechten und Taglöhnern ihm seine Anordnungen durchkreuzte. Es ist Erntezeit, da ist ein Gewitter vom Himmel schlimm und ein Gewitter zwischen gemeinsam Arbeitenden noch schlimmer.

Tobias that vor den Dienstleuten, als ließe er den kleinen Jungen Peter gern auf dem Gaul sitzen und die Peitsche regieren, während das Fuhrwerk ja doch durch seine Maßnahmen von selber ging.

So war es und so blieb es während der ganzen Erntezeit. Peter und Tobias standen einander gegenüber wie Zwei, die mit erhobener Axt gegen einander ausholen.

Wann wird der Schlag fallen?

Landolin that, als ob er nicht sehe und nicht merke, was zwischen Oberknecht und Sohn vorging. Seit jenem Abend nach dem Schwurgericht hatte er noch kein vertrauliches Wort mit Tobias gesprochen, und dieser fand es nicht auffällig, man sagt ja auch nicht zum Wald hinter dem Hause: ist recht, daß Du da bist und weiter wachsest wie sich's gehört. Und so wenig der Berg mit dem Wald da fort kann, so wenig war's denkbar, daß Tobias nicht zum Hofe gehörte, und nun gar seitdem er so klug und stark zur Freisprechung des Meisters verholfen.

Oftmals sah aber Tobias doch auf den Meister,

ob er denn gar kein Wort zu ſagen habe gegen die Befehlshaberei Peters.

Wenn Landolin nicht anders konnte, ſagte er kurzweg mit Hand und Augen zutraulich winkend: „Laß ihn machen. Ein Gaul, der beim erſten Anziehen ſo zappelig thut, der läßt bald nach.“

Peter ließ aber nicht nach.

Die Haupternte war vorüber, man wollte Alles, was man in unterbrechenden Regentagen ausgedroſchen hatte, zu Markte bringen. Seit Jahren war es das unbeſtrittene Recht des Tobias, daß er den erſten Ausdruſch zu Markte führte; jetzt erklärte Peter, daß er Alles ſelber und allein übernehme.

„Ich hab' nicht nöthig, Dir eine Antwort zu geben,“ entgegnete Tobias, „Du biſt nicht der Meiſter; der Bauer und ich wollen Dir den Meiſter zeigen.“

Er rief Landolin herbei und trug den Klagepunkt vor. Landolin nahm von dem eben gefüllten Sack ein Korn heraus, zerbiß es, und das weiße Mehl betrachtend, nickte er ohne Antwort zu geben. Tobias aber drängte auf eine ſolche und fragte, ob er beim Bauer oder bei Peter im Dienſt ſtehe. „Der Peter und ich, das iſt jetzt eins“, brachte Landolin hervor und zerkaute das Korn, das erſte, was ſeit dem Frühling gereift war.

Er fühlte, es iſt doch klüger, ſich mit dem Sohne zu verhalten, der Tobias kann ihm nichts mehr ſchaden, und man braucht nicht beſſer zu ſein als die Welt.

Undank ist einmal der Welt Lohn. Uebrigens wollte er nicht undankbar sein und sagte daher, nachdem er das Korn hinabgeschluckt hatte: „Sei gescheit, Tobias.“

„Was gescheit? Wer ist der Meister? Ihr oder der Peter?“

„Der Peter,“ brachte Landolin hervor und wendete sich. Kann sein, daß dem Tobias unrecht geschieht, mag sein. Landolin ist sich selber der nächste, er hat genug zu tragen und will jetzt nicht auch noch für einen Andern leiden. Er ging, ohne umzuschauen, die Freitreppe hinan und stand oben auf dem Söller. Drunten aber triumphirte Peter:

„Hast Du's nun gehört? So hör' gleich weiter. Du kannst gehen, heut', morgen, in dieser Stunde, je bälder Du gehst, um so besser.“

Tobias schaute nach den Ställen, nach den Scheunen, nach dem Waldberge, ob denn die nicht wanken. „Also fortgeschickt? Aufgekündigt? Ich? Von Dir?“

„Ja ja, von dem Bürschle, das Du zum Spaß hast auf dem Sattelgaul sitzen lassen. Ich hab' schon Alles ausgerechnet, was Du noch zu bekommen hast.“

„Was ich zu bekommen hab'? Und wie hoch ist angesetzt, was ich für Euch eingelegt hab'? Für Dich, Du Freigesprochener da oben und für Dich Du —“

„Wenn Du Zeugengebühr haben willst, lege ich noch die vier Mark drauf,“ höhnte Peter. „Wir fürchten Dich nicht. Geh' hin und sag', Du habest falsch Zeugniß abgelegt; wirst sehen, was dafür kriegst.

Vater! redet nichts. Kein Wort. Der da hat's mit mir zu thun."

„So? Geſchieht mir recht. So muß es ſein. Ja wohl! Die Steine von damals ſind jetzt feſt eingepflaſtert, aber Peter, merk' Dir, für Dich fliegen Steine in der Luft herum, bis man Dich einſcharrt. Ein unſchuldig Kind bin ich gegen Dich. Du wirſt aber büßen —"

„Prophezei', ſo lang Du magſt, Du biſt ein Zeuge geweſen, wie Du ein Prophet biſt; weißt wie?"

Tobias ſtöhnte auf wie ein getroffener Stier, er riß an ſich herum, er wollte offenbar auf Peter los, dieſer aber ſtand ruhig und zündete ſich ſeine Pfeife friſch an. Tobias hielt ſich die beiden geballten Fäuſte auf die Bruſt, und ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging er nach ſeiner Kammer.

Fünfundfunfzigſtes Kapitel.

Der Wind pfiff über die Stoppeln, als man am Morgen erwachte, lag der erſte Schnee hoch oben auf der Kuppe der Waldberge, aber die kräftige Herbſtſonne ſchmolz ihn bald, und luſtige Bächlein rannten in allen Rinnſen zu Thal nach dem Strom.

Es war am Sonntag Aegidi, kurz vor der Kirche, da kam Tobias zu der Bäuerin in die Stube und ſagte:

„Bäuerin, Euch will ich Ade ſagen und für alles Gute danken, die vielen Jahre herein. Ihr wiſſet doch, daß ich fortgeſchickt bin?“ Die Bäuerin nickte. „Vom Peter,“ fuhr Tobias fort, „vom Peter, nicht vom Bauer; das ſehe ich wohl, wenn er auch ſein Wort dazu gegeben hat. Er gilt eben nichts mehr. Euch zu lieb, Bäuerin, wünſch' ich dem Hauſ' nichts Böſes, ſo lang Ihr lebet. Ich hab's verdient, daß mir's ſo geht, geſchieht mir ganz recht; warum hab' ich gelogen und vor Gericht geſagt, der Vetturi hab' auch einen Stein nach

dem Meiſter geworfen? Der zitterige Kerl hätt' ja keinen Pflaſterſtein heben können. Geſchieht mir recht, und geſcheit iſt der Peter, der bringt's weit, er weiß, ich kann das zu Niemand ſagen, als zu Euch, und Ihr wiſſet's ja ſchon; wo ich's aber ſonſt ſagen möcht', werden ſie mich auslachen und verachten dazu. Jetzt ſag' ich alſo Ade und wünſche Euch noch viele geſunde Jahre."

Ein kalter Schauer hatte die Bäuerin durchrieſelt, ihre Hände zitterten, und ihr Kopf bewegte ſich hin und her in dem großen Stuhl. Sie faßte ſich aber und ſagte endlich:

„Thu's mir zu lieb' und ſag' ſo was zu keinem Menſchen mehr. Gieb mir die Hand drauf."

Tobias zögerte, er konnte aber doch ihrem bittenden Blicke nicht widerſtehen und faßte die kalte Hand.

„Wohin gehſt Du von uns weg?" fragte die Bäuerin.

„Ihr ſeid die erſte, die mich das fragt; was iſt den Anderen ein abgelohnter Knecht von ſo vielen Jahren? Ich geh' zu meinem Bruder, dem Wagner."

„Grüß mir ihn. Und Du kommſt bald wieder; da laß mich machen."

„Ich glaub' nicht. Ich komm' nicht wieder. Ich hab' mir ſchon was erſpart, und ich krieg' vielleicht auch noch einen Dienſt. Zum Titus geh' ich nicht, vielleicht nimmt mich der Anton, wenn er heimkommt. Alſo nochmals: Lebet wohl!"

„Leb' wohl und halt' Dich brav."

Die Bäuerin ſah durch das Fenſter. Der Hund Racker drängte ſich an Tobias, er ſchien zu ahnen, daß mit dem alten Knechte etwas vorgehe; dieſer aber jagte den Hund nicht eben ſanft von ſich und hob ſeine große Truhe auf den Wagen, ſein Bruder war bei ihm und half ihm; die Truhe ſah faſt aus wie ein Sarg. Die Bäuerin trat vom Fenſter zurück und rief eine Magd, ſie ſolle ihr helfen, ſich ins Bett zu legen. Landolin und Thoma waren erſchreckt, als ſie zu der Bäuerin gerufen wurden. Die Bäuerin lag abgewendet, und ohne ſich umzukehren, rief ſie: „Es wird ſchon wieder gut, habt nur keine Angſt."

Landolin erkannte ſchnell, daß Tobias hier Böſes angeſtiftet haben mußte, er ſagte daher:

„Ich hätt' den ſchlechten Menſchen nicht ſollen allein zu Dir herauf gehen laſſen. Vor meinen Augen hätt' er's nicht gewagt, ſeine dumme Bosheit in Dein... in Dein gutes Herz auszuſchütten."

Solch ein trauliches Wort machte, daß die Bäuerin ſich umwendete und nach der Hand ihres Mannes faßte. Ihre Hand in der ſeinen haltend und mit der andern ſtreichelnd, fuhr Landolin fort:

„Ja, man ſieht erſt zu ſpät, was ein ungetreuer Menſch iſt, und bei einem entlaſſenen Dienſtboten kommt die verſteckte Bosheit heraus. Hat der Tobias die Frechheit, zu ſagen, er habe damals eine Lüge ausgeheckt, mir zu lieb. Es iſt himmelſchreiend, wie

der Einfältigſte noch bösartig ſein kann. Aber Gottlob bei Dir kann das nichts anrichten.“

Die Frau ſah ihn leuchtenden Auges an und nicht ohne Seitenblick auf Thoma, fuhr Landolin fort:

„Ich muß dem Peter Abbitte thun, ich hab' ihn gar nicht gekannt; er iſt geſcheit, geſcheiter als . . . als ich gewußt hab'. Wir ſchicken den Tobias fort, das iſt der beſte Beweis, daß wir Gottlob nichts zu vertuſchen haben. Jetzt aber genug geredet, es ſoll kein böſes Wort über meinen Mund kommen; Du weißt ja, ich geh' heut' zur Beichte.“

Die Bäuerin lag ruhig, es fröſtelte ſie nur, und ſie bat die Ihrigen, zur Kirche zu gehen, da es eben zuſammen läutete. Landolin ging und nicht ohne Selbſtzufriedenheit. Es iſt freilich kein großes Kunſtſtück, die vertrauende Bäuerin zu täuſchen; aber Thoma hat doch auch ihren Treff dabei bekommen, er gebührt ihr für die verſtockte Hartherzigkeit; ſie hat gewiß verſtanden, wohin das Lob Peters zielte.

Thoma blieb bei der Mutter, die ſtill vor ſich hin betete.

Sechsundfunfzigſtes Kapitel.

Dieſelbe Straße, die Landolin in der Nacht nach der Fahnenweihe gewandelt war, ging jetzt am hellen Herbſtſonntag die Frau Kreisräthin dahin, und ein Spötter, der ihre Gedanken kannte, hätte ihr ſagen können: es giebt nicht blos eine Trunkenheit durch den Wein, die mit ſich ſelber reden macht und alle Begegniſſe verwandelt — und was das Schlimmſte iſt, die Ernüchterung aus dem Uebergenuß der Gedanken iſt vielleicht noch bitterer. Das hätte man der Frau ſagen können, und ſie hätte doch ihren Schritt nicht gehemmt. Nicht von außen angerufen, ſondern einer innern Berufung folgend, glaubte ſie nicht länger ſich dem entziehen zu dürfen, daß ſie Friede und Ruhe im Hauſe Landolins und Friede zwiſchen dieſem und der Schaubkäther ſtiftete. Sie wußte recht wohl, denn ſie hatte es ja genugſam erfahren, daß man ungebetene Hülfe nicht werth hält, ja leicht von ſich weiſt; aber ſie wußte auch, daß trotz der Abweiſung ihre Er-

mahnungen doch oft nachgewirkt und zum Guten gewendet hatten, und vor Allem, sie fühlte in sich die solidarische Verpflichtung von Mensch zu Mensch. Heißt es im Kriege: der Verwundete ist kein Feind, so heißt es im Frieden: der Leidende ist kein Fremder.

Und so ging die Frau den Berg hinan, die Glocken läuteten zur Mittagskirche, der Wandernden aber erklang ein Ton von einer Glocke, deren Metall noch nicht geschmolzen und für welche, wer weiß wann, ein Thurm errichtet wird.

Das Sinnen der Frau schwebte indeß durchaus nicht in dem, was man höhere Regionen nennt, im Gegentheil, das Nächste und Alltägliche erfaßte sie.

Sie stand am Wege und sah, wie der vierspännige Stellwagen in raschem Trabe den Berg herabgefahren kam; ein am Wegrain grasendes Rind sprang aufgescheucht in die Mitte der Straße und rannte nun ängstlich und mühsam vor dem Wagen einher, bis der Kutscher sich von seinem Sitze erhob und mit der langen Peitsche das Rind traf, daß es seitwärts wich, eine Weile dem staubwirbelnden Ungeheuer mit vier Rossen nachstarrte und dann wieder am Wegrain graste.

Das Hausthier, das schwerfällig geworden und seines behenden Naturtriebes beraubt ist, wird durch einen Peitschenhieb bei Seite getrieben. . .

In mancherlei seltsam durcheinander kreisenden Gedanken war Frau Pfann auf die Hochebene gekommen und sah das Haus Landolins, die Schindel-

bekleidung glitzerte in der Mittagssonne, der Nußbaum an der Morgenseite stand voll Früchte.

Landolin, der auf der Hausbank saß, sah die Frau kommen, aber er stand nicht auf, sondern fuhr fort, mit der Hand Nüsse zu zerdrücken und den Kern zu schälen; erst als sie ganz nahe war, stand er auf und sagte:

„Guten Tag, Frau Räthin. Wollen Sie da ein wenig ausruhen?"

„Ja wohl. Zu Euch hab' ich gewollt."

„Und darf ich fragen, was Sie mir bringen?"

„Eigentlich nichts oder vielleicht doch, ich hoffe —"

„Nun was ist's?"

„Ich möchte im Hause mit Euch reden, nicht hier."

„Meine Frau ist leider Gottes unwohl, es hat nicht viel zu sagen, aber sie könnt' aufwachen."

„So führt mich in Eure obere Stube."

„Wenn Sie wollen, warum nicht? Fürchten Sie sich aber nicht, mit einem Mörder allein?" Er wollte das eigentlich im Spaß sagen, aber es kam doch herb heraus.

„Das Wort dürfen Sie nicht mehr sagen und Niemand," entgegnete Frau Pfann. „Ich hoffe, auch den Gedanken daran in einem Jeden mit der Wurzel auszureißen."

Du mußt hexen können, dachte Landolin, aber er war doch begierig, was die Frau bringe.

Als die Beiden aufstanden, kam Peter hinter dem Nußbaum hervor. Es war wunderlich, überall begeg-

nete man Peter, als ob er aus der Wand, aus der Treppe hervorkomme. Er that, als wisse er nicht, daß sein plötzliches Erscheinen befremden müsse, und sagte sehr unterwürfig:

„Es ist uns eine große Ehre, daß die Frau Kreisräthin zu uns kommt. Die Vornehmen wissen, was sich schickt, und sind noch die besten.“

Landolin riß die Augen weit auf, da Peter so redete; wo hat nur der Bursch das Alles her und die Keckheit noch dazu? Auch die Frau sah ihn verwundert an, aber Peter fuhr ruhig fort:

„Frau Kreisräthin, mein Vater hat in nichts ein Hehl vor mir; darf ich nicht auch wissen, was Sie uns bringen?“

Peter sah bei diesen Worten seinen Vater scharf und unverwandt an, er sollte nicht mit einem Augenwinken der Frau ein Zeichen geben können. Die Kreisräthin half, denn sie erwiderte:

„Was ich will oder bringe ist nur für Ihren Vater allein. Es freut mich aber, daß Sie und Ihr Vater so einig mit einander. Es geht keinem Kinde gut in der Welt, das nicht gut gegen seine Eltern gewesen.“

Peter schmunzelte: es ist doch prächtig, wie alle Menschen heucheln können; die Frau weiß doch sicherlich, wie er mit seinem Vater steht und thut so scheinheilig! Er lachte fort und fort, bis der Vater ihm sagte:

„Schick einen Imbiß und was zu trinken in die obere Stube für die Frau Räthin, weck' aber die Mutter nicht."

Landolin und Frau Pfann gingen von der Freitreppe die andere hinan, Landolin trat fast so leise auf, wie die Frau.

In der obern Stube, wo die Aussteuer für Thoma aufbewahrt wurde, war eine dumpfe Luft. Die Kreisräthin öffnete schnell ein Fenster, dann wendete sie sich zu Landolin und schaute ihn mit dem klaren freundlichen Blicke an, vor welchem es keine Härte und Verstocktheit zu geben schien; ja, wohin sie kam, verbreitete sie Ruhe, Gelassenheit und edle Anmuth.

Eine Magd brachte Speise und Trank.

Landolin ging an die Thüren und schaute nach, ob Niemand horche, dann sagte er mit einer gegen seine sonstige Art ganz fremden bescheidenen Höflichkeit:

„Setzen Sie sich da aufs Sopha, und darf ich nun bitten, was haben Sie mir zu sagen?"

Siebenundfunfzigſtes Kapitel.

„Herr Altſchultheiß," begann die Kreisräthin.

„Sagen Sie nur einfach Landolin, ohne Herr und ohne Altſchultheiß."

„Alſo Landolin, Ihr habt da vorhin ein Wort geſagt, ich wiederhole es nicht. Ihr habt es in Spott geſagt, in Zorn und Aerger. Landolin! Ihr ſeid vom Gericht freigeſprochen, aber ich möchte, daß Ihr Euch ſelber freiſprechen möget."

„Frau Räthin, ich bin heute zur Beichte geweſen in der Kirche beim Pfarrer."

„Gut. . . Ihr habt ein Gefühl, wie einer, der einen geheimen Kummer ſtill verbeißt und meint, man ſieht's ihm nicht an; Ihr fühlt Euch doch nicht frei und los und leicht."

Die Zornesader ſchwoll auf der Stirn Landolins, die alte Wildheit ſchien in ihm hervorbrechen zu wollen, da man ihm ſo tief in die Seele griff; ſeine Wimper ging raſch auf und nieder, die zuſammen-

gepreßten Lippen quollen auf und die Faust auf dem Tiſche ballte ſich krampfhaft. Er that ſich offenbar Gewalt an, um ſeine Zornesaufwallung nieder zu kämpfen.

„Ich weiß, was Ihr ſagen wollt," fiel die Frau mit einem gutmüthigen Blicke ein, „und Ihr habt ein Recht dazu. Sagt nur gradaus, ich ſoll Euer Haus verlaſſen, ich hätte kein Recht in Euer Haus und Euere Gedanken mich einzudrängen. Sagt's nur und ich geh'."

„Nein, bleiben Sie. Muß ſagen, ſo was hätt' ich nicht für möglich gehalten, nie . . . eine Frau! Jetzt reden Sie nur ohne Scheu, von ſo einer Frau laſſe ich mir Alles ſagen."

Die Frau erröthete und Landolin lächelte triumphirend: es iſt halt doch eine Frau und wie jede Frau mit Putz und Lob zu fangen.

Schnell begann aber die Frau mit einem aus tiefſter Seele quellenden Tone:

„Landolin! Wir Menſchen ſind darum mit einander auf die Welt geſetzt, damit einer dem andern helfe —"

„Ich weiß nichts davon. Kein Menſch kümmert ſich um den andern!" unterbrach Landolin.

Haſt Du es denn anders gehalten? Haſt Du denn früher Dich um Andere bekümmert? wollte die Frau erwidern, aber ſie hatte raſche Beſinnung genug, das zu unterdrücken, und entgegnete vielmehr:

„Sie haben die Bitterniß des Lebens durchkosten müssen.“

Landolin sah sie fragend an. Er spürte etwas von jener milden Heilkraft, die den Schmerz nicht dadurch zu lindern sucht, daß sie ihn ableugnet und vertuscht, sondern indem sie ihn in seiner Wirklichkeit und Berechtigung anerkennt.

„Ja, bis auf den Grund,“ sagte Landolin, „aber ich hab's fertig gebracht; die Welt geht mich nichts an und ich gehe die Welt nichts an.“

„Ist mir eine Frage erlaubt?“

„Ihnen jede.“

„So sagt mir: wenn das Unglück oder Ungeschick mit dem armen Menschen nicht Euch, sondern dem Titus, dem Oberbauer oder dem Tobelurban geschehen wäre, wäre der Landolin von Reutershöfen anders wie sie gegen ihn?“

Landolin zuckte mit den Achseln und pfiff mit gespitztem Munde unhörbar; er ging mit durch zwei auch durch drei an einander gereihte Gedanken, beim vierten aber hielt er an und war nicht vom Fleck zu bringen wie ein störrisches Pferd. Mit einem tief anmuthenden Lächeln sagte die Frau:

„Ich will für Euch antworten: Ja, Frau Pfann, ich wäre gradso gegen die Anderen, wie sie jetzt gegen mich sind.“

Landolin nickte:

„Wahr ist's.“

„Gut denn. So befreit Euch doch von dem, daß Ihr immer so zaghaft und so schreckhaft seid.“

„Ich schreckhaft? vor was?“

„Vor Euren eigenen Gedanken. Laßt Euch helfen.“

„Mir kann Niemand helfen.“

„Doch, doch, es giebt einen und das ist ein starker Mann, er weiß es nur jetzt nicht, und wisset Ihr, wie er heißt? Landolin von Reutershöfen. Ihr allein könnt Euch helfen, und wenn Ihr es thut, dann habt Ihr auch Niemand zu danken, als Euch.“

„Ja, wie denn?“

„Trinkt einmal und laßt mich auch trinken und dann hört.“

Achtundfunfzigſtes Kapitel.

„Landolin!“ begann die Kreisräthin aufs Neue. „Wenn man ſich drauf verlaſſen könnte, daß die Menſchen ſich ſelbſt Buße auferlegen und Gutes thun, wo ſie Böſes gethan oder auch, wo ihnen ein böſes Ungeſchick geſchehen; wenn man das ſicher wüßte, brauchte man auf der Welt keine Gerichte und keine Strafen. Landolin, es giebt ein Mittel, womit Ihr Euch und Euer ganzes Haus vom Unglück befreien könnt.“

„Sieht denn das Haus wie ein Haus voll Unglück aus?“

„Es ſieht nicht ſo aus und iſt doch ſo. Landolin! Da draußen ſitzt eine arme Frau, deren einziger Sohn verunglückt iſt. Von Feld und Wald weitum hat die Frau nur den kleinen Fleck Erde, darin ihr Sohn ruht und da wächſt —“

„Die Frau geht mich nichts an.“

„Das ſagt nur Euer Mund, Ihr denkt doch

ganz anders. Landolin! Wenn Ihr verurtheilt worden wäret, hättet Ihr der verlaſſenen Wittwe den Ernährer erſetzen müſſen."

Sie erſchrak, da ſie plötzlich durch ein Lachen Landolins unterbrochen wurde; es war freilich ein gezwungenes Lachen, aber doch eben Lachen. Sie ſah ihn fragend an, und er rief:

„Hui! Sie verſtehen ja die Rechtsſachen ganz genau."

„Es iſt jetzt von Recht keine Rede. Die arme Frau hat kein Recht. Was Ihr thut, thut Ihr freiwillig, und das iſt eben das Schöne. Landolin! Ihr werdet das Geld geben, das ich verlange, aber das iſt mir nicht genug, Ihr müßt auch noch die rechten Gedanken dazu geben."

„Ich hab' kein Geld und keine rechten Gedanken."

„Doch, Ihr habt beides, Ihr wollt es haben, und je mehr Ihr hergebt, um ſo mehr werdet Ihr haben. Ich bürge für Euch, Ihr macht der armen Frau ihre Tage noch gut und friedlich."

„Hoho!" rief Landolin, „damit dann die Welt ſagt, er giebt zu, daß er ſchuldig iſt, er will's zuſchmieren mit Wohlthätigkeit!"

„Was liegt Euch am Gerede der Welt?"

In der Seele Landolins mußte ein heftiger Kampf vorgehen und es zeigte ſich in ſeinen Mienen, in ſeinem ganzen Weſen, er ging unruhig in der Stube umher, ballte die Fäuſte, er löſte ſie auf; endlich blieb er vor der Kreisräthin ſtehen und ſagte:

„Frau Kreisräthin, und wenn Sie's auch mit mir fertig brächten, eine böse Frau bringen sieben Engel nicht aus der Bosheit heraus, eher fängt man mit der bloßen Hand einen Fuchs aus seinem Bau und Sie wissen's vielleicht noch nicht, Frau Kreisräthin, die Schaubkäther hat von je eigentlich ein verhärtetes Gemüth gehabt. Mag sein, daß sie nichts dafür kann; ihre Mutter ist mit dem Strohkranz auf dem Kopf vor der Kirchenthür gestanden, eh' die Schaubkäther geboren worden ist. Nein, Frau Kreisräthin, mit mir ... Sie haben's ja gesehen ... ich laff' mir zureden ... wer weiß aber —"

„Da vertrauen Sie mir. O lieber Landolin! Wenn Ihr mir folgt, wird Euch jeder Bissen und jeder Schlaf doppelt gesegnet sein. Kommet nur jetzt gleich mit zur Schaubkäther."

„Ich zur Schaubkäther? Wenn sie etwas von mir will, soll sie zu mir kommen; ich mag Ihnen gar nicht sagen, was sie mir auf Weg und Steg anthut."

„Drum geht jetzt mit mir zu ihr. Ich weiß recht wohl, was das ist: der Landolin zur Schaubkäther — aber fragt Euch jetzt nicht, ob Ihr nicht zu viel thut, ob Ihr Euch nicht herunter gebt. Kommet mit! Gebt mir die Hand. Kommet!"

„Es sei! Ich geh' mit Ihnen!"

Auf der Straße war es still, kein Mensch war sichtbar, als Landolin mit der Kreisräthin dahin ging; sie schaute mehrmals nach ihrem Begleiter, ob er nicht

plötzlich davon laufe, aber er ging im gleichen Schritt; nur da, wo die Straße von dem Wieſenweg berührt wird, ſtand er noch einmal ſtill und ſagte:

„Ich hätt's nie geglaubt, wenn mir Eins geſagt hätte, daß ich das thue; aber Ihnen zu lieb thu' ich's und die Schaubkäther mag ſchimpfen und fluchen, wie ſie will, ich thue nichts dagegen."

„Sie wird ſich bekehren laſſen," ſchloß die Kreisräthin zuverſichtlich.

Neunundfunfzigstes Kapitel.

In dem kleinen Häuschen, an dem der Wiesenweg vorüber führt, saß an diesem Sonntag Mittag die Schaubkäther an ihrem Tische, vor ihr lag das Gesangbuch, aber es war nicht geöffnet; die alte Frau hatte den Ellbogen auf den Tisch gestemmt und die linke Wange auf die knöcherne Hand gelegt. So starrte sie hinaus durch das offene Fenster, vor dem die schwarzen Beeren des Hollunders glänzten und ein junger Staar sang.

Lange sah die Alte so drein und rührte sich nicht, endlich schüttelte sie den Kopf, und ein bitteres Lächeln ging über ihre harten Züge, als sie vor sich hin murmelte:

„Er hat es gewagt, vor der ganzen Gemeinde zu Gottes Tisch zu gehen. O du da droben, verzeih' mir, daß ich so mit dir hadere, aber du bist auch nicht mehr wie in alten Zeiten. Vor der Kirchenthür müßte der Landolin stehen im Bußgewand ... Ja, Mutter, du hast da stehen müssen mit dem Strohkranz auf dem Kopf und hast gemeint, du mußt vor Schande in den

Boden ſinken und haſt die ganze Welt verflucht, und ich unter deinem Herzen hab's von damals an bekommen, es liegt mir im Blut, nichts als Elend und Jammer. O, lieber Gott, ich bitt' dich nur um Eins, laß mich nicht ſterben, ehe ich geſehen hab', wie es an dem Landolin ausgeht. Ich kann nicht warten, bis in die andere Welt; ich will nicht ..."

Sie that die Hand von der Wange und horchte auf; Stimmen, Tritte kamen näher, jetzt wurde der Holzriegel an der Hausthüre zurückgeſchoben, die Stubenthüre öffnet ſich.

„Bleibet nur ſitzen, Käther," ſagte die Kreisräthin, und hinter ihr ſtand der Landolin.

Die Alte öffnete den Mund, ſie konnte aber kein Wort hervorbringen. Die Kreisräthin legte die Hand auf ihre Schulter und ſagte: „Käther! Da iſt der Altſchultheiß, er will Euch Ruhe und Güte bringen und Alles, was gut und rechtſchaffen iſt. Jetzt bitte ich, faßt ein Herz und erleichtert Eure Seele und verſöhnt Euch; er will für Euch ſorgen, als wäret Ihr ſeine Mutter."

„Seine Mutter? Bin eine Mutter geweſen, Mutter heiß' ich nicht mehr ... Wären nicht zwölf Männer, wären zwölf Mütter bei Gericht geſeſſen, ſie hätten den da hängen laſſen und ſeine dicken Backen da und ſeine Augen hätten die Raben gefreſſen."

Die Kreisräthin war ſtarr vor dieſer Raſerei, die Schaubkäther aber wendete ſich nun an Landolin:

„Sie sagen ja, Du habest vor Gericht für Dich gesprochen, brauchst Du jetzt ein Anderes, das für Dich spricht?“

Landolin sagte mit gewaltsamer Fassung, es thue ihm im Herzen leid, daß so Schweres über die Schaubkäther gekommen sei; den Todten könne er nicht mehr lebendig machen, aber er verspreche, ihr zu leben zu geben, als wäre sie eine reiche Bäuerin. Mit gellendem Schrei rief die Schaubkäther:

„Und ich sag' Dir Pfui auf all Dein Geld und Gut. Nur weil die gute Frau da ist, spei' ich Dir nicht ins Gesicht. Ich hab's gefunden, in schweren Nächten, ja ich. So ist's. Allen Sündern kann vergeben werden, nur Einem nicht, dem Lügner nicht, und das bist Du. Zu Grunde gehen mußt Du, keine Ruhe haben Tag und Nacht, und Alles, was Dein ist, muß zu Grunde gehen. Komm mit! Komm auf das Grab von meinem Vetturi, knie' da nieder, ruf' die Gemeinde und bekenne ... Gelt, Du gehst nicht über den Kirchhof? Aber gieb Acht, Du mußt doch bald gehen, wenn eines von den Deinen stirbt —“

„Jetzt ist's genug!“ rief Landolin, „kommen Sie mit, Frau Räthin, oder ich geh' allein; ich kann mich nicht länger halten.“

Er wendete sich, die Kreisräthin warf noch einen bittenden Blick auf die Schaubkäther, diese aber lachte höhnisch ...

Lautlos gingen Landolin und die Kreisräthin

wieder mit einander bis da, wo der Fußweg in die Straße einmündet; dort ſtanden ſie ſtill, die Kreisräthin faßte ſeine Hand und ſagte:

„Lebt wohl! Wir haben nicht zu bereuen, daß wir den Weg gegangen; es wird Euch doch gut thun, gewiß, Ihr habt alles Menſchenmögliche gethan und könnt ruhig ſein. Wir haben nicht erreicht, was ich hoffte, aber es muß Euch doch leichter und freier ſein —“

„Freilich, freilich,“ entgegnete Landolin und ſchärfte die Lippen mit den Zähnen, denn er war keineswegs beruhigt oder gar zufrieden; es wurmte ihn, daß er ſich ſo herabgelaſſen hatte und ſich ſo zahm von Weibern hin und her führen ließ, ſtatt drein zu ſchlagen. Er murmelte Flüche vor ſich hin, daß die Schaubkäther, die unzweifelhaft die Diebshehlerin ihres Sohnes geweſen war, nun ſo ehrbar daſtehen ſollte. Er that mehrmals den Hut ab und ſetzte ihn wieder auf. „Meinetwegen!“ ſagte er endlich.

„Sprecht nur,“ ermunterte die Kreisräthin, da Landolin zögernd inne hielt.

„Ja, Frau Kreisräthin, wenn ich's recht überleg', kann ich's der Schaubkäther nicht ſo arg verübeln, daß ſie ſo toll iſt und gegen mich raſt; ich bin freilich unſchuldig, aber es iſt doch geſchehen. Ich glaub' nicht an Hexerei und Prophezeiung, aber es hat mich doch erſchreckt, wie ſie vom Tode der Meinigen geſprochen hat. Ja, was hab' ich ſagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja doch, das. Die Schaubkäther kann ſich einen

Haß gegen mich erhalten, aber meine Tochter ... Ja, Ihnen ſag' ich's, wie ſtumm und taub iſt ſie gegen mich."

Die Stimme ſtockte ihm und die Frau half:

„Braucht nichts weiter zu ſagen. Könnt Euch drauf verlaſſen, ich werde der Thoma zu Gemüthe reden und da wird's beſſer gehen als da drüben. Ich werde die Thoma bitten laſſen, daß ſie zu mir kommt."

Mit einem Händedruck ſchieden Landolin und die Kreisräthin. Dieſe ging eine Weile wie verloren und vergeſſen des Weges dahin, bald aber pflückte ſie nach ihrer gewohnten Art Blumen und Gräſer und ſchöne Zweige am Wege und ordnete ſie nach Farbe und Form zu einem Strauß, warf aber den Strauß wieder weg.

Am Wirthsgarten des Schwertwirthshauſes kam ihr Mann ihr entgegen und führte ſie zu den Freunden; ſie ſaß aber heute ſtumm und in Gedanken verloren in ihrer Mitte.

Sechzigſtes Kapitel

Die Mitglieder des Caſinos hielten unverbrüchlich feſt, daß ſie die Kreisräthin nie nach den Ergebniſſen ihrer Bemühungen fragten, und ſie ſelber ſprach nicht davon, wenn ſie nicht der Hülfe des Einen oder Andern bedurfte. Wohl ſah man ihr an, daß ſie heute Schweres verſucht haben mußte; es ſpannten ſich aber ihre Mienen wieder, da der Reallehrer begann:

„Die Herren erlauben wohl, daß ich der Frau Kreisräthin über Ausgangspunkt und Stand unſeres Geſpräches berichte. Der Herr Kreisarzt hatte erzählt, daß der Wälderjörgli ſeit jenem Tage der Fahnenweihe, da er die Rednerbühne beſtiegen hatte, ſeiner Auflöſung entgegen gehe. Hieran knüpfte ſich die Behauptung, daß der Nutzen der Bildung für das Volk in jedem Betracht fraglich ſei; die Derbheit erhalte das Volk auch phyſiſch kräftiger als die Bildung.

Der Herr Kreisrath entgegnete, ein Kind müſſe Jüngling und Mann werden; die Frage ſei müßig, ob es nicht, Kind verblieben, glücklicher geweſen wäre.

Der Herr Kreisarzt wollte eben etwas darüber sagen, um uns über die Wirkungen der Bildung in Bezug auf Krankheiten zu unterrichten."

„Nicht so genau," nahm der Kreisarzt auf, „aber ich wollte sagen, das Einhalten der Diät, die beim Bauer das Schwerste ist, bemißt sich nach seinem Bildungsgrade und wiederum bei ausgebrochener Krankheit wird der acute Charakter durch rechtzeitige Vorbeugungen oft gebrochen."

„Das beanspruche ich auch für die geistigen und sittlichen Disciplinen," rief der Reallehrer, „die mäßigende Kraft der Bildung wird der acuten Kraft der Leidenschaften vorbeugen und den tragischen Untergang abwenden. Die Starrköpfigkeit, die stiere Unbeugsamkeit ist nicht gerade wirkliche Kraft —"

„Ein Streit um des Volkes Bart," sagte ein Geistlicher lächelnd zu seinem Amtsbruder und reichte ihm die offene Dose hin. Der Reallehrer hatte etwas flüstern gehört, aber nichts deutlich vernommen; mit einem scharfen Seitenblick auf den Störer fuhr er fort:

„So gewiß in Krankheitsfällen die Arzneimittel die arbeitende Natur unterstützen oder eine Hinderung der Naturarbeit beseitigen, eben so gewiß werden die seit Jahrtausenden angesammelten Bildungsmittel bei sittlichen Gebrechen, beim Ausbruch einer Leidenschaft, die zu Verbrechen führt, ja bei geschehenem Verbrechen lindern und heilen." Zu dem Geistlichen

gewendet fuhr er fort: „Auch die Religion ist ein heilvolles Bildungsmittel, nur ist sie es nicht allein.“

„Dank!“ entgegnete der Geistliche mit der Hand gestikulirend, die eine Prise zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. „Aber verehrter Herr Doctor, Ihre Bildungs-Heilkraft ist ein Gebräu von klassischer und naturwissenschaftlicher Bildung, jede Stunde einen Eßlöffel, vor dem Einnehmen durch einander zu schütteln. Probatum est.“

Unter allgemeinem Lachen fügte er hinzu: „Ihre Bildung kann dem Volke nicht einmal neue Vergnügungen schaffen. Was wollen Sie ihm geben? Sie haben nicht das Derbe, das es braucht. Da sehen Sie! Die Burschen, die sich in der Ernte die ganze Woche müde gearbeitet haben, kegeln am Sonntag und schleudern die schweren Kugeln.“

Das Kegelspiel wurde eben unterbrochen, denn der Bahnzug brauste heran, und die Kegelnden, die offenbar Ankommende erwartet hatten, zeigten nach dem Bahnhofe, der von der Casino-Laube zu übersehen war und dort hieß es:

„Die Hollandfahrer! Dort kommt der Anton Armbruster mit den Flötzern.“ Mächtige Männer stiegen aus, sie trugen zusammengerollte Mäntel und hohe Wasserstiefel an den Aexten über der Schulter. Sie kamen in den Wirthsgarten und saßen bald, von Gruppen der Angehörigen und Fremden umringt, beim schäumenden Biere. Die Flötzerstimmen waren laut

und alles Lachen klang, wie wenn Balken über einander rollen.

Anton saß bei seinem Vater, der ihn hier erwartet hatte. Er hatte wieder sein altes frisches Ansehen, aber aus seinen Mienen wie aus denen des Sägmüllers war leicht zu erkennen, daß etwas nicht nach dem Sinne des Alten geschehen war; er stieß wohl mit seinem Sohn an, aber er stellte, ohne zu trinken, das volle Glas wieder auf den Tisch. Die Kreisräthin ging mit der Schwertwirthin im Garten auf und ab, bald trat die Wirthin zu Anton, der sich erhob und zur Kreisräthin ging, sie höflich begrüßend. Sie reichte ihm die Hand, ging mit ihm nach dem leeren Schattengang am Ufer, dort richtete sie zuerst den Gruß des Lieutenants aus, und erzählte dann, wo sie heute gewesen und was sie erlebt. Sie schaute ihn scharf an, da sie zuletzt sagte:

„Die Thoma kommt nächstens zu mir, darf ich ihr von Ihnen sprechen?"

„O gewiß, gern."

„Sie sind also in Holland nicht Bräutigam geworden?"

„Kein Gedanke. So lang wie Thoma sich nicht verheirathet, bleib' ich auch ledig. Es ist schön gewesen in Holland, recht schön, herzliche Menschen, und sie haben die Dummheit nicht mehr, daß sie glauben, wir Deutschen wollten Holland nehmen. Sie haben mir gut zugehört, wie ich vom Krieg erzählt hab', und

die älteſte Tochter von unſerm Geſchäftsfreund hat mir geſagt, ſie könnte drei Tage lang zuhören, wie ich ſo erzähle.“

„Hat ſie Ihnen auch gefallen?“

„Freilich, ein ſchönes Mädchen, und die Gutherzigkeit ſieht ihr aus dem Geſicht, aber eben doch keine Thoma. Wie geſagt, ſo bleibt's. Schau, da kommt der Peter von Reutershöfen mit dem Fuhrwerk. Peter! Was giebt's?“

„Mein' Mutter iſt krank, und da ſoll ich den Doctor holen. Es hat nicht viel zu bedeuten, aber der Vater iſt ſo ängſtlich.“

„Iſt ſonſt Alles wohl bei Euch?“

„Freilich.“

Der Arzt fuhr mit Peter davon, die Kreisräthin beauftragte ihn, Thoma zu ihr zu ſchicken, wenn ſie die Mutter verlaſſen könne.

Bald ging auch Anton mit ſeinem Vater heimwärts.

Der Arzt auf der Hochebene und die Flößer im Thale wurden von einem mächtigen Gewitter überraſcht, das mit Sturm und Hagel losbrach.

Einundsechzigstes Kapitel.

Zwei Tage und zwei Nächte gewitterte es mit nur kurzen Unterbrechungen fort und fort im Thale und auf der Hochebene. Wenn Gewitterwolken sich in den dichtbestandenen Waldbergen und an den zackigen Felsen verfangen haben, so finden sie keinen Ausweg mehr, sie wogen hin, sie wogen her, zerreißen und sammeln sich wieder, es blitzt und donnert, es strömt und hagelt, bis Alles sich entladen hat.

Man könnte fast sagen, es ist mit den Menschen hier auch so; wenn sich an diesen harten scharfkantigen Naturen böse Stimmungen angeheftet haben, dann grollt und hadert es fort und fort.

Landolin und Thoma saßen am Krankenbette der Mutter, bald zusammen, bald allein, aus ihren Augen blitzte es, aber es kam zu keinem Ausspruche. Die Mutter war immer beklommen, denn die Luft kühlte sich die beiden Tage und Nächte nicht ab. Am dritten Tage aber, da die Sonne hell hernieder schien und eine

balſamiſch friſche Luft Alles neu belebte, ſagte die Mutter:

„Mir wohlet wieder. Thoma, es wird Dir gut thun, und die gute Frau Kreisräthin hat Dir gewiß Gutes zu ſagen. Geh zu ihr, ſie hat Dir ja durch den Doctor Botſchaft ſagen laſſen. Thu's mir zu lieb und geh' und bring' mir Gutes heim. Du kannſt ſchon gehen, Du haſt mich gepflegt, wie ich Dir wünſch', daß Dein Kind Dich einſtmals pflege."

Peter hatte berichtet, daß er den aus Holland zurückgekehrten Anton geſehen habe, in den die Kreisräthin emſig hineingeſprochen, und die Mutter ſagte es zwar nicht, aber ſie hoffte im Stillen, den Ausgleich mit Anton noch zu erleben.

Thoma rüſtete ſich zum Gange nach der Stadt, obgleich es ihr zuwider war, daß da ein Fremdes eingreifen wollte; ſie braucht keine fremde Hülfe und die nützt auch nichts.

Als ſie ſonntäglich gekleidet zur Mutter kam, ſagte dieſe, ihre Hand faſſend:

„Kind, Du ſiehſt gleich wieder ganz anders aus, wenn Du Dich ein bisle herausmachſt. Nimm's mit auf den Weg, Du biſt ſo lind und ſo brav gegen mich, jetzt ſei's auch gegen die Anderen. Mach' nicht gleich wieder ein finſter Geſicht. So, ſo iſt's ſchön. Wenn Du lachſt, biſt Du ganz anders. Sag' auch dem Vater Ade, er iſt im Stall, die Fuchsſtute hat ein Füllen kriegt. Das iſt ein gutes Zeichen. Geh' in

Gottes Namen und Du wirſt erſt wieder recht heiter heim kommen. Behüt' Dich Gott!"

Thoma ging, ſie rief in den Stall nur raſch Ade hinein und wartete keine Antwort ab.

Auf der Straße war's ihr, als müſſe ſie wieder umkehren, als dürfe ſie die Mutter nicht Fremden zur Wartung überlaſſen; aber ſie ging doch fürbaß, in Gedanken überlegend, was ſie der Frau Kreisräthin erwidern würde.

Oftmals hob auch Thoma die Hände voll Jammer und ſah mit traurigem Blick, welche Verwüſtungen das Hagelwetter in den Feldern angerichtet hatte; ſie beruhigte ſich indeß wieder, da ſie wußte, daß der Vater in die Hagelverſicherung eingeſchrieben iſt; jetzt hat man doch auch einmal etwas davon, daß man ſo viel Jahre herein die Beiſteuer bezahlte.

An dem ſchönen Birnbaum, der damals wie ein Blumenſtrauß ausgeſehen hatte, ſtand Thoma ſtill, der Sturm hatte faſt alle Birnen abgeſchüttelt, ſie lagen ringsumher. Thoma rief eine Magd, die im Kartoffelfelde arbeitete, ſie ſolle die Birnen einſammeln, dann ging ſie wieder ihres Weges.

Alles erinnerte ſie an ihren erſten und einzigen Brautgang mit Anton, ſie hatte ſeitdem dieſen Weg nicht betreten. Sie mied den Platz, wo damals Vetturi ſie angeſprochen, aber dort, wo ſie geruht hatte und Anton mit einer Maiblume ihr übers Geſicht ſtrich, dort ſtand ſie doch eine Weile ſtill. Es war lautlos

im Walde, kein Vogel ſang, eine ſchwüle Stille brütete über Moos und Gras, darauf die Sonnenſtrahlen zitterten, im Wege lagen dürre und grüne Zweige, und die zu Harz angeriſſenen Bäume waren geknickt.

Erſt auf dem Wieſenwege war es wieder hell und frei, die Maiwieſe war noch zerſtampft vom Feſt der Fahnenweihe her, das Waſſer des Stromes war gelb und zog in hohen brauſenden Wellen faſt bis an die obere Wölbung der Brücke.

Die Schwertwirthin grüßte Thoma vom Fenſter. Thoma dankte und ging raſch vorüber.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Die Kreisräthin war nicht zu Hause, aber die Magd sagte, sie sei nur auf den Bahnhof gegangen, da man den Herrn Bruder erwarte, der vielleicht schon mit dem ersten Zug einträfe, sie käme bald wieder; die Magd öffnete das Eckzimmer, wo Thoma warten sollte.

Eine Luft voll Ruhe und Behagen, voll erfrischenden Wohlgeruchs von blühenden Blumen auf Tischen und Säulen umfing Thoma, und ihr Auge schweifte umher auf die schönen Bilder und Statuetten, die die Sonne hell beleuchtete. Alles war so still wie die Blumen, wie die Bilder, selbst die Standuhr über dem Schreibtische mit den Familienbildern bewegte den Pendel nur, ließ aber kein Geräusch vernehmen.

Thoma setzte sich in den Erker, und fremd erschien ihr der Fluß, die Berge ihrer Heimat; das sah Alles von hier durch die großen Scheiben so ganz anders aus.

Mit einem Strauß von Feldblumen in der Hand

trat die Kreisräthin ein, sie hieß Thoma herzlich willkommen, der Ton ihrer Stimme klang weich und doch auch fest.

„Wie schön ist's bei Ihnen, wie wunderschön!" brachte Thoma zuerst hervor, ihre Stimme bebte.

„Freut mich, daß es Dir bei mir gefällt."

„O lieber Gott," nahm Thoma wieder auf, „und diese Frau, die es daheim so schön hat, die geht in die Stuben der Armen, die geht zur Schaubkäther!"

„Setz' Dich und laß Dir's bei mir wohl sein. Wie geht's Deiner Mutter?"

„Besser, aber noch nicht ganz gut."

„Bringst Du mir Gutes von Deinem Vater?"

„Mein Vater sagt mir nichts, ich hab' von Fremden erfahren, daß er mit Ihnen bei der Schaubkäther gewesen ist. Ja, Sie können mehr als alle Menschen, daß Sie ihn dahin gebracht. Darf ich nun fragen?"

„Frag' nur."

„Hat mein Vater die Schaubkäther um Verzeihung gebeten und hat er gestanden?"

„Gestanden? Dein Vater ist ja freigesprochen."

„So? Dann hab' ich nichts mehr zu sagen. Ich bitte, was ich gesagt hab', ungehört sein zu lassen."

„Liebe Thoma, laß Dich dünken, ich sei Deiner Mutter Schwester. Hab' Vertrauen zu mir, ich sehe Dir an, es drückt Dir etwas das Herz ab. Ich bitt' Dich, erleichtere Deine Seele."

„Ja, ich will, und wenn's auch nichts hilft, einmal heraus muß es. Liebe Frau! ich . . . ich hab's geſehen, mit meinen eigenen Augen hab' ich's geſehen, wie der Wurf von meines Vaters Hand den Vetturi getroffen hat, und der Vetturi hat ſo wenig einen Stein aufgehoben als das Bild an der Wand da einen aufhebt. Und doch iſt mein Vater hingegangen und hat Alles abgeleugnet, und hat das ganze Gericht und alle Zeugen zur Lüge gebracht. . . . O lieber Gott! Was hab' ich da geſagt?"

„Sei ruhig! Du meinſt alſo, Dein Vater hätte eingeſtehen müſſen?"

„Sicher, gradaus, und ich wär' zu unſerm Großherzog gegangen und hätt' einen Fußfall gethan, aber Gerechtigkeit wär' geſchehen. Ich hab's nicht ſo bös gemeint und ich hab's im Zorn gethan, — das iſt ehrlich und bringt wieder zu Ehren. Wie oft hat mein Vater Zorn und Spott ausgelaſſen über den und den, der ſich für reicher ausgiebt, als er iſt, und die Menſchen um Geld betrügt, um Geld . . . Und was hat's meinem Vater genützt? Betteln gehen muß er beim Geringſten um ein gutes Wort oder auch um Stillſein. Frau Räthin! Ich bin voriges Jahr am Pfingſtſonntag drüben geweſen in Sanct Blaſien; da war eine Frau, die ſich rothe Backen angeſchminkt gehabt und Mehl am Hals und auf der Stirn; am hellen Tage hat ſie da geſeſſen und alle Menſchen keck angeſehen, ob ſie auch ihre ſchönen rothen Backen ſehen

und ihren weißen Hals, und sie selber hat doch gewußt, daß sie nicht jung ist, im Gegentheil, alt und verschrumpft . . ."

„Ich verstehe, Du findest es Deines Vaters unwürdig."

„Unwürdig?" wiederholte Thoma, dies Wort aus höherer Sphäre berührte sie seltsam, und die Kreisräthin fuhr fort: „Kind, Du hast am Anfang nicht so hart gedacht, aber nach und nach hat sich's in Dir verschärft, ist immer bitterer, immer spitzer geworden, und was Dich hätte abmildern sollen, hat Dich nur noch mehr verherbt. Wenn Dein Vater demüthig gewesen ist, hat's Dich verdrossen, und wenn er stolz gewesen ist, auch."

Die Augen Thoma's wurden immer größer, sie war wie ein Kranker, dem der Arzt genau sagt, was er leidet, und diese Verwunderung über das Wissen des Andern wird zur Bereitschaft, zum Beginn der Heilung.

Die Kreisräthin legte die Hand auf ihre Schulter: „Ja, liebe Thoma, in der Gefangenschaft kann man nur nichts Böses thun, in der Freiheit aber kann man Gutes thun. Kind, Deine Wahrheitsliebe ist gut und brav, aber wie soll ich doch sagen? . . . jetzt nicht mehr am Ort . . ."

Die gute Frau empfand eine tiefe Verwirrung und ihr Antlitz erröthete wie in Scham. Sie, die immerdar auf das Gerade drang, sie sollte nun eine in sich feste Wahrhaftigkeit erschüttern?

Dennoch faßte ſie ſich wieder und fuhr fort: „Ja, und wenn auch Dein Vater die Wahrheit verleugnet hat, er büßt hart, weil Du ihn verleugneſt.“

„Ich?“

„Ja, Du biſt ſein Kind und Du darfſt nicht über ihn richten. Du ſollſt mir jetzt nichts verſprechen, als daß Du Dich nochmals ernſt und gewiſſenhaft prüfen willſt, und das ſoll ſich zeigen bei der Sache, wegen deren ich Dich eigentlich zu mir rufen ließ. Mein Bruder wird bald kommen und ich muß das ſchnell mit Dir ordnen.“

Die Kreisräthin erzählte nun von Anton, wie ihn Jedermann hochſchätze und liebe und wie ehrlich und ſchön er ſich bei ſeiner Heimkehr aus Holland ausgeſprochen. Sie zeigte Thoma, wie ſie, wenn auch aus redlichem und ehrenhaftem Sinn doch gegen ihre Eltern und gegen den Geliebten unrecht thue.

„Du meinſt,“ fügte ſie hinzu, „Du kannſt Deinen Bräutigam nicht wieder Dein nennen, weil Du ihm nicht die gleiche Ehre bringſt, wie er Dir.“

„So iſt es.“

„Ja, aber Du weißt nicht, oder haſt vergeſſen, daß die Liebe nicht abrechnet und aufzählt: ſo viel haſt Du und ſo viel hab' ich. Faſſe Dich und erbaue Dein Glück für Dich und den Geliebten und für Deine Eltern und Alle, die es gut und treu mit Dir meinen, wie ich. Schau, da iſt die Schaubkäther, es iſt ihr ſchweres, bitteres Leid geſchehen, und ſei es, daß es

von Deinem Vater geſchehen. Und Du. Es iſt gut und bleib' dabei, daß Du Lüge und Unrecht gradaus ſiehſt und verdammſt, dabei bleib', nur ſei auch mild und gut gegen die, die in Unrecht verfallen. Du aber, Du biſt eine Helferin der Schaubkäther, biſt hart, unbarmherzig, wie ſie —"

„Ich? ich?" rief Thoma.

„Ja," erwiderte die Kreisräthin mit ungewohntem ſcharfen Ton. „Ja, Du. Faſſe Dein Kindesherz! Tödte nicht Tag für Tag Dein Kindesherz und das Herz der Deinen —"

„Es iſt! Es iſt!" rief Thoma, die Hände emporhebend, ihre Wangen glühten, ihre Augen ſtrahlten, ihre Geſtalt ſchien höher zu wachſen.

Als wären alle Menſchen da, rief ihnen Thoma zu:

„Verzeih' mir, Vater, ich hab' ſchwer gegen Dich gefehlt, verzeih' mir, Anton, ich hab' Dich ſchwer gekränkt, verzeih' mir, Mutter, o, liebe Mutter, ich bin ſo herb geweſen, ſo hoffärtig." Als ob Jemand ſie feſthielte und ſie ſich losmachen müſſe, bewegte ſie die Hände und rief: „Ich will heim, heim zu den Eltern, zu Anton, ich will ihnen die Hände unter die Füße legen, weil ich ſo bös, ſo ſtolz gegen ſie war; ich hätt' ihnen helfen ſollen in dem ſchweren Leid, und hab' es ihnen noch ſchwerer gemacht."

Es giebt Knospen, die nicht vom weichen Regen aufgelöſt, ſondern nur von harten Hagelkörnern geſprengt werden. Die Seele Thoma's hatte ſich geöffnet,

und Worte, Gedanken drangen aus ihr hervor mit einer Macht und Größe, wie die Kreisräthin nicht erwartet hatte.

Da hörte man Tritte auf der Treppe.

„Mein Bruder kommt!“ rief die Kreisräthin.

Die Thüre öffnete sich, der Staatsanwalt trat ein und die Kreisräthin umarmte ihn:

„Lieber Julius! Sei willkommen!“

Thoma stand abseit und die Kreisräthin stellte den Staatsanwalt vor. Thoma konnte kaum den Blick erheben, kein Wort erwidern. Ein Staatsanwalt ist Bruder und wird lieber Julius genannt? Ein Staatsanwalt war ihr eine Art Scharfrichter, der die Menschen ans Messer liefert; und als jetzt der manierliche Mann sein Einglas in die Braue kniff, fiel ihr ein, daß das ja der Mann gewesen war, der ihren Vater angeklagt hatte. Trotz und Lächeln wechselten rasch in ihren Mienen.

Der Staatsanwalt öffnete das Klavier, fuhr über die Tasten und sagte zu seiner Schwester:

„Ich freue mich, wieder vierhändig mit Dir zu spielen.“

Thoma schickte sich zum Fortgehen an, die Kreisräthin begleitete sie auf die Treppe und sagte, sie wolle sie nicht mehr zum Dableiben auffordern, zumal da die Mutter krank sei.

Thoma überfiel plötzlich eine Angst, als ob sie schon zu lang hier geblieben wäre, sie eilte heimwärts;

unterwegs am Waldesrande ſtand ſie einmal ſtill und breitete die Arme aus, als könnte ſie alle ſo lang Entbehrten umarmen. Bei dem Birnbaum begegnete ihr der Galloppkübler und ſagte, er ſei als Bote zu ihr geſchickt, ſie ſolle ſchnell heimkommen, die Krankheit der Mutter habe ſich verſchlimmert.

Dreiundſechzigſtes Kapitel.

Nicht lange, nachdem Thoma weggegangen war, rief die Frau ihren Mann zu ſich und ſagte:

„Setz' Dich in Ruh und ſei heiter. Kannſt Dich darauf verlaſſen, die Thoma kommt heim mit lauter Glück und Segen, Alles wird wieder gut, ſie kommt und hat den Anton an der Hand.“

Landolin ſchwieg, er war betroffen von dem verklärten Blick und der wunderbaren Stimme ſeiner Frau. Sie ſchloß die Augen, nach einer Weile aber ſagte ſie lachend:

„Der Wälderjörgli! Es hat mich lang nichts ſo gefreut, wie ſein Gruß. Wenn ich wieder geſund bin, mußt Du mit mir hinüberfahren zum Wälderjörgli.“

Landolin nickte, er konnte ja ſeiner Frau nicht ſagen, daß der Wälderjörgli im Sterben liege.

Landolin ging in die andere Stube und ſchaute zum Fenſter hinaus, er ſah den Agenten der Hagelverſicherungsgeſellſchaft mit dem Schultheiß und meh-

reren Gemeinderäthen aus dem Felde kommen, der Agent steckte seine Schreibtafel in die Tasche. Die Männer hatten offenbar den Hagelschaden beschaut und abgeschätzt. Sie kamen näher zum Hause Landolins und dieser grüßte zuvorkommend, der Agent dankte und wollte vorübergehen.

„Ja, wie ist's denn?" fragte Landolin, „habt Ihr denn meinen Hagelschaden nicht auch beschaut und abgeschätzt, und warum ohne mein Dabeisein?"

Der Agent entgegnete, daß Landolin nicht mehr versichert sei, sein Sohn Peter habe schon im Frühjahr aufgekündigt.

Landolin zog sich vom Fenster zurück und schloß dasselbe, er wollte den Leuten nicht zeigen, wie ihn die Eigenmächtigkeit und der Unverstand seines Sohnes betroffen hatte. Er saß auf der Bank, und die Hände zwischen die Knie klemmend und die Lippen beißend, dachte er: Jetzt lachen sie über mich, jetzt können sie schadenfroh sein und noch dazu, daß offenbar wird, wie ich in meinem Haus nichts mehr gelte.

Er ging nach dem Hof, fragte nach Peter, er hörte, daß Peter mit den Rappen im Walde sei.

Er sagte sich, es ist gut, daß dein Zorn verraucht, es soll keine Händel geben, sie sollen nicht auch noch das haben, daß sie sich über den Unfrieden bei uns freuen; aber dem Peter muß eingetränkt werden, was er so keck verunschickt hat.

Landolin schien seine Unruhe bekämpft zu haben,

und wieder sah er zum Fenster hinaus und sah Peter mit einer großen Fuhre Holz daherkommen. Er rief ihm zu, er möge, wenn er abgeschirrt und abgeladen habe, in die Stube kommen, er habe ihm was zu sagen.

Es dauerte lange, bis Peter kam, und Landolin, in dem es wieder aufkochen wollte, redete sich Ruhe ein.

Endlich kam Peter und fragte, was der Vater zu sagen habe.

Landolin setzte sich und sagte: „Setz' Dich."

„Ich kann schon stehen."

„Sprich nicht so laut, die Mutter liegt krank in der Kammer."

„Ich sprech' nicht laut."

„Gut, so komm mit von da fort auf den Altan."

Sie gingen mit einander und Landolin sagte, daß er Alles im Guten sagen wolle und Peter solle es auch so aufnehmen; er habe einen Unschick begangen mit Aufkündigung der Hagelversicherung, es solle ihm das nur zur Warnung dienen, daß er einsehe, der Vater habe doch Manches besser gemacht und er solle seinen Unschick eingestehen.

„Von Eingestehen ist bei Uns keine Rede!" entgegnete Peter trotzig.

Landolin spürte den Stich in der Brust, wie wenn da ein Dolch sich einbohrte, er stöhnte auf und sagte:

„Denk' nur, wie die Leute über uns spotten."

„Es wäre gut, wenn sie nur das hätten; sie thun's

noch über manches Andere. Und genug, ich laß mir keine Vorwürfe machen."

„Ich hab' Dir keine gemacht."

„Schön. Ihr könnt das auch wieder ableugnen, es ist kein Zeuge."

„Peter, reize mich nicht, ich hab' gut mit Dir reden wollen."

„Ich merke nichts davon."

„Peter, zwing' mich nicht, daß ich mich an Dir vergreife."

„Thut's, schlaget mich auch todt wie den Vetturi und leugnet's nachher ab."

Ein Schrei ertönte auf dem Altane, aber ein Schrei tönte aus der Stube, der noch viel gellender war. Landolin eilte hinein, auf der Schwelle der Kammerthür lag die Frau, todt.

Sie hatte offenbar den Streit gehört, hatte schlichten wollen und war todt niedergesunken.

Auch Peter war in die Stube gekommen, Landolin winkte ihm, daß er fortgehe; er schlich erschreckt davon.

Man hatte die Todte aufs Bett gelegt, Landolin saß neben ihr, bis Thoma athemlos in die Stube kam und mit Einem Blicke sah, was geschehen war; sie sank an der Leiche nieder und rief:

„O Mutter! Mutter! Nun bin ich ganz allein auf der Welt, ganz allein."

Mit einem Herzen voll Liebe, voll Demuth war

Thoma heimgekehrt und nun hatte sich dieser Ausruf der Verzweiflung aus der alten Stimmung herausgerungen.

Als Thoma nach dem Vater umschaute, war er nicht mehr da.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Thoma hatte schon oft ins kalte starre Antlitz des Todes geschaut, sie drängte sich nicht herzu, wo Elend und Krankheit war, aber sie hatte sich nie einem Anruf versagt.

Wie anders war's aber jetzt, da sie an der Leiche der Mutter kniete; es schien unfaßlich, daß die Treue, Gute, die auf jeden Anruf so schnell bereit war, keinem Jammerschrei, keinem Hülferuf antwortete. Das ist der bittere Tod.

Thoma hatte erst, seit das Ungemach in das Haus eingebrochen war, ihre Mutter ganz kennen gelernt; in den Tagen vordem hatte sie, gleich dem Vater, das wortlose, bescheiden thätige Wesen der Mutter wenig geachtet, wenn sie auch die kindliche Ehrerbietung ihr nie versagt hatte.

„Mutter, liebe herzensgute Mutter, höre mich!" schrie Thoma. Aber das ist der bittere Tod, er giebt keine Antwort mehr.

Im Wirrwarr ſchwirrte Alles durcheinander in der Seele Thoma's; das längſt Erlebte und das Heute. Da drunten lebt die Kreisräthin in der ſchönen Stube bei ihren Bildern und Blumen, und ſie ſpielt jetzt wol vierhändig mit ihrem Bruder; da draußen aber ſitzt die Schaubkäther, wird ſie frohlocken, daß der Tod eingezogen in das Haus Landolins? Nein, das kann ſie doch nicht. Da drunten bei der Sägmühle ſitzt Anton und denkt der Geliebten ... Dieſe neigte jetzt den Kopf, als wäre ihre Sehnſucht erfüllt, als wäre Anton da und ſie könnte ihr ſchweres Haupt an ſeine Bruſt legen.

Mit welchem Alles verſöhnenden, Alles beglückenden Gedanken war Thoma heimgekehrt. Und nun?

Wo iſt Peter? Wo iſt der Vater? Warum iſt er fort? Wie iſt denn Alles ſo plötzlich geſchehen? Thoma erinnerte ſich nicht mehr, was ſie in Gegenwart des Vaters ausgerufen.

Jetzt hörte ſie Schritte in der oberen Kammer, das iſt der Schritt des Vaters. Warum kommt er nicht? Warum iſt er nicht da? Jetzt hörte ſie einen Fall.

Es erſchien Thoma wie eine Liebloſigkeit, die Todte zu verlaſſen, aber ſie ging doch; ſie wollte dem Lebenden Troſt zuſprechen und ihm künden, was in ihrer Seele aufgegangen war. Sie ging die Treppe hinan, die Thüre war verſchloſſen, ſie klopfte, Niemand antwortete. Sie rief laut: „Vater! Vater!“

Seit langer Zeit rief das Wort zum erstenmal wieder.

Drinnen in der Stube richtete sich Landolin vom Boden auf und horchte. Dieser Ruf seines Kindes schien ihn neu aufzuwecken, dennoch rief er:

„Du hast gesagt, Du bist allein, ich will auch allein sein, ich bin allein, für Dich nicht mehr auf der Welt.“

„Vater, machet auf, das Herz zerspringt mir.“

Die Thüre öffnete sich, und Thoma fiel dem Vater um den Hals und konnte vor Schluchzen nicht reden, endlich sagte sie:

„Vater, ich hab' Euch um Verzeihung bitten wollen.“

„Nicht Du, ich, ich habe zu Dir kommen wollen. Red' nicht, laß mich reden. Thoma, Du hast recht gehabt, ich hab's gethan, ich hab's, ich hab' den Vetturi getödtet und hab's abgeleugnet.“

Thoma sank vor dem Vater auf die Kniee und bedeckte seine harten, rauhen Hände mit Küssen und Thränen. Der Mond leuchtete in die Stube, und als Thoma aufschaute und das Antlitz ihres Vaters sah, erschien es ihr wie verklärt; das war nicht mehr das Antlitz des harten unbändigen Mannes.

„Niemand als Dir sag' ich's, und Niemand als Du hat ein Recht, es von mir zu hören, Niemand als Du hat mir zu verzeihen, und Niemand als Du kann mir helfen, das Schwere zu tragen, die paar

Jahre noch, bis ich bei der Mutter bin.“ So rief Landolin.

Der ſtarke Mann ſchluchzte und weinte, daß es ihm das Herz abzuſtoßen ſchien.

„Thoma! Du haſt's gedacht und haſt mir's nie geſagt und haſt nie ſchön gegen mich und vor der Welt gethan, er aber, er hat mir's ins Geſicht geſchleudert; und ich bin am Leben geblieben und die Mutter iſt davon geſtorben.“

Er erzählte den Streit mit Peter und deſſen Folgen.

„Vater!“ begann Thoma, „Ihr könnet nicht wollen, daß der Peter zu Grunde geht; er iſt Euer Kind. Die einzige Hülfe iſt, wenn wir ihm verzeihen, wir zwei, die es getroffen hat.“

„Du haſt recht, Kind, ja, Du biſt brav. So wollen wir's halten und uns dagegen ſtemmen, daß nicht Alles einbricht. Wir wollen den Peter halten, er ſoll nicht verſinken, ich weiß, wie man verſinkt. Komm', wir gehen zu ihm.“

Hand in Hand gingen Vater und Tochter nach der Kammer Peters, er war nicht dort, ſie gingen nach dem Stalle, dort ſaß er auf dem Futtertrog bei dem neugeborenen Füllen.

Wenn die todte Mutter auferſtanden und dahergekommen wäre, Peter hätte nicht mehr erſtaunen können, als da er jetzt den Vater und Thoma Hand in Hand vor ſich ſah.

„Peter," ſagte der Vater, „ich verzeih' Dir Alles, wie ich zu Gott bitte, daß er mir verzeihen ſoll. Und kränke Dir Dein Herz nicht ab, Du biſt nicht ſchuld am Tod der Mutter, ſie iſt ſchwer krank geweſen, der Doctor hat mir's geſtanden. So red' doch, ſo ſag' doch ein Wort."

„Iſt recht," ſagte Peter, „iſt recht. Ich danke."

„Willſt Du nicht mit uns gehen?"

„Nein, ich will dableiben, ich bin am beſten da, ich wollt', ich wär' ſo ein Roß; ſo ein Stückle Vieh, das hat's doch am beſten auf der Welt."

„Komm mit, lieber Bruder."

„Ich bin Dein lieber Bruder nicht, laß mich in Ruh'."

Vater und Tochter gingen in die Stube und dort erzählte der Vater, was die Selige — er ſchluchzte laut, als er das Wort ſagte — geſprochen habe, als Thoma weggegangen war, und Thoma erzählte von der Kreisräthin und von Anton.

Die ganze Nacht ſaßen Vater und Tochter bei der Leiche. Als es tagte, ſagte Landolin:

„Die Mutter ſieht den Tag nicht mehr."

Der Vater ſuchte jetzt Ruhe und auch Thoma ging in ihre Kammer, ſie fand aber keinen Schlaf.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Der Regen war fortgezogen und wieder gekommen und schien sich jetzt erst recht heimisch zu machen im Thal und auf den Höhen.

Als Landolin hinter dem Sarge seiner Frau die Freitreppe hinabstieg, griff er von Stufe zu Stufe mit der linken Hand an die Mauer des Hauses, wie der Stützung bedürfend. Die Schulkinder, die im Hofe das Grablied sangen, schauten auf zu dem verstörten Manne.

Das Begräbniß der Frau, bei dem man die Worte des Pfarrers kaum hörte vor dem Praffeln des Regens auf die ausgespannten Schirme, hatte nur ein geringes Grabgefolge, obgleich sie geehrt und geliebt war in der ganzen Gegend. Denn zur selben Stunde, da hier die Glocken läuteten, läuteten sie auch drüben auf dem Berge in Höchenbrand, dem höchsten Dorfe der Landschaft, wo der Wälderjörgli begraben wurde. Darum war auch Anton nicht hier, er mußte den

Kriegerverein anführen, der in seiner Gesammtheit beschlossen hatte, dem letzten Einungsmeister die letzte Ehre zu erweisen.

Unter den Männern mit langen schwarzen Mänteln, die den Sarg der Frau Landolins trugen und von Zeit zu Zeit abwechselten, war einer gewesen, der vom Hause weg bis zum offenen Grab nicht von der Stelle wich; es war Tobias. In der kurzen Zeit, seit er vom Hofe entlassen wurde, hatte er schnell gealtert, von der ehemaligen Pfiffigkeit in seinem Antlitze war nichts mehr zu sehen.

Als das Grabgefolge den Kirchhof verließ, sah man die Schaubkäther am Grabe ihres Sohnes knieen, sie hatte keinen Schirm, den doch auch der Aermste besitzt, sie kniete auf dem Boden und ließ den Regen sich auf ihr rothes Kopftuch und ihr Gewand ergießen und schaute nicht um.

„Ich möcht' zu ihr gehen," sagte Thoma, „ich mein', jetzt in unserer Trauer geht ihr ein gutes Wort von uns vielleicht eher ein; aber ich fürchte, sie schimpft und rast jetzt beim frischen Grabe der Mutter."

Landolin und Thoma gingen vorüber, und ihnen nach wendete sich der Blick der Schaubkäther und ihre Faust ballte sich. Hatte sie doch erwartet, daß die Trauernden sich zu ihr wendeten?

Ein Mensch, mit den todbringenden Wellen des Stromes kämpfend, schreit unwillkürlich auf nach Hülfe, auch wenn er des Lebens überdrüssig ist. So auch,

umfluthet von Schmerz und Gram, von Haß und Rache, lauſcht die trauernde dumpfe Seele nach einer befreienden Rettung, nach einem beſchwichtigenden Wort.

Warum hilft mir Niemand? hatte Landolin ſo oft gedacht, vielleicht fragt jetzt auch die Verlaſſene und Verbitterte dort: Warum hilft mir Niemand?

In Landolins tiefe düſtere Trauer um den Tod der Frau leuchtete es wie ein Stern, daß er die Liebe ſeines Kindes wieder gewonnen. Er ſchaute auf Thoma, die neben ihm ging und über ſein gramdurchfurchtes Antlitz blitzte es wie ein ſchneller Freudenſtrahl. Er hörte wohl, was Thoma geſagt hatte, aber er konnte jetzt an keinen fremden Menſchen denken.

Daheim im Hof, in der Stube, in der Kammer, da war's, als ob all den lebloſen Dingen etwas geraubt wäre, das ſich nicht nennen ließ, und als ob Alles darauf warte, daß die Todte wiederkäme, um mit ihrem warmen Blicke zu grüßen.

Wortlos, mit dem Blick zum Boden geſenkt, ſaß Landolin in ſeinem Stuhle, als der Pfarrer ſich im Trauerhaus einſtellte. Der Pfarrer ſprach tröſtliche Worte, und als er weggegangen war, ſagte Landolin hinter ihm drein: „Er geht wieder. Er iſt für ſich und Niemand iſt mehr für mich.“

Der Taktſchlag der Dreſcher weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Dieſe Töne waren ihm doch nichts Fremdes, aber ſie ſchreckten ihn aus dem Stuhle auf. Heute am Begräbnißtage der Bäuerin driſcht man

weiter? Aber freilich, man kann bei dem ständig strömenden Regen den Dienstboten und Taglöhnern nichts Anderes zu thun geben.

Der Bruder der verstorbenen Frau kam, er zeigte sich seit der Verlobung Thoma's zum ersten Male wieder; er sprach nicht viel, und erst als Thoma kam, die in gefaßter Selbstverleugnung Alles aufrichtete, kam es zu guten Worten. Es wurde ausgemacht, daß für die Verstorbene auch in ihrem Geburtsdorfe eine sogenannte schwarze Messe gelesen werde. Der Ohm fragte nach Peter, dieser wurde herbeigerufen, man setzte sich zu Tische, man aß, und als der Ohm ging, begleitete ihn Peter, der kaum ein Wort gesprochen hatte.

„Komm dann wieder herauf, Peter," rief ihm der Vater nach, Peter antwortete nicht und kam auch nicht wieder.

Die frühere wortkarge Verschlossenheit Peters war von diesem Tage an noch viel strenger wiedergekehrt.

Als Licht angezündet wurde, sagte Landolin:

„Das ist ihre erste Nacht im Grabe, ich wollt', ich läge neben ihr in der Erde."

Thoma suchte den Vater zu trösten und er sagte, ins Licht schauend:

„Wirst sehen, der Anton kommt noch heute, wenn er von Höchenbrand zurück ist. Und wenn er nicht kommt, weißt Du, was ich thu'? Ich geh' morgen zu ihm, ich hab' keinen Tag mehr zu verlieren. Besser wär's, ich ging' gleich heut, jetzt."

„Vater! Es regnet, was vom Himmel herunter kann, und heut an dem Tag, da dürfet Ihr nicht; Ihr seid doch auch schon bei Jahren und dürft Euch keinen Schaden thun.“

„Hast recht, ich folg' Dir. Sag' dem Peter gut' Nacht von mir.“

Lautlos war's im ganzen Hause, Landolin und Thoma schliefen, von der Ermüdung des Schmerzes überwältigt. Peter wälzte sich lange in seinem Bette umher, er fand erst den Schlaf, als er sich vorgesetzt hatte, er wolle dem Vater wieder alle Ehre und Macht geben. Das wollte er thun, sagen wollte er's aber nicht, denn er war wieder, und mehr als je, der wortkarge Peter geworden.

Sechsundſechzigſtes Kapitel.

Der Tag erwachte, aber es ſchien kein Tag, der Regen hatte aufgehört, aber dichte Wolken hüllten noch Berg und Thal in tiefe Schatten.

Als Landolin mit Thoma wieder allein war, ſagte er:

„Ich bleib' nicht auf dem Hof, ich zieh' zu Dir auf die Sägmühle und Du wirſt mich gut halten, und ich bin jetzt ſo, daß der Holländer der richtige Kamerad für mich iſt, und unnütz oder gar überläſtig werde ich Euch nicht ſein. Der Peter kann den Hof übernehmen und Dir herauszahlen. Ich glaub', er hat's auf eine Tochter vom Titus abgeſehen. Meinetwegen! Ich will nichts dagegen haben, aber ich will die paar Jahre noch bei Dir bleiben; und wenn ich ſterb', begrabet mich neben der Mutter."

Thoma nickte ſtill, dann ſagte ſie: „Ich möcht' der Frau Kreisräthin Beſcheid ſagen laſſen, wie es jetzt bei uns iſt; ſie hat Gutes an uns Beiden gethan."

„Rechtſchaffen, und zur Hochzeit laden wir ſie und ſie muß Brautführerin ſein an der Mutter Stelle. Die Mutter in der Ewigkeit wird ſich mit Eurem Glück freuen; ſie hat's voraus geſagt, ſie hat nur gemeint, Du bringſt den Anton gleich mit."

Es läutete und Thoma ſagte, es ſei Zeit zur Kirche zu gehen, wo die Seelenmeſſe für die Mutter geleſen wird. Landolin und ſeine beiden Kinder gingen zur Kirche. Die Schweigſamkeit Peters konnte nicht auffallen, denn Niemand ſprach ein Wort.

Als man die Kirche wieder verließ, waren die Wolken verflogen, nur noch da und dort kroch eine Flocke, immer mehr zerfetzt, die Waldberge hinan. Gottlob! Die Sonne iſt wieder da, empfand Jegliches, und die gramvollen Geſichter erhellten ſich.

Peter trennte ſich ſofort im Hofe von Vater und Schweſter und befahl mit kurzen Worten, daß Alles ſich aufs Feld mache, wo man geſchnittenen Hafer liegen hatte, um ihn zu binden und in Garben zum Austrocknen aufzuſtellen; dann ging er nach dem Stall, und bald kam Landolin und ſagte, man ſolle ihm ein Pferd ſatteln, er wolle in die Sägmühle zu Anton und ſeinem Vater reiten.

„Ja, Vater, die Fuchsſtute könnt Ihr nicht nehmen, die hat erſt vor ein paar Tagen gefohlt."

„So laß mir den Rapp-Hengſt ſatteln."

„Ja, Vater, ich brauch' ihn eigentlich ins Feld und—"

„Was und?“

Ein erſchreckter, vielleicht aber auch ein böſer Blick Peters traf den Vater, da er dieſe Worte ſo ſcharf ausſprach, er wiederholte ſie aber noch ſchärfer:

„Was und?“ So red' doch! Du haſt doch ſonſt reden können und wie!“

Peter rang offenbar mit ſeinem Zorn, da er mit gehaltenem Tone erwiderte:

„Der Rapp-Hengſt iſt nicht mehr gut zum Reiten, ich weiß nicht, wie es kommt; Ihr könnet ihn nicht reiten.“

„Ich kann nicht? Ich kann den böſeſten Gaul reiten,“ rief Landolin, die Fauſt erhebend, indem er nach dem Stall ging und den Rappen loskettete.

Landolin hatte dieſe Worte ganz einfach geſagt, da ſein Stolz beleidigt war, daß es ein Pferd geben ſolle, das er nicht reiten könne. Peter aber deutete dieſe Worte ganz anders, der Vater hatte offenbar ſagen wollen, daß er auch ihn wieder unterkriegen könne.

Der Rappe war geſattelt, Landolin neſtelte den Hund los, dann ſtieg er auf.

Thoma war in den Hof herabgekommen, der Vater reichte ihr die Hand und ſagte: „Wenn wir nicht in Trauer wären, müßteſt Du mir einen Rosmarinzweig mit rothem Band an den Rock ſtecken.“ Die Kühe wurden eben zur Tränke herausgelaſſen, und Landolin rief: „Thoma! Die Preiskuh, die kriegſt

Du im Voraus. Nun behüt' Euch Gott. Peter, gieb mir auch eine Hand. Ich komm' noch manchmal zu Dir von der Sägmühle herauf."

Er trieb das Pferd an, daß es sich hoch aufbäumte und Funken aus dem Pflaster aufsprühten, just dort an der Stelle, wo damals Vetturi niedergestürzt war.

Landolin bemeisterte das Pferd mit starker Kraft. Die Tochter und der Sohn schauten unter dem Hofthore ihm nach, wie er auf der Straße dahin den Rappen tänzeln ließ; der Vater erschien wieder in seiner ganzen Stattlichkeit, und dort, wo der Weg thalwärts in den Wald einbiegt, grüßte Landolin, nach rückwärts gewendet, den Hut lüpfend.

Als Thoma sich wieder nach dem Hause wendete, kam von der andern Seite eine offene Kutsche angefahren, und drin saß die Kreisräthin mit ihrem Bruder, dem Staatsanwalt. Sie hielt vor dem Hause an, der Staatsanwalt fuhr weiter ins Land hinein, die Kreisräthin stieg ab; sie war gekommen, um die Trauernden zu trösten, und hörte zu ihrer großen Freude, auf welchem Wege jetzt Landolin war.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Während Landolin zu Thal ritt, hatte sich Peter den andern Rappen gesattelt, kleidete sich dann sonntäglich an und ritt, in den Mantel gehüllt, von Niemand beachtet, die Straße entlang zur Amtsstadt hinab über die Brücke, die noch kaum freistand von den Wassern, die gewaltig rauschten und brausten und losgerissene Stämme an die Brückenpfeiler schwemmten, daß die Brücke schwankte. Am Wirthshaus zur Krone ließ sich Peter einen Schoppen auf den Gaul geben; dann trabte er den jenseitigen Weg hinan zur Hochebene, wo Titus wohnte.

Peter schaute nicht viel um, nur einmal hielt er an und betrachtete sich die seltsame Erscheinung, denn auf den Felsen am Wege waren Hühnergeier in großer Zahl, und es waren offenbar Junge dabei, denen die Alten zuredeten und sie zum Fliegen ermunterten; sie wagten es auch und in dem Jauchzen, das sie ausstießen, mußte eine Fülle stolzen Glückes liegen; das

Neſt war ſo eng und die Luft iſt ſo weit und überall fliegt Beute, die zu haſchen und zu würgen iſt, ... wenn die Jungen ihre Flugkraft kennen, fragen ſie nichts mehr nach den Alten.

„Wohin ſchon?“ wurde Peter gefragt, der Fragende war ſein ehemaliger Knecht Fidelis, der jetzt beim Titus in Dienſt war.

„Gut, daß ich Dich treffe. Iſt der Titus daheim und —“ er wollte gewiß ſagen: und die Tochter auch? aber er hielt es zurück. Fidelis bejahte, und ohne weiter ein Wort an den Knecht zu verſchwenden, ritt Peter fürbaß. Der Hof des Titus ſtand nicht ſo einſam, wie der Landolins; es waren mehrere Häuslerwohnungen in der Nähe, Titus hatte Häuſer und Felder von Auswanderern angekauft und zu ſeinem Gute geſchlagen. Das Hofthor war weit offen, und drin ging's luſtig her, man hatte eben ein großes Schwein geſchlachtet, und die Tochter des Titus ſtand mit aufgeſtreiften Hemdärmeln dabei.

„Da kommt ja der Peter von Reutershöfen,“ ſagte der Metzger, das Meſſer zwiſchen den Zähnen herausnehmend, „was will der heut ſchon? Geſtern hat man ja erſt ſeine Mutter begraben. Mariann', der wird doch nicht Dich heirathen wollen? Wer Dich heirathet, der kriegt den alten Glauben wieder.“

„Was für einen?“ entgegnete Marianne.

„Der lernt wieder an Hexen und Drachen glauben.“

Das Mädchen lachte hellauf.

Peter grüßte vom Pferde herab die Haustochter, behend absteigend wollte er ihr die Hand reichen, sie aber sagte, sie habe nasse Hände und könne ihm keine reichen, und verschwand.

Peter ging in die Stube. Titus saß hinter einem großen Tisch und rechnete aus mehreren vor ihm liegenden Papieren.

„Ei Du bist's!" rief er Peter entgegen, „kommst just geschickt zur Metzelsuppe. Hast also doch noch über die Brücke gekonnt. Unsere Feuerwehr ist ausgerückt zur Hülfe in der Wassersnoth im Thal. Setz' Dich. Was bringst Du Gutes?"

Peter machte nicht viel Umstände und erzählte sein Begehr. Die Mutter ist todt, der Vater ist heute zu Anton geritten und bringt die Sache mit Thoma wieder in die Reihe, er giebt das Gut ab, und zieht zur Tochter auf die Sägmühle. „Also," schloß Peter, „Ihr wisset schon, was ich mein', ich brauch' eine Frau."

„Du gehst schnell voran," entgegnete Titus, „ich für mich habe nichts dagegen; hast Du schon mit der Mariann' gesprochen?"

„Nicht so ganz, aber es wird nicht fehlen."

„Denk' auch. Soll ich die Mariann' rufen?"

„Ja!"

Titus schickte eine Magd nach der Tochter, sie ließ sagen, der Vater möge zuerst ein wenig zu ihr kommen."

„Was ist das?" sagte Titus; er war es nicht ge-

wohnt, daß ein Kind einem Befehl von ihm Widerstand entgegensetzte. „Mit Verlaub," fügte er gegen Peter hinzu und verließ die Stube.

Peter wurde es ganz eng; wie wäre es, wenn er abgewiesen heimreiten müßte? Er hatte vielleicht eine Ahnung davon, was jetzt zwischen Titus und seiner Tochter gesprochen wurde, denn diese sagte:

„Vater, wollet denn Ihr, daß ich den Peter nehme? Gestern hat man seine Mutter begraben und heute reitet er auf die Freierei."

Titus erklärte, daß das nichts zu bedeuten habe, und als Marianne einen Abscheu gegen Peter aussprechen wollte, fuhr er entschieden drein: „Der Peter ist ein rechter Bauer und da fragt sich weiter nichts, Du nimmst ihn. Zieh Dich besser an und komm bald nach."

Er kehrte zu Peter zurück und sagte: „Die Sache ist in Ordnung."

In ihrer Kammer aber sagte Marianne zu der alten Magd: „Ich nehm' ihn und ich muß ihn nehmen, aber er soll es büßen, er soll spüren, wer ich bin."

Sie kam in die Stube. Ohne weiteres Wort reichte ihr Peter die Hand und sagte, das sei nur für einstweilen, denn morgen oder am Sonntag werde sein Vater kommen und, wie es der Brauch, um sie anhalten.

„Ja, Dein Vater!" unterbrach Titus, „weiß er denn, daß Du hierher bist?"

„Mein Vater braucht nichts mehr zu wiſſen, ich habe den Hof ſchon lang in der Hand und habe ihn nur noch vor der Welt was gelten laſſen.“

„Ja, weiß denn Dein Vater auch, daß ich zu denen gehört habe, die Schuldig geſagt haben?“

„Das weiß er nicht und braucht es auch nicht zu wiſſen.“

Während man noch ſo ſprach, kam Fidelis herein und erzählte, er ſei einem Boten begegnet, der zum Arzte geſchickt worden ſei, denn Landolin ſei ins Waſſer geſtürzt, man habe ihn herausgezogen, er ſei aber noch in Lebensgefahr. Peter konnte nun nicht bleiben und während die Metzelſuppe angerichtet wurde und ihm der Mund danach wäſſerte, mußte er davon reiten.

Von allen Kirchthürmen auf den Bergen und im Thale läutete es Sturm; man rief um Hülfe in der Waſſernoth.

Achtundſechzigſtes Kapitel.

Die wilden Waſſer rauſchen von Berg zu Thal, in allen Rinnſen quillt's und plätſchert's, ſelbſt durch die Mitte der Straße hat ſich ein kleiner Bach den Weg geriſſen; das thut Alles ſo luſtig, und morgen iſt's nicht mehr da. In den Feldern arbeiten die Menſchen emſig, man ſchneidet alljährlich das Gras, das Getreide, die Waldbäume wachſen Jahre lang, dann fällt ſie die Axt, dann entwurzelt ſie der Sturm, nur die Erde bleibt, darin man den Menſchen begräbt. . . .

Dort im Tobel unweit des Teufelskeſſels liegt eine entwurzelte Tanne, Niemand kann ſie heraufholen, im Sommer bröckelt ſich der Grund, im Winter läßt das Eis nicht Fuß faſſen. So viele, viele Jahre hat der Baum am Abgrunde geſtanden und ſich mit der Wurzel in den Felsgrund eingekrallt; das vom Bachſturz verſpritzte Waſſer hat ihn ſo reich genährt, und jetzt vorbei, todt, zum Vermodern . . . Schad' um den ſchönen, werthvollen Stamm, das war der eigentliche Schlußgedanke Landolins.

Der Rapp-Hengst wieherte lustig, dann schaute er zurück zu seinem Herrn, der die Zügel so schlaff hielt. Landolin raffte sich zusammen und faßte die Zügel stramm. Schau, dort kommt die Schaubkäther mit einem Bündel dürren Reisigs.

„Wart', ich komm'," rief Landolin der Schaubkäther zu, sie hielt still und warf das Holzbündel ab. Landolin stieg vom Pferde, und die Zügel haltend, sagte er:

„Käther, meine Frau ist todt."

„Muß so sein. Man hat sie ja begraben."

„Ich möcht' gut mit Dir reden. Wer weiß, wie lang Du noch lebst und wie lang' ich." Mit tiefer Zerknirschung setzte er leise hinzu: „Du hast Deinen Sohn verloren und ich werde von meinem Sohn fast zu Tode gemartert. Ich büße —" Ein teuflisches Lachen unterbrach ihn, der Hund umschnupperte die Alte, Landolin rief ihn zu sich und fuhr fort: „Ich möcht' Dir Gutes thun."

„So häng' Dich," rief die Schaubkäther, eilte nach ihrem Reisigbündel und löste den Strick ab, „da, da hast Du, häng' Dich an den Baum da, das ist das Einzige. Ich will Dich zappeln sehen."

Landolin bestieg wiederum das Pferd und ritt davon, er schaute nicht um, er sah nicht, wie die Schaubkäther mit dem Strick in der Hand abseits der Straße durch den Wald ihm nacheilte.

Landolin kam ins Thal. Das ist jetzt eine ganz

fremde Landſchaft; das ganze Thal war überfluthet und die Sturmglocken läuteten drüber hin. Ein Geierpaar flog von der jenſeitigen Höhe und kreiſte und kreiſchte über dem Waſſer, wer weiß, ob es nicht von jenen war, die Peter beobachtet hatte. Und jetzt kam eine Schaar Raben dahergeflogen und wiegte ſich krächzend hin und her. Landolin ſchaute in die Landſchaft, ſchaute in die Luft, dann ſchüttelte er den Kopf. Dort ragt noch die Brücke aus dem Waſſer und jenſeits iſt die Sägmühle Antons. Landolin ſpornte den Rappen, er ſtampfte ins Waſſer; der Hund watete daneben und jetzt ſchwamm er und ſchaute nach ſeinem Herrn, wie wenn er ihn bitten wollte, doch umzukehren. Aber Landolin ritt immer weiter und weiter.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Drunten im Thal war die Sägmühle Armbrusters gestellt, denn die wilden Wasser rauschten durch die eine Thüröffnung herein und aus der andern heraus, und man hatte nur ständig zu arbeiten und zu wehren, die vom Oberlande herströmenden Anfluthungen, die bald lebendige Waldbäume, bald gefällte Stämme und Bruchstücke von Häusern brachten, von dem Gebäude abzustoßen, damit es nicht umgerissen und fortgeschwemmt werde.

Rings um die Sägmühle bis hinauf zur Einbindstätte und bis hinab zu den hochaufgeschichteten gesägten Brettern herrschte Treiben und Schreien und Stampfen von Menschen und Pferden, denn gute Gesellen Antons waren gekommen, ihm in der Gefahr beizustehen. Sie wateten mit ihren hohen, bis an die Hüften reichenden Stiefeln in den Fluß und schrieen einander zu, das Rauschen und Brausen des Stromes übertönend. Man trug die Bretter höher hinauf bis

an den Waldrand, und es klappte und ſchallte weithin, wenn man die Bretter auf die Schichten fallen ließ.

Anton war bald hier bald dort und legte ſelbſt emſig Hand an. Alte Leute, die zu Hülfe gekommen waren, ſagten:

„Solch eine Ueberſchwemmung haben wir noch nie erlebt, und ſie muß im Oberland noch viel ſchlimmer ſein.“

Denn immer mehr Trümmer wälzten die braunen Wellen heran, und manchmal ſah man auch eine Kuh oder ein Rind daherſchwimmen, die laut aufſchrien und dann verſanken.

„Die Brücke ſteht noch,“ ſagte ein Kamerad zu Anton, der eben half, die Haken aus den in die Höhe geſchleppten Stämmen herauszuziehen und die Pferde abzuſchirren. „Was iſt denn das da? Dort reitet ein Mann über die Brücke. Herrgott, iſt das nicht der Landolin?“

Anton durchſchauerte es; der Schweiß, den er ſich eben von der Stirn trocknen wollte, war plötzlich kalt geworden.

„Schau!“ fuhr der Kamerad fort. „Was iſt denn das? Jetzt drängt ſich Etwas an ihn mit einem rothen Tuch auf dem Kopf; iſt das nicht die Schaubkäther, Anton? Siehſt Du es auch, oder ſehe nur ich's?“

„Ja, ja!“ preßte Anton hervor. „Ich ſehe es auch. Der will zu mir. Komm', komm' ſchnell!“

Sie ließen die Pferde ſtehen, ſie warfen die Haken auf den Boden und eilten hinab ans Ufer. Dort ſchwamm eben der Hund Racker heran und ſprang ans Ufer; er ſchüttelte den Kopf, wendete ſich und bellte nach dem Waſſer hinab. Schnell löſten die Beiden einen Kahn vom Ufer, der Hund ſprang hinein, und ſie ſteuerten hinaus, von den Wellen fortgetrieben. Da zeigte ſich der Zipfel eines Gewandes, der Hund ſprang aus dem Kahn, faßte den Zipfel, und die beiden Männer legten Haken an und zogen den ſchweren Landolin herauf. Sie legten ihn in den Kahn, fuhren mächtig rudernd ans Ufer, andere Männer kamen herbei, man trug Landolin ins Haus und machte Belebungsverſuche. Anton ſchickte ſofort ſeinen Kameraden hinauf zu Thoma.

Siebzigstes Kapitel.

Die Kreisräthin war wieder heimgekehrt, da kam der Bote von Anton, Thoma und Peter sollten sofort nach der Mühle kommen; Anton habe mit Lebensgefahr den Altschultheiß aus dem Wasser gezogen, das Pferd sei ertrunken.

„Aber mein Vater? Lebt er?“ rief Thoma. Der Bote berichtete, daß man bei seinem Weggang noch Belebungsversuche gemacht, Landolin scheine wieder zu sich zu kommen.

So eilig, als der von den wilden Wassern zerrissene Weg gestattete, stürmte nun Thoma ins Thal, am Ufer des Flusses lag ein Kahn und Anton rief aus demselben: „Er lebt!“

Der Kahn mußte erst weit hinauf fahren, um sich dann von der Strömung ans andere Ufer treiben zu lassen, heranbrausende zerrissene Flöße und Waldbäume mit Wurzel und Gezweige machten die Ueberfahrt beschwerlich und lang.

„Gieb mir auch eine Ruderſtange, ich hab' ſchon geſehen, wie man's macht," bat Thoma, Anton willfahrte ihr, aber das Ruder entglitt der Hand Thoma's und ſchwamm davon.

„Halt' Dich ſtark und gut wie immer," das war das Einzige, was Anton zu Thoma ſagte.

Man kam ans Ufer.

Thoma eilte zu ihrem Vater, der alte Sägmüller war bei ihm und auch der Arzt. Landolin hatte die Hand auf den Kopf des Hundes gelegt, der neben dem Lager ſtand, der Sägmüller neſtelte das Stachelhalsband los, damit ſich Landolin nicht ſteche.

Der Arzt winkte Thoma, ſich noch ruhig und entfernt zu halten, und ſie hörte, wie der Vater ſtöhnend rief:

„Wo iſt ſie? Die Käther? Die Käther! Strick um den Hals!"

Thoma ließ ſich nicht mehr halten und drang vor, kniete am Lager des Vaters und faßte ſeine Hand.

„Iſt ſchön, daß Du da biſt. So iſt's recht," ſagte Landolin, „komm' her, Anton, ich hab' ſie für Dich . . . der Wald iſt vor Allem Dein und die Preiskuh und —"

Er hauchte ſeinen letzten Athem aus.

Als Peter kam, fand er nur noch die Leiche ſeines Vaters.

Am Tage, an dem man Landolin begrub, wurde

die Leiche der Schaubkäther ans Land geschwemmt, sie hatte einen Strick krampfhaft in der Hand.

* * *

Wir begegnen dem Peter vielleicht ein andermal. Heute ist er Meister auf dem Hofe, er heißt aber nur so, denn er ist, wie man sagt, nicht Meister über einen Pfennig; er hat die Tochter des Titus geheirathet, und die soll gar scharf sein, Manche sagen sogar bös.

Anton Armbruster ist Bürgermeister in Rothenkirch und Thoma weiß die Würde, die ihr davon zukommt, gebührlich zu tragen.

Ende.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zu Beginn des Jahres wurden complet:

Franz Dingelstedt's
Sämmtliche Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden.

Preis complet, 12 Bände elegant in 6 Bände gebunden, 57 Mark.

Aus dieser Gesammtausgabe werden auch

einzelne Werke mit Separattiteln

in gebundenen Exemplaren abgegeben, und zwar:

Künstlergeschichten.
Eleg. geb. M. 5,50.

Bunte Reihe.
Eleg. geb. M. 5,50.

Wanderbuch.
Eleg. geb. M. 5,50.

Bade-Novellen.
Eleg. geb. M. 5,50.

Unter der Erde.
Novelle in 3 Büchern. Eleg. geb. M. 5,50.

Die Amazone.
Roman in 12 Kapiteln. Eleg. geb. M. 5,50.

Lyrische Dichtungen.
2 Bde. Elegant in 1 Bd. geb. M. 9,50.

Theater.
4 Bde. Eleg. in 2 Bde. geb. M. 19,00.

In unſerm Verlage erſcheinen demnächſt:

Im Hauſe der Väter.

Roman

von

Otto Roquette.

8°. Elegant geheftet 5 Mark.

Croquet.

Roman

von

Guſtav zu Putlitz.

2 Bde. 8°. Elegant geheftet 9 Mark.

Vier Novellen und Erzählungen

von

Rudolph Lindau.

8°. Elegant geheftet 4 Mark.

Neue Novellen

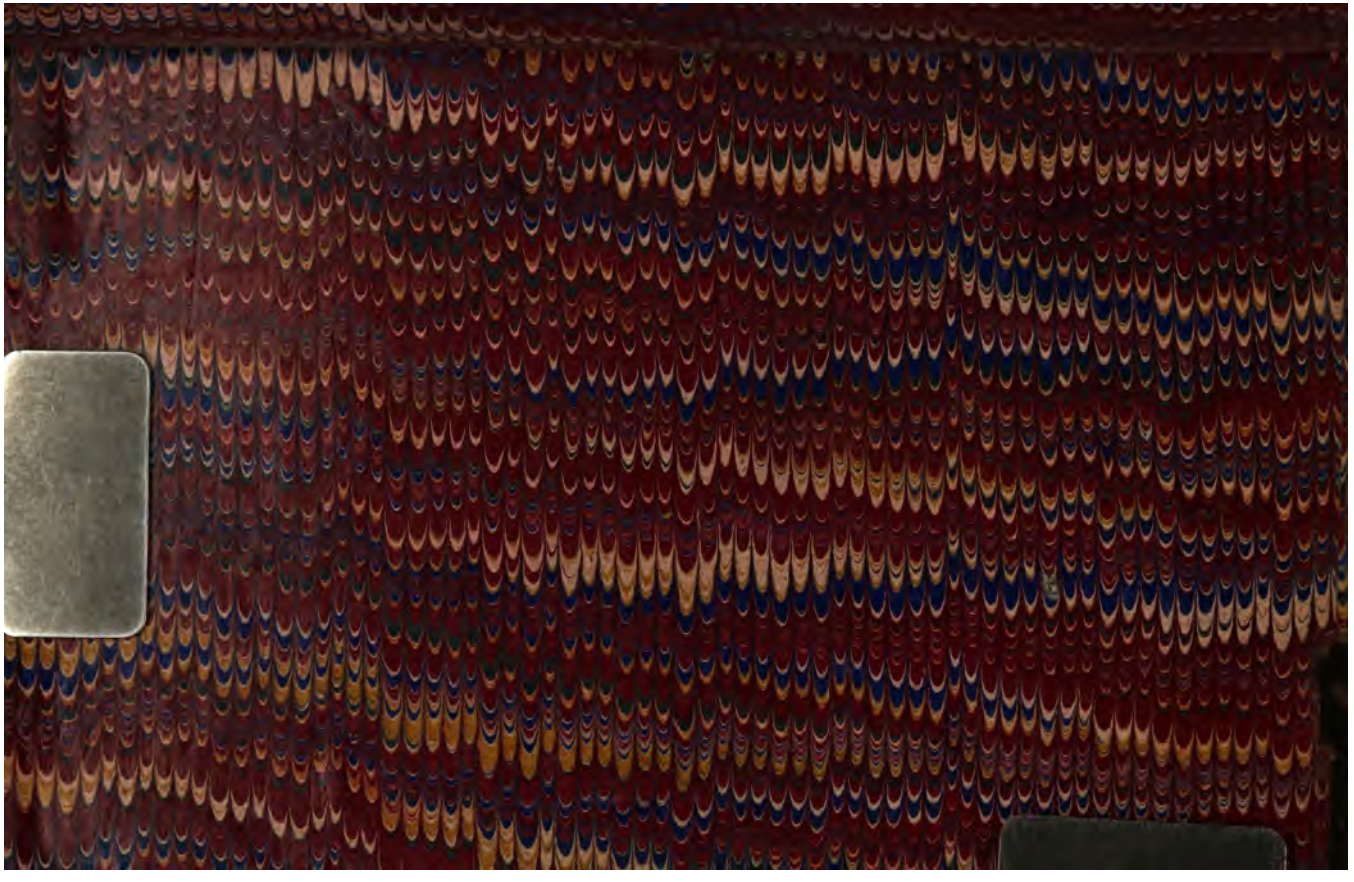
von

Theodor Storm.

8°. Elegant geheftet 4 Mark.

Karin von Schweden

von

Wilhelm Jenſen.

8°. Elegant geheftet 4 Mark.